Ludwig Uhland's

Dramatische Dichtungen.

Für Schule und Haus

erläutert von

Dr. Heinrich Weismann.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1863.

☞ Siehe die dritte Seite des Umschlags.

Ludwig Uhland's

Dramatische Dichtungen.

Für Schule und Haus

erläutert von

Dr. Heinrich Weismann.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1863.

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main.

Vorwort.

Diese Schrift verdankt ihr Entstehen zunächst der Aufforderung, den abhandelnden Theil der Einladungsschrift dieses Jahres zu den Prüfungen der Musterschule in Frankfurt a. M. zu übernehmen. Da der Verf. als Lehrer der Literatur und Geschichte an dieser Schule schon oft den Eindruck wahrnehmen konnte, den die eingehende Behandlung des „Ernst von Schwaben“ auf Geist und Gemüth der Jugend hervorbrachte, glaubte er, der Schule überhaupt einen Dienst zu erweisen durch eine sorgfältige Zusammenstellung dessen, was dem Lehrer für den Unterricht und dem Gebildeten überhaupt zu leichterem und völligerem Verständniß der Tragödie wünschenswerth sein könnte. So entstand die Abhandlung über „Herzog Ernst.“ Der Beifall Vieler, namentlich von Seiten des Lehrerstandes, ermunterte den Verf., in ähnlicher Weise auch das Drama „Ludwig der Bayer“ zu behandeln. Die Quellen, aus denen der Dichter geschöpft hat, waren hier reicher, die Aufgabe dadurch verwickelter und mühsamer; große Freude machte es dem Verf., daß ein Verzeichniß dieser Quellen, das ihm, nachdem er bereits den historischen Theil der Abhandlung vollendet hatte, sein Freund, Prof. W. Holland in Tübingen, aus den Papieren des Dichters mittheilte, vollständig übereinstimmte mit dem von ihm selbst benutzten Chronisten.

Auch in dieser zweiten Abhandlung hat der Verf. seiner geschichtlichen Darstellung des Stoffes die Ueberlieferung des bedeutendsten gleichzeitigen Chronisten zu Grunde gelegt und aus andern Chronisten nur das eingefügt, was der Dichter in sein Bild verwoben hat. Daß er hier ausführlicher geworden ist, wird der größere Zeitraum, den das Drama umfaßt, und die wildere Gährung der Zeitverhältnisse rechtfertigen. Reichen Lohn der mühevollen Arbeit würde er darin finden, daß er durch dieselbe beide herrlichen Werke des Dichters in den höheren Schulen wenigstens heimisch machen könnte. Dann würde die jetzige Verlagsbuchhandlung, die bereits eine Volksausgabe der Gedichte und Dramen angekündigt hat, gewiß auch eine Einzelausgabe der Dramen mit den nothwendigsten historischen, sachlichen und sprachlichen Erläuterungen für die Schule veranstalten. Zu diesem Zwecke richtet der Verf. an alle seine Mitarbeiter am Werke der Jugendbildung die freundliche Bitte, seine Arbeit einer strengen Prüfung zu unterwerfen, damit durch den Austausch der Ansichten die Arbeit gefördert werde. Seit dem Frühjahre, wo die erste Abhandlung gedruckt wurde, sind unterdeß drei wichtige Schriften über den Dichter Uhland erschienen von Fr. Notter, O. Jahn und Vischer, die wir nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Kaum zu begreifen ist, wie Schwab und Pfizer, die vertrauten Freunde, von den Dramen ganz schweigen konnten; fast sollte man glauben, Wienbarg habe Recht, wenn er behauptet (S. 18): „Uhland, der gefeierte Balladendichter, ist nur der in tausend Stücke gesprungene Uhland, der unbekannte oder kühl und schnöde beseitigte Dramendichter!“ Aber auch Wienbarg schießt weit über das Ziel hinaus mit dem Ausspruch: „Uhland war von Geburt Dramatiker und hätte sich ohne Zweifel zum bedeutendsten aufgearbeitet, wäre ihm die gebührende Anerkennung zu Theil geworden. Ohne seine Dramen kann man ihn nicht messen (was wir gewiß gerne unterschreiben); und hat man

dieses Maß, so weiß man, was an ihm verloren gegangen." Hätte Uhland wirklich und vorzugsweise den Beruf zum Drama in sich gefühlt, es hätte ihn der Mangel des Beifalls nie abgehalten, seine Bahn weiter zu gehen und seinen Beruf zu erfüllen; daß er aber seine bedeutende Befähigung zu dramatischen Werken gar nicht weiter entwickelte, die sich in den, zum Theil zum ersten Male von Notter veröffentlichten Jugendarbeiten und Bruchstücken auch nach dem Lustspiel hin ergiebig zeigt, daran trägt sicher die unbegreifliche Theilnahmlosigkeit der Bühne nicht geringe Schuld. Was Friedr. Notter's „L. Uhland, sein Leben und seine Dichtungen" betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir das umfassende Werk mit großer Spannung in die Hand genommen, aber nicht ohne manichfache Enttäuschung gelesen haben. Es scheint uns, als habe der durch frühere Leistungen in dem Gebiete der Poesie wohl verdiente und zu einer solchen Arbeit berechtigte Verfasser, der unmittelbar nach Uhland's Tode durch sein schönes, warmes Gedicht Viele erfreute, durch das Streben nach Unparteilichkeit sich verleiten lassen, das Einzelne allzu sehr unter die Lupe zu nehmen und mit dem kritischen Zollstab sozusagen jeden Vers und Gedanken auszumessen; bei der Eile, mit der die Arbeit, wie er selbst beklagt, vollendet werden mußte, macht dies einen um so peinlicheren Eindruck und der Verf. erscheint uns zuweilen wie ein advocatus diaboli, der Alles aufzusuchen bemüht ist, was der Beatifikation des Verstorbenen entgegengesetzt werden könnte. Bei dem vielen Tüchtigen und auch Neuen, das die Schrift bringt, möchten wir wünschen, daß der Verf. in einer zweiten Auflage, — versteht sich, nach seiner Ueberzeugung — den Dichter uns warm, lebendig und treu in abgerundeterer Darstellung schildere, wie er sich selbst gegeben in seinem Leben und Streben, und aus seinen eignen Dichtungen den Maßstab ihrer Beurtheilung nehme, ohne die stets mißliche Vergleichung und Abwägung mit den Gedichten Andrer. Uhland der deutsche Mann und Uhland

der deutsche Dichter und Forscher sind so sehr aus Einem Guß, daß ein treues Bild des Einen uns die Züge des Andern erst ganz verstehen läßt und jeder einzelne Zug erst seine wahre Bedeutung erhält in dem Wesen des ganzen Mannes. Was zunächst Notter's Urtheil über die dramatischen Gedichte betrifft, so steht er zwar auf der Seite Derer, welche dem Dichter im Ganzen den Beruf zum Dramatischen absprechen; doch widmet er ihnen eine gewissenhaft eingehende Beleuchtung und läßt ihm vielfach Gerechtigkeit widerfahren, in höherem Maße seinem „Ernst,“ als seinem „Ludwig.“ Wohl spricht er ihm „jenen entschiedenen Rhythmus ab, der den Pulsschlag beschleunigt und das sinnliche Leben in rascheren Schwung bringt“ (A. W. Schlegel), „jene die Handlung beherrschende und beschleunigende Schwungkraft — eine Sache des dramatischen Instinkts — die für das Drama als solches wirklich noch wesentlicher wird, als die lebendige Gestaltung der handelnden Personen;“ aber er erkennt doch an, daß „das Drama gerade durch das höchst einfach Ausgesprochene, bisweilen fast nur Angedeutete das Gemüth im Innersten, wenn auch meist nicht auf dramatischem Wege (?) trifft; daß es mit fast antiker Strenge und Männlichkeit gedacht und mit den gleichen Faktoren bis ins Einzelste ausgeformt ist, und darin wenigstens vor hundert andern deutschen Bühnenstücken den Kranz verdient.“ Auch sei die Zusammendrängung des Inhalts zu einer Einheit und einem Ganzen wohl gelungen; die Charaktere trefflich entwickelt und tief und wohl angelegt. Den ganzen ersten Aufzug, manche Auftritte der andern und viele einzelne Stellen nennt er ächt dramatisch; auch giebt er zu, daß das Stück der in ihm ausgesprochenen Gesinnung nach, vor Allem durch die einfache und doch so mächtig zum Herzen sprechende Feier der, auf den Brettern sonst so selten verherrlichten Freundestreue zu den werthvollsten Schätzen der deutschen Schaubühne gehöre. Die einzelnen Ausstellungen, die Notter macht, wollen wir hier nicht anführen;

sie finden theils ihre Bestätigung, theils ihre Widerlegung in unserer Abhandlung selbst. Das können wir aber nicht zugeben, daß, wie er (S. 438) sagt, die Treue zweier Freunde gegen einander, bloß an sich, wenn sie auch bis zum Tod geht und denselben herbeiführt, noch nicht hinreichend sei zur Ausfüllung einer Tragödie. „So lange die beiden Helden," sagt er, „bloß einander treu sind und für einander sterben, erhebt sich der Stoff nicht über das Gebiet der Ballade. Soll er sich bis zur Dignität der Tragödie steigern, und soll es insbesondere gerechtfertigt erscheinen, daß sich diesem Freundschaftsbunde auch Andre freudig zum Opfer bringen, so muß dem Bündniß ein großer Gegenstand unterliegen, muß die Verwirklichung irgend einer sittlichen Idee durch es gerettet werden oder mit ihm untergehen." Diese Treue selbst ist doch wohl eine sittliche Idee und in der am Schluß angedeuteten Verherrlichung Ernst's liegt der Triumph derselben; außerdem ist doch auch wohl der politische Konflikt in dem Streben des Kaisers nach Alleinherrschaft und dem Ringen der einzelnen Fürsten gegen die sich aufzwingende Gewalt des Kaisers ein so bedeutsames Motiv, durch welches Werner's Kampf vollkommen gerechtfertigt erscheint. Die feindliche Berührung beider Motive und die Entwicklung des dadurch entbrennenden Kampfes möchte doch in hohem Grade dramatisch sein. Notter sagt freilich: „der Gedanke aber, für welchen Werner und somit, halb willenlos, auch Ernst fallen, ist, wenn nicht geradezu ein selbstsüchtiger, mindestens das nur träumerisch wie ein sittliches Recht herausgeputzte Phantom ungebundener Freiheit, bei deren Einhaltung kein Staat auf die Dauer zu bestehen vermag, vielmehr wie das alte Polen zu Grund gehen muß; — ein Gedanke sagen wir, der, wenn er auch glücklicher Weise in Deutschland nie zu demjenigen Grad der Wirklichkeit ausgebildet ward, wie in jenem slavischen Wahlreiche, der lebenskräftigen Entwicklung der deutschen Nation doch unsäglichen und unersetz-

lichen Schaden gethan hat!“ Das ist aber doch eine politische Parteidiatribe modernster Färbung, die bei einer Beurtheilung eines Dichters, wir wollen nicht sagen deutschen Mannes, wie Uhland, nicht wohl ansteht. Ebenso wenig paßt für Uhland's Charakter die Bemerkung, mit der er die Beurtheilung von „Ludwig der Bayer“ beginnt: „es scheine, weil ein Konkurrenzstück mit beschränktem Stoff, vom Verfasser mit weit weniger Herzensantheil entworfen zu sein.“ Wir haben das Stück so ausführlich besprochen, daß wir hier nicht die Rügen seiner Mängel zu widerlegen brauchen. Wohl mögen wir zugeben, daß eine reichere Schilderung der psychologischen Vorgänge, eine weniger karge Enthüllung des Innern der Personen ihrer Belebung für die Zuschauer förderlich hätte sein können; aber der Dichter darf auch verlangen, daß wir seiner Gefühlsweise, die wir eine keusche genannt haben, mit Liebe folgen; dann werden wir kaum etwas vermissen zur Individualisirung der Personen. Wie auch in der Beurtheilung des Lyrikers, Epikers und des Menschen Uhland das allzukritische Abmarkten und Vergleichen dem frischen Eindruck des Werkes, das doch ein Denkmal für den Dichter sein soll, nach unsrer Ansicht schade, wollen wir nur an einigen Beispielen zeigen. S. 111 sagt Notter: „Uhland — — scheint einen Freund in dem Sinne eines eigentlichen Herzens- und Seelengenossen, selbst in den Zeiten jugendlichen Anschließungsdranges und jugendlicher Anschließungsfähigkeit, nicht gehabt, vielleicht nicht das Bedürfniß, jedenfalls nicht das Organ zu einer solchen Verbindung in sich getragen zu haben.“ Daß Uhland im nämlichen Augenblick, wo er für den deutschen Genius das freieste, lebendigste Walten fordert und seinem Volke zuruft:

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt,
In den frischen Eichenhainen
Weht und rauscht der deutsche Gott.

sich recht mit Liebe dem verlockenden Spieltrieb zum italienischen Sonett hingiebt und nicht das mindeste Arge daran hat, daß das deutsche Gemüth sich in diese Form einenge rc. scheint Notter zu bedauern und meint: „was weiß die deutsche Nation viel von den einundzwanzig Sonetten, selbst von den zartesten, sinnigsten, wie z. B. Entschuldigung, Geistesleben, Erstorbene Liebe? (in welch' letzterem Stück wenigstens die beiden Schlußterzinen ungemein schön sind)." Bei den Volksliedern, die er sonderbarer Weise Dichtungen nennt, die sich der Weise des Volksliedes nähern, sagt er zwar von „der Wirthin Töchterlein", sie sei die tiefst empfundene, gelungenste und bekannteste, und der Dichter müsse seiner Nation um so theurer werden, als er diese weiße Rose auf den Stamm eines schmutzigen Volksgesangs geimpft habe;" aber er fügt hinzu: „Gleichwohl ließe sich fragen: steht es dem höher Gebildeten zu, auf diesem Wege Volksdichter zu werden? Die Art, wie der Gedanke ewiger Treue und Liebe auf eine für jede Klasse der Gesellschaft gleich ansprechende Weise dargestellt wird, ist im höchsten Grade zu loben, durch die gewählte Form aber wird dem Gebildeten denn doch einigermaßen ein Herabsteigen zu dem Felde des minder Gebildeten zugemuthet, wodurch sich jener, wenn nicht fremd, doch etwas künstlich angesprochen fühlt. Jedermann (o nein!!) wird zugeben, daß Uebergänge von einer Schroffheit, wie

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

so genau sie auch den gewöhnlichen Volksliedern abgelauscht sind, in letzteren doch auf einer Mangelhaftigkeit der dichterischen Darstellung, auf einer gewissen Unbeholfenheit des Gemüthes beruhen, das, bei aller Tiefe, die Empfindungen noch nicht gehörig zu nüanciren vermag." Daß diese letztere Bemerkung auf viele Volkslieder wohl paßt, wird Niemand leugnen; aber gerade in diesem Liede kann von einer Schroffheit und Unbeholfenheit nicht die Rede sein; denke man sich „aber" zwischen

die Sätze, wo ist da ein Sprung und nicht vielmehr die einfachste Antwort auf die Frage. Wie ganz anders urtheilt Vischer (krit. Gänge, S. 148 f.) über solche Lieder: „Das Volkslied, treu in seinem Charakter bis zur Täuschung, und doch gereinigt im gebildeten Bewußtsein des Dichters, darin hat es ihm in solcher Fülle Keiner nachgethan. Wer ein Ohr hat, der hört, wenn er den „treuen Kameraden“ liest, sogleich das Echo im Thal, die Antwort auf Stimmen junger Bursche, die sich an der Hand fassend, mit rother Weste, Lederhose und pelzbesetzter Kappe am Sonntag-Abend hinausziehen und in gezogenen, schwermüthigen Tönen das Lied in die milde Luft hinaussingen, nicht ahnend, daß ein Mann in feinem Rock und mit schwarzem Cylinderhut das gedichtet hat, aber freilich ein Volksfreund, dem diese Versetzung die natürlichste von allen war.“ In einigen der „Wanderlieder“, „deren populäre Dichtung, wenigstens einem Theil nach, wirklich zu dem Lieblichsten gehört, was der Dichter gegeben,“ meint er, könne man vielleicht hie und da die wirkliche Tiefe der Empfindung weniger finden, und eine gewisse, wenn auch nur sehr leise sich andeutende Absichtlichkeit erblicken, und von Nummer 7, „Abreise“ sagt er, „es würde vielleicht noch stärker wirken, wenn die mittlere Strophe: Man hat mir nicht den Rock zerrissen 2c.“ ausgelassen wäre.“ „Nicht ganz zufriedengestellt fühlen wir, für unsre Person, uns durch das achte Wanderlied, „Einkehr“. Die durchgeführte Vergleichung eines Apfelbaums mit einem Schildwirth scheint uns etwas Gesuchtes, nicht ganz Edles zu haben, und der Gedanke, den Baum zuletzt nach der „Schuldigkeit“ zu fragen, würde an's Tändelnde anstreifen, müßte man sich nicht vorhalten, der Dichter wolle eigentlich nicht aussprechen, er habe den Baum in der That nach der Zeche gefragt und dieser sie dann nachgelassen, sondern nur andeuten: solche Frage an den „wundermilden“ Wirth sei selbstverständlich gar nicht zu stellen.“ Abgesehen von dem uns unverständlichen Schluß

dieser Beurtheilung halten wir sie für eine Versündigung an der kindlichen Naivetät des Dichtergemüthes. Unberechtigt erscheint uns ferner der Ausspruch (S. 278): „Was er über Gott und das Jenseits sagt, überfliegt sehr selten den Boden des gewöhnlichen Verstandes oder mindestens den Kreis hergebrachter Ideen,“ insofern er dadurch dem Denker Uhland, weil er das Metaphysische nicht in den Kreis seines Dichtens zog, eine tiefere Weltanschauung abspricht, die doch, wenn auch selten unmittelbar ausgesprochen (z. B. „Auf den Tod eines Landgeistlichen,“ „das Schicksal“) selbst aus dem Wesen seiner Poesie uns entgegenathmet und in einzelnen Gedanken überwältigend uns ans Herz tritt wie in dem wunderbaren Gedicht: Der große Frühling.

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt Dir nicht;
Er ist Dir noch beschieden
Am Ziele Deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden
Und droben bricht er an.“

Daß Notter auch bei Behandlung dieser Seite, wo er die Stelle aus Ernst (771 ff.) anführt, mit der Werner seine Schilderung der Kaiserwahl einleitet, von „bloßer Phrase“ spricht, muß uns für den Charakter Uhland's unangenehm berühren. Nicht weniger hat Notter gegen den Mann Uhland gefehlt in seiner Kritik der herrlichen Ballade: „Des Sängers Fluch,“ nicht, insofern er bekennt, „daß das Gedicht ihn bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestoßen habe und er die große Beliebtheit desselben mehr auf Rechnung der vortrefflichen Komposition setze, die es zum Gesangstück erhoben“ (es giebt aber unsres Wissens gar keine volksthümlich gewordene); auch nicht, weil er meint, „ein so toller, unvernünftiger Wütherich sei kein würdiger Vorwurf für die Dichter-

kraft, und es hätte zur Darstellung des vortrefflichen Schlußgedankens keiner so langen, blutigen Geschichte bedurft, in welche der Gesang „von allem Süßen" ꝛc. etwas unmotivirt und gleichsam nur, damit jenes Ungethüm Anlaß habe, über einen so edlen Stoff in Wuth zu gerathen, hereingezogen wird, nichts davon zu sagen, daß die Wirkung der Schlußworte durch die geringe Wahrscheinlichkeit, als habe der Name eines Fürsten, von welchem man doch eine so umständliche Geschichte weiß, je vergessen werden können, bedeutenden Eintrag erleidet;" auch das wollen wir dem Kritiker nicht in Anrechnung bringen, daß ihm „die Ballade eine hohe Bedeutung erhält, wenn er erfährt, daß jene zur Zeit von Deutschlands Knechtung entstandene Dichtung unter dem König den französischen Kaiser, in dem jungen Sänger die unterdrückte Freiheit, in dem Alten, dem Meister des Jünglings, das Volk habe bezeichnen wollen, und daß so die vorher ganz unmotivirt dagestandene und daher fast auf einen noch etwas knabenhaften Darsteller deutende Atrocität des Tyrannen ein ganz andres Aussehen erhalte." Daß er aber dem Dichter, der im Namen seines „zertretenen Vaterlandes spricht, die etwaige Uebertreibung nachsieht; daß der auf Napoleon nicht passende Zug der Eifersucht auf die Königin Entschuldigung erhält als Vorkehr, um die Augen der französischen Spürerei abzulenken;" dagegen wollen wir doch aus dem Herzen Uhland's protestiren. Wohl möglich, daß die sittliche Entrüstung des Dichtergemüths über Napoleons Uebermuth und Rachsucht (Palm!) die Quelle war, aus der der Grundgedanke floß; aber der Dichter läuterte ihn zu einer allgemeinen Wahrheit, so groß und gewaltig, und verkörperte sie so meisterhaft, daß wir meinen, bei jedem Volk der Erde müsse diese Ballade die erschütterndste Wirkung üben. Selbst das gewaltige Pathos, das bei unserm Dichter außerdem nur in einzelnen patriotischen Gedichten noch anklingt, ist, als treuester Widerhall der sittlichen Entrüstung, frei von jeglichem beabsichtigten Effekt und dem Schwulst unreifer Dekla-

mation. Die Deutung der beiden Sänger scheint uns ganz schief; sie sind ja vollständig charakterisirt in ihrer Gemeinsamkeit und Verschiedenheit, als zwei vollkommen gleiche Wesen, nur durchs Alter geschieden; auch den Tadel, daß man sich das Verfahren des Alten bei dem aufrecht Festbinden eines Leichnams genügend kaum zu denken vermag, müssen wir als vollkommen die Poesie verkennend zurückweisen (man denke an die gewaltige Romanze im Cid, wo dieser noch als Leiche in ähnlicher Weise die Schlacht gewinnt). Der Zweifel endlich, „wie ein so ruhm- und siegreicher Fürst versunken und vergessen sein könne,“ ist uns unbegreiflich, da ja der Dichter sagt:

„Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch,“

ganz ähnlich, wie Göthe in seinem herrlichen Gedichte „Euphrosyne“

„Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.“

Und in dieser Ballade wäre auch nur der geringste Zug unmotivirt! Der König, ein vollendeter Tyrann, der Keinen neben sich duldet und auch Keinem die Hingabe der Menschen an ihn gönnt. Nun fesselt der Gesang der Beiden die Ritter, die Damen, die Königin selbst, das ganze Volk; diese Aller Herzen fesselnde Macht setzt den König in Wuth; er muß das vernichten, was mächtiger als er selbst zu sein sich anmaßt ꝛc.

Wie ganz anders lautet das kurze Urtheil Karl Gödeke's über Uhland (Deutschlands Dichter von 1813—43): Als die Romantiker im Abblühen begriffen waren und der patriotische Sinn Deutschlands in den Freiheitskriegen begeisterungsvoll auflebte, trat Uhland in die Literatur und von Jahr zu Jahr ist seine Popularität größer und tiefer geworden. Man darf ihn schlechthin den Dichter des deutschen Volkes nennen, dessen edelste und wärmste Natur sich in Uhland's Dichtungen spiegelt. Unsre Zeit ist mit diesen Dichtungen aufgewachsen; die patriotische Gesinnungstreue seiner vaterländischen Gedichte, der Freimuth

und die eherne Festigkeit derselben wurden zwar nicht alsbald beim Erscheinen erkannt; aber die langsame Einbürgerung scheint eine um so sichrere und festere. Die dunkelklare Innigkeit seiner Lieder hat die Jugend zweier Menschenalter im tiefsten Herzen angerührt, und die milde Heiterkeit der Balladen und Romanzen füllt die Phantasie der reinen empfänglichen Jugend immer und immer wieder mit den herrlichsten Bildern. **Könnte** Deutschland jetzt noch edle Bühnengestalten ertragen, so würde Uhland's „Ernst" jeden Abend irgendwo einmal in Deutschland gespielt werden; hier ist die „stille Größe", die unsrer Bühne so schmerzhaft fehlt." Betrübend ist freilich Göthe's Urtheil im Briefwechsel mit Zelter (820. 4. Oct. 1831), wo er, von Pfizer's Gedichten, die er durchblättert hat, sprechend sagt: „Es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehn . . . Wundersam ist es, wie diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß." Dem Greise, der seine eignen poetischen Jugendarbeiten nicht mehr zu beurtheilen sich getraute, muß man dies oberflächliche, allerdings vornehm-geringschätzige Urtheil des Augenblicks zu Gute halten. Meisterhaft schön in Form und Inhalt hat der Aesthetiker Fr. Vischer im vierten Heft seiner kritischen Gänge (Neue Folge 1863) das Bild Uhland's gezeichnet. „Uhlands ernste, gerade, einfache Natur," sagt er, „war durchaus für das Gediegene, Ungebrochene, von Zweifel, Dialektik, Verneinung nicht durchsäuerte, nicht Gespaltene und Zerrissene. Dies der innere Zug, der ihn zu den altdeutschen

Studien führte und sein Leben lang daran festhielt. — Sein eignes Leben floß rein dahin ohne wilde Leidenschaften, die das Innere zerklüften, es in Irrwege reißen, aus denen man ohne Schuld nicht herauskommt, die den Geist zu düstern Fragen über Gott und Vorsehung aufrütteln; es war in ihm nicht die elektrisch gespannte Luft, aus welcher wie jähe Blitze verwegene Gedanken schießen. Philosophie, obwohl er sie achtete, war ihm persönlich nicht Bedürfniß. Wir werden dies aus guten Gründen dem Dichter auch nicht wünschen 2c." Von dem Satze ausgehend: „Wo in Uhland's Wesen eine Lücke ist auf einer bestimmten Seite, da sehen wir immer von anderer Seite eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend eintreten. Dies gibt dem geistigen Bilde des Mannes die ihm eigne Rundung und Ganzheit," führt er uns in treuen, überraschend klar gezeichneten Zügen diesen ganzen Mann vor die Augen als politischen Kämpfer, als Dichter, Sprachforscher, Menschen und ein heiliger Ernst, eine innige Verehrung, eine begeisterte Freude durchweht die tiefe Darstellung. „Es ist eine schwere Glocke, sagt er von seiner Poesie, die nicht leicht anschlägt; ist sie aber erst im Schwung, so ertönt runder voller Glockenklang. Uhland hat nichts Blitzendes, er beleuchtet stet, ruhig. Denkt man an Farben, so führt er wenig Roth, meist Blau; an eine Quelle, so führt er wenig Salz spezifischer Mischung, ist reines, krystallhelles Wasser. Versteht man unter geistreich etwas Springendes, so wird man ihn lieber geistvoll nennen. Doch nicht, als ob er, wenn sein Metall im Schwingen und Klingen ist, immer im schweren Ernste sich bewegte; nein, er kann auch graziös, schalkhaft, leichtschwebend sein — man denke nur, um vom stärker Humoristischen hier noch nicht zu reden, unter reichen andern Beispielen an das holde Gedicht: Merlin der Wilde ... Es ist ungerecht, wenn man in seiner Beurtheilung vom eng Gemüthlichen ausgeht; das mag man nachschicken, nachdem man gesagt hat: Uhland's gelungenste Dichtungen stehen im Mittel-

punkte des Schönen, sind ewig, werden auf Menschenlippen mit Entzücken treten, solange Menschenherzen schlagen. Ich greife recht mit Absicht eine ganz kleine Perle heraus, nur eine Strophe: „O brich nicht Steg, du zitterst sehr“ — —; solang es auf der Welt noch eine bange Erwartung der Liebe giebt, solang noch ein Liebender mit klopfendem Puls in die Arme der Geliebten eilt, er wird im Innern sprechen: „der hat's gewußt, der hat's gesagt, der hat mir's von der Zunge weggenommen.“ So ist denn auch das Urtheil über Uhland's Dramen viel tiefer und richtiger motivirt und in dem, was er sagt, muß man ihm vollkommen beistimmen; es fragt sich nur, ob „das Faustische“, was er mit Recht Uhland abspricht, eine nothwendige Seite des Dramatikers sein müsse. „Uhland vermag,“ so urtheilt Vischer, „diese Versetzungsfähigkeit (in andre Charaktere) nicht so weit auseinander legen, als das Drama fordert. Man bedenke nur das Eine: Der Dramatiker muß vermögen, auch dem Zerrissenen, dem Schlechten, dem Frivolen Gründe zu leihen. Vor Allem dem Zerrissenen, denn ohne innern Konflikt ist kein Drama möglich, und der innere Konflikt bringt mit sich die Sophismen der Leidenschaft, die Dialektik der Beschönigung, die ausgiebige Beredtsamkeit in Handlung und Gegenhandlung. Momentan, im Lyrischen, mit den Lebensformen zu gehen, die seinen eignen fern liegen, das gelingt unsrem Dichter; aber zu ganzen Charakterschöpfungen, deren Züge seinem Wesen entgegengesetzt sind, zu entwickelten Bildern der Leidenschaft, deren Labyrinthe seine eigne reine Seele wird, dazu reicht es nicht, dazu ist er zu ungebrochen, zu sehr auf das altdeutsch Gediegene und Biedere gestellt, hat zu wenig gezweifelt, ist zu unberedt. Beredt und schön sind die lyrischen Stellen in seinen beiden Dramen, welche Liebert sehr richtig entwickelte Balladen nennt. Sie sollen nicht verkannt werden diese hohen Bilder der Treue; sie werden in alle Zeit der Nation ihre ächtesten Züge mit mannhaftem Aufruf entgegenbringen; aber es fehlt ihnen die dramatische Dia-

lektik. Hier findet denn, was wir vom Mangel an Verneinung (in Uhland) gesagt haben, einen weiteren erklärenden Beleg. Mir scheint, um ein Drama zu schreiben, muß man anders in sich gekämpft, in die Irrgänge der argen Welt, aus denen ein Mensch nicht leicht ohne Schuld sich zieht, tiefer geblickt haben, als dieser Mann mit seinem einfach geraden, in dieser Beziehung zu weltlosen Lebensgang. Niemand wird so abscheulich sein, mir dies Wort so herumzudrehen, als riethe ich dem Dichter: stürz dich in die Leidenschaft, begehe Schuld, so wird es deiner Poesie zu Gute kommen! Shakespeare's Sonette beschönigen wahrlich nicht die labyrinthischen Wege seiner Jugend; aber sie weisen auf die Erfahrungsquellen, aus denen er seine Welt- und Seelenkenntniß schöpfte. Göthe hat frühe Schuld der Jugend bitter gebüßt in der Lohe der Gewissensqualen; aber er ist nirgends so dramatisch als da, wo er diese peinvollen innern Erlebnisse in gegenständlichem Bild niederlegt, vor Allem im Faust; Mephistopheles, den Niemand erfinden konnte, der nicht tief in die Abgründe des Lebens eingeweiht war, will ich dabei nicht einmal nennen, denn den macht ihm freilich Niemand nach."

Mit Gewißheit kann man annehmen, daß dieser Mangel an Kenntniß der Leidenschaften ein Grund war, warum Uhland als Dramatiker sobald zu dichten aufhörte: aber demungeachtet meinen wir, auch solche Dramen, die „mehr in Blau als in Roth gemalt sind", hätten ihre volle Berechtigung und, würdig und hingebend dargestellt, auch ihre still innerliche Wirkung, immer mehr, je vertrauter sie uns wiederholtes Anschauen macht.

Auch Otto Jahn hat uns mit einem sorgfältig und gediegen gezeichneten Bilde Uhland's beschenkt, würdig des Meisters der Charakteristik, der uns Mozart so vortrefflich geschildert hat. Ueber seine Dramen sagt er: „Was Freytag vor Allem vom tragischen Dichter verlangt, daß er sich selbst zu einem tüchtigen Manne machen soll, das brachte Uhland mit, und es ist bezeichnend für ihn, daß er, und gerade in

diesen Jahren (wo seine Muse vorzugsweise im Dienste des Vaterlandes stand) beide Dramen aus dem Grundmotiv der Treue, des Festhaltens am gegebnen Wort entwickelte. „Deutsche Treue," sagt Heine, „sehen wir hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne; doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender ans Herz." Uhland brachte, wie wir wissen, auch andre wesentliche Erfordernisse des dichterischen Schaffens mit — der Adel der Gefühle, die Würde der Gesinnung, der süße Hauch der Poesie, welche Heine rühmte, sind Uhland's ächtes Eigenthum; — aber wohl nicht die eigenthümliche Begabung des Dramatikers. Eben jenes Grundmotiv der Treue, wie es sich in den von dem Dichter gewählten Personen und Begebenheiten der deutschen Geschichte offenbart, wirkt in der Entwicklung des Dramatischen ungünstig, weil es ein wesentlich passives, ja die Freiheit des Handelns lähmendes ist, keinen „großen Kampf starker Charaktere" hervorruft, keinen mächtigen Konflikt nicht zu bändigender Thatkraft, und daher auch keine ergreifende Lösung zu Wege bringt, die in Ludwig dem Bayer nur scheinbar, mehr zu einem Kompromiß als zum Abschluß führt und in Ernst von Schwaben auch durch den Tod so vieler lebensmüder Kämpfer nicht die tragische Erschütterung bewirkt. Die Charaktere, welche sich an der Handlung betheiligen, sind vom Dichter mit sichrer Hand entworfen, auch durch einzelne feine psychologische Züge anziehend und lebendig; aber sie zeigen sich fast alle wie gebrochen oder gebunden, so daß sie nicht mit der vollen Kraft und Entschiedenheit eingreifen können, welche die dramatische Gestaltung bedingt. Schon die Erfahrung des Dichters bürgt dafür, daß der Plan des Ganzen wohl überlegt, der Verlauf der Handlung klar und verständig geordnet sei; seine eigenthümliche Begabung zeigt sich in der reizenden Anlage und Ausführung einzelner Situationen, in denen jener malerische

Sinn und jenes musikalische Gefühl sich wirksam erweisen. Fast jede Scene ist musikalisch, ohne daß das Ganze opernmäßig wäre; auch die malerische Anschauung führt nie zum eigentlichen Bühneneffekt. Und gerade hier vermißt man ein gewisses Ueberquellen der gestaltenden Kraft, eine Freude an der Fülle und Mannichfaltigkeit, deren das Drama am wenigsten entbehren kann, um die strenge Consequenz bewußter Zweckmäßigkeit durch den Schein des in der Natur mit unerschöpflichem Reichthum sich offenbarenden Schaffenstriebes dichterisch zu beleben. Für solche Schwäche im Lebensnerv des Dramatischen kann uns die herrliche, stets einfache, aber von wahrhaft poetischem Schwunge getragene Sprache, wenn sie auch über das bedenklichste Mittel dramatischer Gestaltung, lange Berichte und Erzählungen, wegträgt, nie ganz entschädigen. Die Schönheiten in Uhland's Dramen, welche zu den köstlichsten Perlen unsrer Literatur gehören, sichern ihnen die dauernde Gunst der Leser, aber schwerlich die zündende Wirkung auf der Bühne."

Wir sind in unsrer Schrift an verschiedenen Orten auch mit dieser Beurtheilung soweit zusammengetroffen, daß wir die Stärke unsres Dichters nicht in dem Drama gesucht haben; dennoch könnte uns nur die eigne Erfahrung überzeugen, daß seine Dramen, die beim Lesen wiederholt die größte Wirkung machen, gut dargestellt, auf der Bühne spurlos verhallen sollten; wir glauben, die deutschen Bühnen wären es dem Dichter und dem Volke schuldig, den Versuch ernst und wiederholt zu machen, wie sie nicht ohne Schande Göthe's Iphigenie in ihrem Repertoire missen können. Insbesondre sollten sie sich beeifern, den ganz unbeachtet gelassenen „Ludwig den Bayer" in sorgfältigster Ausstattung und gediegenster Besetzung zu beleben. Merkwürdiger Weise haben die letzten Jahre zwei Schauspiele „Ludwig der Bayer" gebracht; das eine von H. Rustige verdankt seine Entstehung ebenfalls einer dramatischen Preisaufgabe, die

König Max in ähnlicher Weise, wie bei Uhland, gegeben hat; da, noch ehe der Termin abgelaufen war, Paul Heyse, der Dichter der liebenswürdigen „Braut von Cypern,“ den speciellen Auftrag vom König erhielt, Ludwig den Bayer dramatisch zu bearbeiten, verzichtete Rustige auf jene Concurrenz und ließ sein Drama gedruckt erscheinen (Kaiser Ludwig, der Bayer. von Heinrich Rustige. Stuttgart, Schweizerbart 1860). Es ist offenbar ohne Kenntniß des Uhland'schen gedichtet, trifft aber natürlich in den Hauptscenen mit ihm zusammen, da auch er die Quellen, wenn gleich weniger treu, benutzt hat. Der Streit des Bruders, seiner Gemahlin und der niederbayerischen Herzöge füllt die beiden ersten Akte. Eine warm=patriotische Gesinnung belebt das Drama, das mit den Worten schließt:

„Ihr Fürsten und ihr Völker, einigt Euch!
Woher auch dann ein Feind zu stürmen wage,
Er sinkt in Staub vor unsres Schwertes Schlage,
Und unbezwinglich bleibt das deutsche Reich,
Wie sich's bewährt an Hermanns großem Tage!
Heil, Deutschland, Dir bis in die fernste Zeit!
Gott sei mit Dir und Deiner Einigkeit!“

Um auf Paul Heyse's „Ludwig der Bayer“ (Berlin, Hertz 1862) genügend einzugehen, mangelt uns hier der Raum. Wenn wir dem Dichter auch das Recht nicht bestreiten wollen, den Stoff, den ein Meister schon bearbeitet hat, wieder zu wählen; so muß uns doch in diesem Falle das Unternehmen gewagt erscheinen. Daß Ludwig unmittelbar zu Salzburg, wo er eben sich mit Friedrich versöhnt und ihm seine Unterstützung bei der Königswahl gegeben hat, sein Wort bricht und dem ihn nach Frankfurt einladenden Grießenbeck, heimlich flüchtend, folgt, wird ein dunkler Fleck in Ludwigs Charakter; Isabella's Hervortreten bei der Kaiserwahl ist nirgends in der Geschichte begründet; die lange, triviale Scene auf der Mainbrücke giebt wohl ein allgemeines Bild des niedrigen Volkslebens, trägt aber nicht das Gepräge

der Zeit. Ob das Drama sich wirksamer auf der Bühne erweisen werde, muß die Zeit lehren; denn die ersten Erfolge in München, Stuttgart und Karlsruhe können noch nicht entscheiden.

Eben läuten die Glocken vom Kaiserdom das Jubelfest der großen Befreiungsschlacht ein. Möge der edle, klare, reine Geist Uhland's sein Volk durchdringen und es stark machen und weihen zu dem größeren Kampfe der inneren Befreiung durch die Einigkeit!

Am Abend des 17. Oktobers 1863.

Inhalt.

Ueber Uhland's „Herzog Ernst".

„Wer deß vergäße, thät uns leide!"
Hugo von Trimberg.
(Der Renner V. 1219.)

Es ist eine auffallende und zugleich betrübende Erscheinung, daß ein bedeutendes Erzeugniß der dichterischen Thätigkeit unseres trefflichen, nun heimgegangenen Uhland, seine beiden historischen Dramen, so lange Zeit fast unberücksichtigt geblieben sind und heute noch bei Weitem nicht in dem Grade erkannt und verwendet werden, wie sie es verdienen. Wohl dauerte es auch länger, als wir jetzt begreifen können, bis seine lyrischen Gedichte und seine Balladen und Romanzen verbreitet wurden und in den Besitz des deutschen Volkes übergingen. Die Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen, die dem deutschen Volke für das Opfer seines besten Blutes eine so kläglich verkümmerte Frucht brachten, war nicht dazu angethan, dem stillen Ernst und der männlichen Würde Uhland'schen Geistes die Herzen zu öffnen. Wilder Groll und Unmuth trieb einerseits Manche, und nicht die Schlechtesten, zu Ausschreitungen, die den Herrschenden nicht unerwünschte Gelegenheit boten, mit Gewalt einzugreifen; andrerseits erschlaffte in dem größeren Theile die kaum erst durch die Schmach äußerer Knechtschaft wach gerufene vaterländische Gesinnung oder beschied sich, Angesichts der ohne Scheu entfalteten militärischen Machtfülle der wiedererrichteten

Throne, im engeren Vaterlande einstweilen Recht und Freiheit in parlamentarischem Kampfe zu erringen, wie denn Uhland selbst als Volksvertreter in diesem Opfer bewußter Selbstbeschränkung ein leuchtendes Vorbild gewesen ist. Daß ein solch erschütternder Wechsel, wie er zwischen den Jahren 1813 und 1815 und den darauf folgenden Reactionsjahren in Deutschland statt gefunden hat, die Empfänglichkeit für Ideales nicht fördern konnte, ist wohl erklärlich. Und gerade in diese unglückliche Zeit, wo der rascheste Uebergang von dem Opferjubel der Befreiungsjahre zu dem kalten Hohn, der aus der Wiener Congreßakte und ihrer Anwendung sprach, überall niederdrückend wirkte, fällt das erste Erscheinen der Uhland'schen Gedichte. Der kleinere, reifere Theil der Nation erhob sich noch an der Größe Schiller's und fing erst an, Goethe, dessen Stern in der Zeit der großen Kämpfe erblaßt zu sein schien, in seiner ganzen, das Jahrhundert durchleuchtenden Herrlichkeit zu ahnen; die Masse ließ sich mit Kotzebue, Iffland, Raupach und den zugänglicheren unter den Romantikern auf dem seichten Spiegel der Alltäglichkeit oder in dem trüben Bette inhaltloser Gefühlsschwärmerei treiben. Erst der frische Lufthauch der dreißiger Jahre wirkte auch hier belebend. Mit diesen beginnt erst die Wirkung des Dichters auf sein Volk, und K. Ph. Wackernagel, der so manchen vergessenen und verkannten Dichter, wir erinnern nur an Hölderlin, wieder ans Licht gezogen hat, kann es sich als schönes Verdienst anrechnen, durch seine vortrefflichen Lehrbücher und Sammlungen die Bekanntschaft mit dem Dichter wesentlich gefördert zu haben. Uhland's und seines fast gleichaltrigen Genossen Rückert's Gedichte fanden freudige Anerkennung in weiten Kreisen und sie wurden die Häupter des jüngeren Dichtergeschlechts unserer Zeit. Zugleich fing jetzt an zu reifen, was — ein großes Verdienst der romantischen Schule — in Kunst und Wissenschaft wieder aus den glorreichen Zeiten deutscher Weltherrschaft im Mittelalter Nahrung sog, und die erfolgreichen historischen Forschungen im Gebiet

deutscher Sprache und Poesie theilten ihren Gewinn der Schule mit. Die Gymnasien mußten heruntersteigen von ihrem Standpunkte, der nur das antik-klassische als Bildungsstoff anerkannte; sie mußten deutsche Sprache und Literatur, die so lange das verachtete Aschenbrödel gewesen, in ihrer Königswürde anerkennen; in eben dem Maße hoben sich die Volks- und Bürgerschulen und bildeten ihre Jugend von ihren Gellert, Hagedorn, Pfeffel, von ihren „Lehren der Weisheit und Tugend" hinan zu den pädagogisch und poetisch gediegenen Sammlungen, wie sie nach Wackernagel's Vorgang jetzt reichlich vorhanden sind.

Leider werden die wirklich werthvollen, aus der Erfahrung eines langen Schullebens hervorgegangenen Sammlungen gar sehr beeinträchtigt durch die wie Pilze aufschießenden Machwerke der Speculation, welche dem Gediegenen seine Verbreitung verkümmern und unsere Jugend mit viel Mittelmäßigem abspeisen. Außerdem bringen auch die tüchtigen poetischen Sammlungen unserer Jugend eine Gefahr nahe, die aber mehr durch die Behandlung des Stoffes von Seiten des Lehrers hervorgerufen wird. Indem man nämlich den gewiß richtigen Grundsatz der neueren Pädagogik, daß das Lesebuch Mittelpunkt in der Muttersprache und deren Literatur sein müsse, auf die Spitze gestellt hat, geräth man in eine wahre Wuth des Erklärens und Zerlegens und kommt fast dahin, die Tüchtigkeit des Lehrers nach der Gewandtheit zu bemessen, mit der er das einzelne Gedicht oder Lesestück zum Träger der verschiedenartigsten sprachlichen und sachlichen Erläuterungen zu machen versteht. Daß eine solche Uebertreibung des Grundsatzes: „Das Kind muß verstehen, was es liest und lernt!" fast ebenso nachtheilig wird, wie das glücklich beseitigte gedankenlose Lesen und Lernen, indem sie dem Geist durch die fortwährende Zergliederung leicht den Ueberblick über das Ganze raubt und in dem Gemüthe durch die Vorliebe für die todte Form den lebendigen Eindruck schwächt: das hat schon K. Ph. Wackernagel in der gediegenen Abhandlung, die er seinem Lesebuche beigegeben, auf's Nachdrücklichste hervor-

gehoben, und wir möchten seine ernste Mahnung mehr berücksichtigt sehen, wenn wir ihm auch nicht bis zu der paradoxen Forderung folgen können: der grammatische Unterricht in der Muttersprache müsse bis zum vierzehnten Jahre wenigstens aus der Schule verbannt bleiben, und an den fremden Sprachen solle man das Formale der eigenen Sprache systematisch erlernen. Noch verderblicher als jene Zergliederungssucht in Schulen kann die Ansicht werden, man müsse zum Unterrichte in der Geschichte der deutschen Literatur besondere Sammlungen haben. Es sind in den letzten Jahrzehnten deren gar viele erschienen; wenige nur, wenn wir von den großen, dem höheren Studium dienenden Sammelwerken absehen, denen wir wirklichen Werth zusprechen können, unter ihnen besonders das ältere Werk von H. Kurz, das vor allen auch den Vorzug hat, daß es keine Scenen, sondern vollständige Dramen giebt. Aber wie es überhaupt noch sehr in Frage steht, ob es überhaupt zweckmäßig und irgendwie erfolgreich sei, in den Kreis der höheren Bürgerschule den literaturgeschichtlichen Unterricht zu ziehen; ob man nicht vielmehr größeren Gewinn erziele, wenn man, unbekümmert um irgendwelche Vollständigkeit, an den geschichtlichen Unterricht anknüpfend die großen Geisteshelden der Nation in lebendiger Darstellung ihres Lebens vor's Auge des Schülers treten lasse und ihn dann, soweit das möglich ist, in einzelne Werke derselben einführe: so ist gewiß eine solche Musterkarte von Proben, die von jedem nur irgend genannten Schriftsteller ein paar Bruchstücke bringt (man sehe Schwab's Sammlungen), am wenigsten geeignet, das trockene Gerippe von Namen, wie sie eine Literaturgeschichte in Schulen bringen könnte, für den Schüler zu beleben und ihm die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers klar zu machen. Jedenfalls wird der Schüler, der, nachdem ihm das Lesebuch in den unteren Klassen durch eine Fülle ausgezeichneter kleinerer Dichtungen und Aufsätze den Geist geklärt und das Gemüth erhoben, in den obersten Klassen eine, wenn auch nur sehr beschränkte Anzahl von größeren

Werken vollständig kennen gelernt hat, Freude und Genuß an wahrhaft veredelnder Lectüre gewonnen haben und dann, welchem Beruf er auch folge, gerne sich weiter einführen lassen in das große Gebiet unserer Gesammtliteratur. Wenn wir beispielsweise als solche Werke, die in den oberen Klassen gelesen werden sollen, das Nibelungenlied, (zum größten Theil) den Cid, Hermann und Dorothea, Iphigenie, Götz von Berlichingen, Wallenstein, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wilhelm Tell nennen, die auch bereits durch schöne und wohlfeile Schulausgaben dem Gebrauche zum Unterricht näher gebracht sind, so möchten wir ihnen insbesondere auch Uhland's beide Dramen und vor Allem seinen Ernst von Schwaben angereiht sehen, denn in ihnen lebt und wirkt jene Jugend, die nie altet; in ihnen schafft jene Begeisterung, die, wie sie dem jugendlichen Dichter segnend und beglückend das Herz läuterte und stärkte und den Blick schärfte, daß er unermüdlich forschend in der reichen Lebensgeschichte seines Volkes überall das ächte Gold erkannte und froh bewegt aus den Schlacken wieder zu Tage förderte, auch den gereiften Mann im heißen Kampf mit einer feindselig kalten Gegenwart fest und treu wurzeln ließ an der Stelle, die er mit innerster Ueberzeugung einnehmen mußte, und dem Greise das freudige, unerschütterliche Vertrauen verlieh auf das Walten Gottes im Leben der Völker wie jedes Einzelnen, ein Vertrauen, das sein letztes Gedicht auf den Tod eines Kindes so rührend schön ausspricht:

Du kamst, Du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Von Gottes Hand in Gottes Hand.

Wie er in „Des Sängers Fluch" von dem Alten und Jungen sagt, so singt er selbst

„— — — von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Er singt von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Er singt von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Und wem sollte ein solcher Dichter willkommener und nachdrücklicher gesungen haben, als dem Herzen der deutschen Jugend! Gerade in unsern Tagen, wo durch sein und seiner großen Mitstrebenden mächtiges Wirken eine glühende Liebe zum Vaterlande die rohe Selbstsucht, den fluchwürdigen Particularismus und das bequeme, vornehme Weltbürgerthum mit wachsender Kraft bekämpft und aus dem ernst-gewissenhaften Eindringen in die Vergangenheit des deutschen Volkes Maß und Besonnenheit erhält, kann ein so makelloser Charakter der beste Führer unserer Jugend werden. Denn wie er fern ist von jenem unheilvollen Zerstörungsdrang, der, von unklarer Erkenntniß der menschlichen Dinge ausgehend, der Ansicht des Einzelnen Geltung verschaffen will durch rücksichtsloses Niederreißen des Bestehenden und unbekümmert um die Eigenart eines jeden Volkes, wie sie dem ernsten Forscher in unverkennbaren Zügen aus der Geschichte entgegentritt, das Volk in eine Bahn zu zwängen trachtet, die seinem innersten Wesen fremd ist: so weiß er, der die Geschichte mit liebevollem Ernste durchforscht hat, doch wohl zu unterscheiden, was Ausartung und was Natur ist, und wie er in seinem eignen Leben stets den guten Kampf gekämpft hat mit Unebenheiten und Schwächen und mit unerbittlicher Strenge zu Gericht gesessen hat über seinen eigenen Worten und Thaten: so ist er ein gewaltiger Wecker und Mahner geworden für sein Volk, daß es abstreife das Gemeine, Unwahre, Selbstsüchtige und Kleinliche und fest und unabläßig vorschreite im Kampfe für seine höchsten Güter. So ist er, seinem Liebling selbstbewußt und selbstständig nachschreitend, bei allem Vertiefen in das Große, Schöne und Wahre der Vergangenheit thatkräftig mitten in der bewegten Gegenwart stehend, der Walther von der Vogelweide unsres Jahrhunderts geworden. Wie jener Walther, das hellste Licht der Minnesänger, all sein Leben, Lieben und Leiden seinem Volke weihte, so fühlt und denkt und forscht auch unser ächtester Minnesänger nur in seinem Volke und für sein Volk und ist der hehrste Kämpfer mit Leier und Schwert für das,

was dem Vaterlande frommt. Mit voller Bewußtheit und bereiter Anerkennung des Schatzes, den die Heroen unsrer Dichtung in ihrem Weltbürgersinn aus den reichen Geistesadern aller Völker gewonnen und durch eignes Genie mit dem Stempel deutschen Geistes geschmückt haben, tritt er der Richtung derselben auf das Weltbürgerliche, die, Raum gewinnend, bei kleineren Geistern zu Gesinnungslosigkeit und verdammlicher Gleichgültigkeit gegen vaterländische Interessen führen muß, mit scharfem Ruf entgegen und schart um sich Alle, die über dem köstlichen Besitz eines idealen Vaterlandes, eines Vaterlandes freier Bildung, in welchem deutscher Geist durch die Helden dreier Jahrhunderte, und besonders des letzten, als vollberechtigtster Bürger heimisch geworden ist, die heiligen Ansprüche nicht vergessen haben, welche das irdische Vaterland an alle seine Söhne und an die begabtesten zumeist zu machen berechtigt ist; und mit Verehrung den Häuptern der romantischen Schule sich anschließend, in rastlosem Mühen mit ihnen den Dornenwall durchhauend und begeistert dem keuschen Dienste Dornröschens, das jene mit heißem Kuße aus vierhundertjährigem Schlummer erweckt haben, als der edelste ihrer Ritter sich weihend, folgt er doch nicht den Irrgängen, auf welche jene stolz-demüthigen, in unklaren Gefühlen schwelgenden Führer die schlichte, durch ihre Natürlichkeit reizende Gestalt des deutschen Mädchens durch südländischen Putz und Flitter bis zur Unkenntlichkeit entstellten, sondern führt sie zurück zu den lieben Heimathauen und erweckt in ihrem Herzen wieder mit der Liebe zum Vaterlande die Begeisterung für die Gegenwart desselben und ihre heiligen Aufgaben. So eroberte er der Poesie wieder eines ihrer erhabensten Rechte, dem Vaterlande zu dienen, und machte die zu Schanden, welche auf dem mißverstandenen Worte Goethe's („politisch Lied ein garstig Lied") fußend, die Dichtung ausschließen wollten von dem belebenden Pulsschlag vaterländischer Gesinnung.

Ist es nun heiligste Verpflichtung und schönstes Recht der

Schule, Herz und Sinn der Jugend für des Vaterlandes Wohl und Größe zu erwärmen und zu kräftigen und überall, in welchem Gebiete es auch sei, vor Allem in dem geschichtlichen und sprachlichen Unterrichte, die Beziehungen auf das Vaterland pflegend hervorzuheben, so muß die Uhland'sche Muse einen Ehrenplatz erhalten in allen deutschen Schulen und bis zur Dorfschule hinab ihr heiliges Amt verwalten als Pflegerin treuer, reiner Gesinnung, unerschütterlicher Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, unwandelbaren Rechtsgefühls und aufopfernder Vaterlandsliebe. Und wie seine epischen und lyrischen Gedichte allen Kreisen zu klarem Verständniß und innigem Mitfühlen gebracht werden können, so sollten seine dramatischen Dichtungen in den Schulkreisen, in denen die Geschichte Raum gewonnen hat, eine willkommene Gabe zur Belebung großer Zeiten des deutschen Volkes werden. Dieß in höherem Maße, wie bisher, zu bewirken, ist der Zweck dieser Blätter. Warum es trotz mancher Anregung bedeutender Schulmänner*) bis jetzt nicht geschehen ist, wollen wir hier nicht untersuchen. Viel mag dazu beigetragen haben, daß das Theater beide Dramen so ganz und gar mißachtet hat. Seit „Herzog Ernst" zum ersten Male am 18. October 1819 auf der Stuttgarter Bühne dargestellt wurde, hat man kaum hie und da von vereinzelten Aufführungen, namentlich im Jahr 1848 gehört. „Ludwig der Bayer" aber gelangte noch seltener zur Darstellung. Mit ihm bewarb sich der Dichter im Jahre 1818 um einen Preis, den man in München für dasjenige Stück ausgesetzt hatte, welches am kräftigsten zur Hebung des „bayerischen" Nationalgefühls beitragen würde; er mußte aber, obgleich er den Fürsten besang, auf den das bayerische Fürstenhaus vor Allem stolz sein konnte, einem

*) Th. Vernaleken in seinem Literaturbuch S. 97 ff. 1850. — R. Hiecke in seinem „deutschen Sprachunterricht." 1839. — Dr. Wendt in: Herrig's Archiv, Bd. XV, S. 1—16, 1854, giebt eine ausführliche Analyse beider Dramen, die auch Lüben u. Nacke in: Sprachmusterstücke II, S. 331—341 vollständig aufgenommen haben.

mit seinem gekrönten Werke längst vergessenen bayerischen Dichter weichen. Wenn sich nun auch Uhland's Muse nicht am freisten und glücklichsten in der Form des Drama's bewegte, die beschauliche Ruhe und Innerlichkeit seines Wesens, seine Leidenschaftlosigkeit bei allem Ernste des Strebens und bei aller Energie seiner Begeisterung ihn vielmehr zur Rhapsodie und zur Lyrik gedrängt hat, so bleibt doch der Werth seiner dramatischen Schöpfungen ein so bedeutender, daß sich das Unrecht, das die Bühne an diesen Werken begeht, nur aus dem gesunkenen Zustand derselben und ihrer nationalen Entfremdung erklären läßt, mag die Schuld nun an den Bühnenvorständen oder an dem verflüchtigten Sinne des Publikums oder am wahrscheinlichsten an beiden liegen. Unsere Aufgabe ist es hier nicht, diesen Punkt weiter zu erörtern oder auch nur in eine eingehende Vertheidigung des dramatischen Werthes beider Stücke gegen die zum Theil sehr wegwerfenden Urtheile der Literarhistoriker einzutreten. Wir werden nur an dem einen zeigen, wie man es fruchtbar für die Jugend machen kann. Zunächst wollen wir die historische Grundlage geben, auf der mit gewissenhafter Treue der Dichter sein Werk aufgebaut hat zu einer Zeit, wo man noch wenig von solcher Treue wußte, wo erst kaum aus den Bestrebungen der Romantiker der ächte Kern sich von dem Schein und der Unnatur durch die innerlich nachhaltige Wirkung der Befreiungskriege zu sondern begann. Es ist erhebend zu sehen, mit welcher Liebe Uhland die Geschichte seines Vaterlandes durchforschte und mit welchem nie sich täuschenden sittlichen Gefühl er das Große, Naturwüchsige im Charakter seines Volkes herauszufinden wußte. Graf Eberhard der Greiner, diese unübertreffliche Rhapsodie, ist dafür der vollgültigste Beweis. Die einfache Größe des alten Rauschebart im Kampfe für das von Rittern und Städtern mit Füßen getretene Recht stellt ihn würdig neben die homerischen Heldengestalten. Würde uns kund, — und das wäre eine schöne Aufgabe seines Biographen, — wie lange und mit welch' gewissenhaftem Eifer der Dichter den

Zügen nachging, die er im „Herzog Ernst" mit keuscher Feder vereinigt hat zu dem ergreifenden Bilde deutscher Treue: es würde uns einen Blick thun lassen in das tiefe, wahrhaftige Gemüth dieses verehrungswürdigen Menschen.

Wir geben zunächst diese historische Grundlage. An diesen historischen Abschnitt werden wir sodann die Schilderung des Drama's selbst, seiner Idee und der einzelnen Charaktere anknüpfen und zum Schluß einige sachliche und sprachliche Erläuterungen hinzufügen, wie sie uns zum völligen Verständniß für die Schule geeignet erscheinen.

Die historische Grundlage des Drama's.

Wenn auch W. Giesebrecht in seiner auf sorgfältigstem Quellenstudium beruhenden, lichtvoll und lebendig geschriebenen Geschichte der deutschen Kaiserzeit (Bd. II. S. 203—320) die Regierung Konrad's II. aufs Ausführlichste behandelt hat und das besondere Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohn Ernst in eingehendster Weise von Chr. Fr. Stälin in seiner Württembergischen Geschichte (Bd. I. S. 474—483) dargestellt worden ist, scheint es uns doch pädagogisch gerechtfertigt, dem Chronisten selbst, den der Dichter als Hauptquelle mit großer Treue benutzt hat, vorzugsweise zu folgen und in möglichst treuer Uebersetzung die bezüglichen Stellen seines Zeitbuches in unsre, Giesebrecht folgende Darstellung einzuflechten, um so mehr, da dieses die beste Vorbereitung zur Lektüre der Tragödie bietet. Denn diese verhält sich zu den meisten modernen Geschichtsdramen, wie jene Chronik zu gar manchen Geschichtswerken der neuern, selbst noch unsrer Zeit, d. h. wie die schlichte, treue, warme Natur zu dem berechneten, tendenziösen und sentenziösen Kunstwerk. Es ist diese Chronik Wipo's Leben Konrads II. Wipo, ein Sprößling

eines burgundischen Adelsgeschlechtes, hatte sich durch das Studium der römischen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen reiche Bildung erworben und lebte, obgleich dem geistlichen Stande angehörend, als einflußreicher Staatsmann in besonderer Gunst der Kaiserin Gisela an dem Hofe Konrads und seines großen Sohnes Heinrichs III. Er wurde nach der Wahl und Krönung Konrads, der er persönlich beigewohnt hatte, vom Kaiser selbst zum Hofkapellan ernannt, und wohnte, wenn Krankheit ihn nicht hinderte, stets dem kaiserlichen Rathe bei und war selbst wahrscheinlich der Lehrer Heinrichs, ehe dieser unter die besondere Obhut des Bischofs Bruno von Augsburg und nach dessen Tode des Bischofs Engelbert von Freysingen gestellt wurde. Denn obgleich der Lombarde Amalrich als der hauptsächlichste Führer des jungen, reich begabten Heinrich im Reiche der Wissenschaften genannt wird, so läßt doch das Vertrauen, in dem Wipo bis zu seinem Tode beim Kaiser Heinrich stand, auf ein in frühester Jugend geknüpftes, auf geistigem Verkehr beruhendes, inniges Verhältniß schließen.*) Die klare Einsicht,

*) Mit welchem Ernst er in demselben seiner Pflicht nachkam, beweist sein in Hexametern geschriebener, dem Kaiser Heinrich 1041 am Weihnachtsfeste überreichter Tetralogus, in welchem sich der Dichter, die Muse, das Gesetz und die Gnade über die Tugenden eines Regenten in ernsten Worten unterreden. Den Kaiser betrachtet er als den höchsten Herrn der Welt und dringt auf ein kaiserliches Edikt über den Schulzwang. Die Verse, mit denen er das Gedicht dem König widmet, sind so bezeichnend für das schlichte, gemüthvolle Leben am Hofe dieses gewaltigen Regenten und geben uns ein so farbenreiches Bild der Innerlichkeit des Lebens, daß sie trotz der eigenthümlichen, unsrer Zeit ganz fremden Naivetät, selbst in der Uebersetzung, die auf die Reime in dem antiken Distichenmaß verzichten muß, jeden Unbefangenen ansprechen werden. Sie lauten:

Verse Wipo's für die Tafel des Königs.

Fröhlich feire, o König, im Kreis der Erwählten die Festzeit,
Wo in der finsteren Nacht aufging den Völkern das Licht.
Laß uns mitten im Jubel gedenken des Werkes der Gnade,
Daß uns geboren ist Gott, daß uns der Sohn ist geschenkt.

die Wipo durch seine Stellung am Hofe in die Regierungsverhältnisse gewann, und der schlichte, von pfäffischem Hochmuth, wie von höfischer Kriecherei gleich freie Sinn, der seine Schilderung des Lebens Konrads durchweht, geben seiner treuen Berichterstattung den höchsten Werth, und wenn er vielleicht auch dem Sohne gegenüber, dem das Werk gewidmet war, hie und da etwas verschwieg, erscheint doch das, was er giebt,

---

Brot vom Himmel bot die göttliche Gnade der Welt dar;
  Siehe, lebendiges Brod, Speise, die nimmer gebricht.
Bronn fortquellenden Wassers, das strömt in die Becher des Lebens:
  Wer getrunken daraus, dürstet ewiglich nicht.
Süße des Honigseims floß uns in Christo vom Himmel,
  Daß der Getreuen Schaar schmecke die Wonne des Herrn.
Heu verschmähte der Ochse, sobald er das edele Korn sah,
  Und an der Krippe des Herrn fraß nicht des Eseleins Mund.
Jungfrau Maria, siehe und lächele derer, die staunen,
  Schaue geboren aus dir Gott durch das ewige Wort.
König der Gnaden, vom Himmel erscheine bei unseren Festen;
  Gieb uns des Friedens Frucht, wie du es überall thust.
Schenke dem Könige Heinrich den Segen des himmlischen Schutzes,
  Daß er mit freudigem Muth schaffe sein königlich Werk.

Sehr zu beklagen ist, daß man sein satirisches Gedicht, von dem er in der Lebensbeschreibung einen Vers anführt, bis jetzt nicht wieder hat auffinden können. Der Titel: Gallinarius scheint auf erbittertes, aber nutzloses Ankämpfen des Schwächeren gegen den Mächtigen (Hahn gegen Adler) hinzudeuten, vielleicht geradezu auf die Kämpfe Odo's von Champagne mit dem Kaiser um Burgund; wenigstens möchte es nicht zu gewagt sein, den Titel mit Gallus, Gallier, zusammenzubringen, unter dem dann Odo verstanden wäre, den Wipo selbst einen Francigena nennt. Da Wipo ein Burgunder war und mit den burgundischen Großen in genauestem Verkehr blieb, würde die so wichtige Geschichte der Erwerbung Burgunds für das deutsche Reich durch seine Schilderung gewiß noch manchen interessanten Zug erhalten. Nicht minder zu beklagen ist, daß er seinen ausgesprochenen Plan, auch das Leben Heinrichs III. zu beschreiben, nicht ausgeführt hat. In der Widmung der Lebensbeschreibung Konrads an Heinrich (1048) sagt er, er wolle beider Thaten so darstellen, daß er wahrhaftig zeige, wie beide, als Aerzte, der Vater in das römische Reich eingeschnitten, der Sohn es verständig geheilt habe.

durchaus zuverlässig und erhebt sich durch den lebendigen, warmen, höchst anschaulichen Stil zu den besten Werken historischer Monographieen.*) Während seine übrigen, nur zum Theil erhaltenen Schriften in Versen abgefaßt sind, bedient er sich in dem Leben Konrads (40 Kapitel) der Prosa; aber die Elegie auf den Tod des Kaisers, die den Schluß bildet, und die häufig eingestreuten Hexameter, vor Allem das dichterische Gepräge, das seine Prosa trägt, bekunden den vertrauten Liebling der Musen. Einige kurze Stellen mögen zum Belege dienen, wie unbefangen und selbstständig er selbst dem Kaiser und dem Klerus gegenüber die Ereignisse beurtheilte. So macht er (Kap. 11), als Konrad seinem Stiefsohn Ernst die Abtei Kempten zu Lehen giebt, die Bemerkung: „obgleich es gegen göttliches und weltliches Recht ging, ein freies Besitzthum anders als durch Freie verwalten zu lassen.“ So nimmt er (Kap. 26) den König Stephan von Ungarn in Schutz, als dieser verwüstend ins Land der Bayern einfällt, „weil die Schuld an den Bayern gelegen habe.“ Als nun Konrad gegen den König zog und dieser in seiner Noth, der Hülfe Gottes allein vertrauend, im ganzen Reiche Gebete und Fasten anordnete, bemerkt Wipo ganz ehrlich: „der Kaiser wagte nicht, in das durch Flüsse und Wälder so trefflich geschützte Reich einzudringen.“ Und wie alsdann des Kaisers junger Sohn auf den Rath seines Erziehers, des Bischofs Engelbert von Freysingen, ohne Wissen des Kaisers und nur mit Zustimmung der Reichsfürsten dem bittenden Stephan Frieden gewährte, fügt der Chronist hinzu: „er handelte gerecht und weise, da er einen unschuldig gekränkten König, der von freien Stücken um Gnade bat, wieder in Frieden und Freundschaft aufnahm.“ Als er (Kap. 36) über den furchtbaren

*) Der Herausgeber, Pertz, sagt, man müsse es um so höher schätzen, da es mit der höchsten Lauterkeit des Gemüthes von dem trefflichsten Manne geschrieben sei, der, ein Zeitgenosse und nicht selten Augenzeuge dessen, was er erzählte, zugleich die Wahrheit ergründen konnte und wollte.

Sturm berichtet, der bei Corbetta in der Nähe von Mailand am Pfingstfeste (29. Mai 1037) das Belagerungsheer des Kaisers plötzlich bei heiterem Himmel mit Blitz und Donner überfiel und einen großen Theil der Menschen und Pferde vernichtete, während Leute außerhalb des Lagers nichts gehört noch gesehen zu haben behaupteten, leitet er die Erzählung mit den Worten ein: „dort ereignete sich etwas, was Manche für ein Wunder hielten." Die Lebensbeschreibung schließt mit den naiven Worten: „Das haben wir in Kurzem von den Thaten des Kaisers Konrad geschrieben. Sollten wir etwas ganz unberührt gelassen haben, so möge man uns glauben, daß es uns nicht zu Ohren gekommen sei. Wenn aber etwas kürzer behandelt ist, als es die Größe der Thaten verlangte, so versichern wir der Wahrheit gemäß, daß es zur Bequemlichkeit des Lesers geschehen sei."

Wenden wir uns nun zu den historischen Ereignissen, in denen unser Drama die ergreifendste Episode bildet.

Kaiser Heinrich II., der letzte des sächsischen Stammes, starb auf sächsischem Boden in den Mauern von Grona, am 13. Juli des Jahres 1024, 52 Jahre alt; seine irdische Hülle wurde in seiner Lieblingsschöpfung, im Dome zu Bamberg beigesetzt, in dem 9 Jahre später auch Kunigunde, die würdige Kaiserin, neben dem Gemahl ihre Ruhestätte fand. Die unermeßlichen Schaaren, die herbeiströmend ihre Thränen mischten in die glanzvoll würdige Trauerfeier, bezeugten, daß, wie ein Geistlicher jener Zeit schreibt, „die Blüthe der Menschheit, der Glanz des Kaiserthums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit" dahingeschieden sei. Und in der That, er war ein Kaiser, der sich mit Recht seinen großen Vorgängern, Heinrich I. und Otto I., an die Seite stellen durfte. Seiner Gesinnung und Neigung hätte es mehr entsprochen, die kirchlichen und staatlichen Ordnungen seines Reiches zu regeln, durch die Macht des Gesetzes der Willkür

zu steuern und das Königthum als die Alles beschützende, Alles leitende Gewalt im Frieden zu befestigen. Aber fast 20 Jahre hindurch mußte er für seinen Thron und den Bestand des Reiches die Waffen gezückt halten. Und fürwahr, nicht ohne Ruhm hat er sie geführt. Das abgefallene Italien unterwarf er von Neuem; im Morgen und Abend sicherte er die Grenzen des Reiches; die Erwerbung Burgunds bahnte er an; drei große Kriege bestand er gegen Boleslaw Chrobry von Polen, den größten Eroberer der Zeit, und nöthigte ihn auf's Neue die Vasallenpflicht anzuerkennen. Den kriegerischen Geist unsres Volkes, der sich bei dem fruchtlosen Streben Otto's II. und besonders Otto's III. fast nur in inneren Fehden und kleinlichen Grenzhändeln befriedigt hatte, lenkte er wieder auf große nationale Ziele und kräftigte durch namhafte Erfolge das Bewußtsein von der Einheit der deutschen Stämme. Immer mehr wuchsen diese, von einem Reiche umschlungen, zu einem Volke zusammen. Denn im Innern dieses Reiches war während dieser 20jährigen Kämpfe der Uebermuth der Vasallen unter die Macht der Krone gebeugt, der Landfriede überall gesichert, durch das Gesetz jeder Willkür gesteuert. Eine ruhigere Entwicklung der deutschen Verhältnisse war angebahnt; organisch gestalteten sich nach inneren Gesetzen ebenso im Reiche, wie in den einzelnen Territorien ständische Institutionen. Wie die Reichsfürsten schon auf das Königthum einen geregelten Einfluß gewonnen hatten, der die Krone eher stärkte als schwächte, so waren auch sie bereits überall an den Willen ihrer Lehensleute, die Bischöfe an die Zustimmung ihrer Kapitel und Mannen gebunden. In die Mitte zwischen die Krone und den niedern Adel gestellt, waren die großen Vasallen doppelt beengt, und ihre Ausschreitungen fanden leichter eine Grenze. Das Königthum hatte in die inneren Bewegungen, welche von dem unaufhaltsamen Fortschritt des Feudalwesens nicht zu trennen waren, selbst wieder tief und unmittelbar eingegriffen. Es war ihm gelungen, derselben Herr zu werden und sie nach seinem

Willen zu leiten. Nicht allein ohne Einbuße an wahrer Macht war es aus den inneren Kämpfen hervorgegangen, man sah es vielmehr neu gestärkt und gekräftigt. Daß sich dabei die Erblichkeit der Lehen mehr und mehr durchsetzte, schien allen Verhältnissen nur eine größere Stätigkeit zu geben und war in der That für die Krone wenig gefährlich, so lange sie das vollständige Regiment über die Kirche behielt und ihr die Investitur der Bischöfe und Reichsäbte nicht ernstlich bestritten wurde. Und an diesem Investiturrechte hielt er mit eiserner Starrheit fest. Allerdings wurde gerade durch diese Staatskunst, die dem Klerus vor Allem eine politische Rolle zuwies und ihn damit tief in das weltliche Leben versenkte, der Keim gelegt, der unter seinem dritten Nachfolger zu dem verderblichen Investiturstreite aufschoß. Aber weniger dem Kaiser kann dies zur Last gelegt werden, als dem unerbittlichen Geschick, das ihn zu früh wegraffte, und auch dem kräftigen, aber wenig gebildeten Konrad II. und seinem hochsinnigen, weitblickenden Sohne allzu kurze Zeit gönnte für die Vollendung ihrer Pläne. Im Bunde mit dem klugen und selbstbewußten Papste Benedict VIII. und mit den Cluniacenser Mönchen würde er ohne Zweifel erfolgreich seine Macht und seinen guten Willen für die Reformation der Kirche eingesetzt haben, die das Losungswort des Jahrhunderts war. Und gerade damals hatte der heilige Eifer der frommen und reichgebildeten Mönche von Clugny an dem strengen Anhänger ihrer Regeln, Gauzlin, dem Sohne Hugo Capets und Bruder des Königs Robert von Frankreich, einen starken und mächtigen Vorkämpfer erhalten, dadurch daß dieser, der bisher Abt von Fleury gewesen, zum Erzbischof von Bourges erhoben ward und sich mit Hülfe Benedicts gegen die Anfechtungen des französischen Episcopats in dieser einflußreichen Stellung behauptete. Und jemehr die deutschen Bischöfe, voran der unbeugsame Aribo, der kurz vorher aus der kaiserlichen Kanzlei auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden war, nach einer vom Papste unabhängigen Stellung strebten, was die berühmten Beschlüsse der

von ihm zusammenberufenen Seligenstadter Synode (1022) beweisen: desto eifriger suchte der Kaiser mit seinen Verbündeten eine durchgreifende Regelung der kirchlichen Verhältnisse herbeizuführen. Noch im Jahre vor seinem Tode hatte er zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft mit König Robert bei Ivois am Ausfluß des Chiers in die Maas und die Fürsten verabredeten eine neue Zusammenkunft mit dem Papste in Pavia, bei der ein allgemeines Concil der lateinischen Kirche gehalten werden sollte. Und schon war Erzbischof Pilegrin von Cöln mit Ehren überhäuft von dem über die Botschaft hoch erfreuten Papste zum großen Aerger des neidischen Mainzers zurückgekehrt; Kaiser und Papst und die Könige von Frankreich und Burgund schienen der Erreichung des Zieles nahe, trotz der erhöhten Anstrengungen der deutschen Bischöfe, die auf den Ruf des vom Papste bedrohten Aribo fast alle zu dem Nationalconcil nach Höchst kamen (14. Mai, Himmelfahrt 1024): da zerriß der Tod des Kaisers und fast gleichzeitig des Papstes die groß angelegten Pläne für einen allgemeinen Frieden im Abendlande und eine durchgreifende Kirchenreformation.

Wie sich der Meeresspiegel zitternd regt, wenn ein Sturm loszubrechen droht, so lief ein Schauer des Entsetzens durch das Reich, als sich die Nachricht von dem Tode des Kaisers verbreitete. Schien er es doch allein gewesen zu sein, der die Stürme gebändigt hatte, die nach dem Aussterben der Ottonen das Reich durchtobten; er allein, der die Herrschaft der Deutschen bei der erstarkten Kraft der umwohnenden Völker behauptet hatte. Allgemein war die Besorgniß, daß die alten Kämpfe von Neuem ausbrechen würden. Und um so größer war die Gefahr, da keine Vorsorge für die Nachfolge im Reiche getroffen und der Kaiser ohne Erben gestorben war. Die Wahl schien frei, wie sie nie gewesen war. Und wie hätte da nicht, in diesem ruhmliebenden Geschlecht, jeder Fürst, der zu seiner Macht, seinem Reichthum, seiner Mannhaftigkeit Ver-

trauen hegte (Uhl. II. V. 786 ff.),*) nach der deutschen Krone, der glänzendsten der Christenheit, den Blick erheben sollen? Welche Kämpfe konnten um diesen verlockenden Preis sich erheben! Aber so groß die Befürchtungen waren, sie zeigten sich doch bald als völlig eitel. Das Interregnum verlief in der größten Ruhe. Die Kaiserin, in deren Händen die Reichsinsignien waren, führte unter dem Beirath ihrer Brüder, des Herzogs Heinrich von Bayern und des Bischofs Dietrich von Metz, mit der ihr eigenen Besonnenheit die Reichsgeschäfte fort und fand bei den Großen um so willigeren Gehorsam, je mehr sie sich bemühte, die Wahl des neuen Königs zu beschleunigen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß überall die Fürsten zusammentreten würden, um die große Frage des Augenblicks zu berathen. Sie thaten dies in der verständigsten, edelsten Weise. Die sächsischen Großen entsagten bei einer Zusammenkunft in Werla um der allgemeinen Wohlfahrt willen allen ihren Händeln. Ein Gleiches geschah in den andern deutschen Ländern. Und indem so die einzelnen Stämme zuerst unter sich zusammentraten und die Nachfolge des Reiches beriethen, standen sie sogleich von jeder Verfolgung eines Sonderinteresses ab; nicht ein Stammhaupt wollten sie wählen, sondern dem Reiche, dem gesammten deutschen Volke ein Oberhaupt geben. Es war der schönste Triumph des Wirkens Heinrichs, der sich bei seiner Wahl erst die Anerkennung der einzelnen Stämme hatte gewinnen müssen, daß bei seinem Tod kein anderer Gedanke auftauchte, als der, daß nur durch die allgemeine Wahl aller Stämme der deutsche Thron besetzt werden könnte. Schon

*) Wir wollen die Stellen der Chronikenschreiber, die in der Tragödie besonders anklingen, durch gesperrte Schrift hervorheben, und in der Klammer die Verszahl angeben. Bei den oft sehr langen Scenen und der verschiedenen Seitenzahl der einzelnen Ausgaben wäre es wünschenswerth, wenn in dem neuen Abdruck die Verszahlen, wie bei epischen Dichtungen, hinzugefügt würden.

in den ersten Tagen des September*) versammelten sich auf Berufung des Erzbischofs von Mainz Fürsten und Mannen auf fränkischer Erde in der Rheinebene bei Mainz.

„Zwischen den Gebieten von Mainz und Worms," erzählt unser Chronist Kap. 2, „zieht sich eine weite Fläche hin (V. 800 u. 801), die wegen ihres ebenen Bodens die größte Menschenmenge aufnehmen kann und mit ihren versteckten Inseln zu geheimen Besprechungen besonders sicher und geeignet erscheint (V. 820—822); doch von dem Namen und der Lage des Platzes ausführlicher zu reden, überlasse ich den Ortsbeschreibern, ich aber kehre zu meiner Aufgabe zurück.**) Als dort sämmtliche Großen und, um mich so auszudrücken, Kraft und Kern des Reiches zusammengekommen waren, schlugen sie diesseit und jenseit des Rheines ihr Lager auf. Da der Fluß Gallien von Germanien trennt, versammelten sich auf der deutschen Seite die Sachsen mit den angrenzenden Slaven, die Ostfranken, die Noriker (Bayern) und die Alamannen (Schwaben): auf Galliens Seite aber die jenseitigen Franken, die Ripuarier (Nieder-Lothringer) und die (Ober-) Lothringer (V. 805—819). Es handelt sich um das Höchste, Zweifel und Ungewißheit herrscht über die Wahl; zwischen Furcht und Hoffnung schwankend erforschen hier die Verwandten mit-

*) Die Wahl war auf den 4. September anberaumt, fand aber erst am 8. September statt.

**) Das Zeitbuch Hermanns des Gelähmten, eines Mönches von Reichenau, sowie ein kurz vor der Wahl geschriebener Brief des Abtes Bern von Reichenau, geben genauer als Ort der Wahl Kamba oder Kambe an, einen Flecken, Oppenheim gegenüber, der von den Fluthen des Rheinbettes, wie andere Orte fortgerissen, längst verschwunden ist. Der Name Kambe scheint noch in dem Kammerhof fortzuleben, der Oppenheim gegenüber zwischen Lerheim und dem Rhein liegt. Lörzweil, wo ein Königsstuhl stand, kann nicht der Ort sein, da es auf dem linken Ufer liegt, wo bei der Wahl bloß die Lothringer und Westfranken lagerten.

einander, dort die Befreundeten unter sich lange gegenseitig ihre Wünsche. Denn über keine geringe Angelegenheit sollte Rath gepflogen werden, sondern über eine solche vielmehr, die, wenn sie nicht mit größtem Eifer in der Gluth des Herzens reifte, den ganzen Körper des Reichs zuletzt zu Grunde richten mußte; nach dem Sprüchwort: Heilsam ist's, wenn der Mund die Speise wohl kaut, roh genossen erzeugt sie Gefahr; und wie man sagt: Fasse fest das Heilmittel in's Auge und sorge vorsichtig dafür. Indem man in solcher Weise lange darum stritt, wer herrschen sollte und den Einen das zu jugendliche, den Andern das allzu sehr vorgerückte Alter, Diesen der Mangel an erprobter Tüchtigkeit, Andere offenkundiger Hochmuth ausschloß, wurden aus Vielen Wenige erwählt und von den Wenigen zuletzt besonders zwei ausgesondert (V. 824 f.), bei welchen endlich das Zünglein der Waage, von den angesehensten Männern mit äußerster Gewissenhaftigkeit gehalten, im Gleichgewicht ruhte (V. 836 f.) Zwei Kuno (Konrad nennt er ihn erst nach der Wahl) waren es, von denen der Eine wegen seines höheren Alters der ältere, der Andere der jüngere Kuno genannt wurde, beide zu den Edelsten im deutschen Franken gehörend, von zwei Brüdern gezeugt (V. 826 f.), deren einer Hezil (Heinrich), der andere Kuno hieß; diese selbst aber, wie wir vernommen, von dem Frankenherzog Otto (nachher Herzog von Kärnthen) stammend, mit zwei anderen Brüdern, Bruno und Wilhelm, von denen Bruno des apostolischen Stuhles der römischen Kirche Papst geworden und mit verändertem Namen Gregor*) genannt worden ist, Wilhelm aber, zum Bischof von Strasburg gemacht, wunderbar seine Kirche erhoben hat. (Ihre mütterliche Abstammung übergehen wir hier,

---

*) Es ist jener Gregor V., der 996 von Otto III. auf den päpstlichen Stuhl gesetzt, diesen krönte, dann von Crescentius verjagt, mit dem Kaiser 998 zurückkehrend den Gegenpapst Johann XVII. verstümmelt auf einem Esel durch die Stadt führen ließ. Er starb 999.

um sie nachher genauer, als es Wipo thut, zu bringen.) — Zwischen diesen Beiden, dem älteren und jüngeren Konrad nämlich, schwankten lange gesammte Fürsten; und obgleich bei sorgfältigerer Berathung fast alle den älteren Kuno wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit mit eifrigem Verlangen zu wählen wünschten, verbarg doch Jeder angelegentlich seine Gesinnung wegen der Macht des Jüngeren, damit nicht etwa der Ehrgeiz die Beiden entzweite (V. 844—849). Zuletzt aber fügte es die göttliche Vorsehung, daß die Beiden selbst ein Uebereinkommen trafen, das jeden Zweifel befriedigend löste; wen von ihnen nämlich der größere Theil des Volkes erhebe, dem solle der andere unverzüglich weichen. Es verdient wohl angeführt zu werden, wie dabei der ältere Kuno seine hohe Gesinnung aussprach, nicht weil er selbst an seiner Erwählung verzweifelte, da er ja schon vernommen hatte, wie der Fürsten Herzen durch göttliche Eingebung geleitet würden, sondern um das Gemüth seines Verwandten vor jeder leidenschaftlichen Erregtheit in so ungewohnter Lage zu sichern. In folgenden vortrefflichen Worten redete er ihn an: „Würdige Freude bei glücklichen Ereignissen artet weder in allzugroßen Ernst aus, noch läßt sie einen undankbar sein für empfangene Wohlthaten, und sowie verderblicher Kleinmuth bei Widerwärtigkeiten die Lage verschlimmert, so führt den Menschen im Glück eine rechtschaffene Heiterkeit zu höherem Glück, und die Frucht selbstgeschaffenen Wohles giebt wenig Genuß, wenn sie im Gemüthe des Kämpfenden nicht eine gemäßigte Heiterkeit nährt. So fühle ich mein Herz von großer Freude gestärkt und erhoben, darüber, daß die gleichmäßige Uebereinstimmung Aller in einer so großen Versammlung nur uns Zwei ausersah, um Einen von Beiden an den höchsten Platz eines Königs zu stellen. Denn wir dürfen weder glauben, unsere Verwandten durch Ansehen oder Reichthümer zu übertreffen, noch können wir uns rühmen, in Worten und Werken irgend etwas solcher Verehrung würdiges schon verdient zu haben. Unsere Vor-

fahren haben ihren Ruhm lieber durch Thaten als durch Worte kund gethan; unter Seinesgleichen ziemt es sich für Jedermann, mit dem gewöhnlichen Lebenslaufe sich zu bescheiden. Daß wir aber dennoch vor den Uebrigen allen einigermaßen tüchtig erachtet werden, dafür müssen wir der Vorsehung Dank sagen. Und darum sollen wir uns hüten, daß wir der großen Ehre, der uns das übereinstimmende Urtheil Fremder würdig erklärt, nicht durch eigene Uneinigkeit in der Familie unwürdig scheinen. Denn es ist thöricht, fremde Macht allzu sehr zu mißbrauchen zu Gunsten der eignen. Bei jeder Wahl ist es Keinem erlaubt, über sich selbst zu urtheilen, über einen Andern aber darf er urtheilen. Wenn einer über sich selbst entscheiden dürfte, wie viel Herrscherlein, um nicht zu sagen Herrscher, würden wir sehen? In unsrer Gewalt hat es nicht gelegen, diese Würde aus so Vielen auf uns zwei zu beschränken. Die Stimmen und Bemühungen, die Einmüthigkeit der Franken, Lothringer, Sachsen, Bayern, Alamannen haben mit beßtem Willen uns erkoren, als die Sprößlinge Eines Stammes, gleichsam Ein Haus, eine unzertrennliche Familie, und Niemand wird argwöhnen, daß die aus so viel Gründen Verbundenen durch Feindseligkeiten getrennt werden könnten.

„Eintracht ziemt Jedwedem, das durch Natur ist verbunden,
Selbst das Verwandte umschlingt sie mit der Freundschaft Band.“

Wenn wir daher die uns von Andern freiwillig übertragene Würde aus irgend einem Hinderungsgrunde zurückweisen, d. h. wenn wir untereinander uneins sind, so wird uns das Volk dann sicher im Stiche lassen und sich irgend einen Dritten suchen; und wir werden dann nicht nur solcher Ehre beraubt werden, sondern, was allen Guten verabscheuungswerther als der Tod ist, in die Schmach der Gemeinheit und des Neides verfallen, als ob wir einer solchen Herrschaft Größe nicht ertragen könnten und einer dem andern an Ansehen nicht weichen wollten, was ich unter Blutsverwandten für ein großes Vergehen halte. Die höchste Ehre dagegen und die höchste Macht wird uns

verbleiben und ist uns gesichert, so daß sie uns, wenn wir nur wollen, in dem einen oder dem andern von uns gemeinschaftlich bleibt. Darum, wenn in dem einen von uns diese Würde ihren Einigungspunkt gefunden hat, entbehrt, wie mir dünkt, der andere gewissermaßen des Mitgenusses an derselben ferner nicht. Denn wie auf die Verwandten der Könige, wie wohl sie nicht alle Könige sind, ein gewisser Antheil an der Ehre übergeht, so werden auch die, welche zur Herrschaft bezeichnet und auserwählt sind, wenn sie dieselbe auch zuletzt nicht erlangen, doch durchaus nicht der daraus fließenden Ehre verlustig gehen, da sie ja nicht als des höchsten Amtes unwürdige zurückgewiesen wurden. Und wenn also die Verwandten der Könige um der Könige willen geehrt werden, wenn ferner unsere gegenseitige Eintracht das Benehmen Aller gegen uns bestimmen wird, und sonach der Erfolg des Einen von dem Andern abhängt: wer kann glücklicher sein, als wir, wenn der Eine regieren, der Andere aber ihm die Leitung des Gemeinwesens allein durch sein Wohlwollen sichern wird? Hüten wir uns daher, einen Fremden dem Verwandten, einen Ungewissen dem Gewissen vorzuziehen, damit nicht der heutige Tag, der bis hierher nach einer so ehrenvollen Entscheidung gar angenehm und heiter sich uns gezeigt hat, uns ein langedauerndes Unheil bereite, wenn wir die Güte, die ein so mächtiges Volk uns erwiesen, unter uns selbst übel anwenden. Um das von meiner Seite zu vermeiden, will ich Dir, geliebtester von allen meinen Verwandten, sagen, wie ich mich Dir gegenüber zu verhalten gedenke. Sobald ich zu der sichern Ueberzeugung gekommen sein werde, daß das Volk Dich will und Dich zum Herrn und König verlangt, so werde ich nicht durch irgend eine unlautre Handlungsweise dieses Wohlwollen von Dir ablenken, vielmehr um so eifriger vor allen Andern Dich erwählen, wie ich auch Dir dann näher zu stehen hoffe als alle die Andern. Wenn Gott aber mich ausersehen hat, wirst Du mir ohne Zweifel denselben Dienst erweisen." Der jüngere Kuno gab hierauf

zur Antwort, das sei ganz nach seinem Sinn gesprochen; und er gelobte ihm auf das Bestimmteste, er werde ihm als seinem liebsten Verwandten, wenn das Gemeinwesen ihn verlange, alle die Treue bewähren, die man dem König schulde. Unter diesen Reden neigte sich der ältere Kuno zu seinem Verwandten und küßte ihn Angesichts Vieler; durch diesen Kuß ward es Allen klar, daß sie sich beide mit einander in Frieden verständigt hätten. (V. 850—54.) Und dies als ein Zeichen der Eintracht nehmend, traten die Fürsten zusammen, und ringsum stellten sich unermeßliche Schaaren des Volkes:

„Was da jeder so lang verhüllt im Herzen getragen,
Freudig gab er es kund, da die Zeit es erlaubte zu künden."

Der Erzbischof von Mainz, dessen Stimme zuerst vernommen werden mußte, erhob, da das Volk fragte, was ihm recht dünke, aus der Fülle des Herzens und mit freudiger Stimme, den älteren Kuno und erwählte ihn zu seinem Herrn und König und zum Lenker und Vertheidiger des Vaterlandes.

Dieser Entscheidung stimmten die übrigen Erzbischöfe und Geistlichen ohne Zaudern bei. Der jüngere Kuno aber, nachdem er in kurzer Zwiesprach die Lothringer zur Beistimmung zu bewegen versucht hatte, kehrte augenblicklich (auf das rechte Ufer) zurück und wählte mit freudigster Bereitwilligkeit (V. 858) jenen zum Herrn und König, und der König ergriff ihn mit der Hand und ließ ihn neben sich niedersitzen. (V. 862 f.) Darauf wählten ihn die einzelnen Vertreter der verschiedenen Reiche mit denselben Worten oft wiederholt (V. 860); das Volk jauchzte der Wahl zu, alle stimmten einmüthig in der Königswahl dem Fürsten zu, alle verlangten den älteren Kuno; auf ihm bestanden sie und zogen ihn ohne Zaudern sämmtlichen Herrschern vor; sie erklärten ihn für den der königlichen Macht Würdigsten und verlangten, daß unverzüglich die Königsweihe stattfinde. Die obenerwähnte

Kaiserin Kunigunde reichte glückwünschend die königlichen Insignien dar (V. 865—67), welche Kaiser Heinrich ihr zur Verwahrung überlassen hatte, und ermuthigte ihn, soweit dies ein Weib vermag, zu seiner Regierung. Sicherlich hat dieser Wahl die Gunst der Himmelsmächte nicht gefehlt, da unter den großen Machthabern, unter so vielen Herzögen und Markgrafen ohne Neid und Streit der gewählt wurde (V. 877 f.), der, obgleich an Geschlecht und Tüchtigkeit und eigenem Besitz keinem Andern nachstehend, doch mit solchen Männern verglichen, wenig Lehensbesitz und Macht vom Reiche hatte. Wohl gingen der Erzbischof von Cöln und der Herzog von Lothringen mit einigen andern Lothringern, um des jüngern Kuno willen, wie man sagte, eigentlich aber von dem Friedensstörer, dem Teufel getrieben, in Unfrieden weg; bald aber suchten sie, außer denen, die der Tod vorher wegraffte, reumüthig die Gnade des Königs nach und nahmen dankbar an, was er selbst angeordnet hatte; und der Erzbischof Pilegrin erbat sich zur Sühne seiner früheren Schuld vom König, daß er die Königin in seiner Kirche weihen dürfe. Doch von ihr später; kehren wir jetzt zum König zurück. Auf göttlichen Wink ist er in Wahrheit gewählt worden, worin er selbst schon zum Voraus ein Zeugniß erkannte, das er nachher auch als König von den Menschen empfangen hat. Denn er war ein Mann von großer Leutseligkeit, vorsichtig im Rath, wahrheitliebend in Worten, fest in Thaten, nicht im mindesten habsüchtig, vor allen Königen freigebig, von dessen Sitten ich noch mehr zu sagen haben werde. Das muß ich aber hier noch anführen, daß es gar nicht anders kommen konnte, er mußte der erste werden und der größte, da ihm die Kraft der größten Tugenden inne wohnte. Denn da geschrieben steht (Sprüchw. 15, 33): „Den Ruhm übertrifft die Demuth," so überwand er, dem die höchste der Tugenden zu eigen war, die Ruhmsüchtigen dieser Welt. Die Gerechtigkeit verlangte, daß der nicht auf Erden Herrendienste verrichte, den der allmächtige Gott ausersehen hatte, über Alle zu herrschen.

Kap. 3. Nach vollzogener Wahl beeilten sich Alle auf's Eifrigste den König nach Mainz zu geleiten, damit er dort die hochheilige Salbung empfinge. Jubelnd zogen sie dahin, die Geistlichen stimmten Psalmen, das Volk Freudenlieder an (V. 869 f.), jedes nach seiner Weise: soviel Preis wurde wohl noch nie an Einem Tage Gott von den Menschen dargebracht. Wäre Karl der Große selbst leibhaftig mit dem Scepter zugegen gewesen, nicht froher hätte das Volk sein können (V. 870—73), noch wäre es im Stande gewesen, lebhafter seine Freude zu bezeigen über die Wiederkehr eines solchen Mannes, als über das erste Erscheinen dieses Königs. In Mainz eingezogen, wurde er mit schuldiger Ehrerbietung empfangen und harrte dort mit Ergebenheit der von allen ersehnten Feier.

Es war am Tage der Geburt der heil. Maria (8. Sept.), als der Mainzer Erzbischof und die gesammte Geistlichkeit die Krönungsweihe feierlich begingen, und bei dem heiligen Amte der Salbung redete der Erzbischof den König folgender Maßen an*): „Alle Macht des schnell dahinfließenden Erdenlebens strömt aus einer reinsten Quelle. Aber da viele Flüsse demselben Ursprunge entströmen, pflegt es zu geschehen, daß diese zu Zeiten trübe, dann wieder klar sind, während doch die ursprüngliche Quelle in ihrer Lauterkeit verharrt. Gleicher Maßen dürfen wir auch, soweit menschliches Wesen den Schöpfer mit seinem Geschöpfe in Vergleich zu bringen sich erdreisten kann, das Verhältniß zwischen Gott dem unsterblichen Könige und den irdischen Königen vermuthen. Denn es steht geschrieben: „Alle Macht kommt von Gott.“ Wenn dieser allmächtige König der Könige, Urheber und Ursprung aller Ehren, auf die Fürsten der Erde irgend eine Würde aus seiner Gnadenfülle überströmen

*) Gewiß nicht ohne Absicht finden sich in der Rede ganze Reihen von Versen mit Reimworten, wie sie später die Hymnenpoesie der Kirche charakterisiren.

läßt, so ist diese in ihrem Ursprung rein und unverfälscht. Sobald sie aber auf solche gelangt, die diese Würde unwürdig anwenden und sie durch Stolz, Neid, Sinnengier, Habsucht, Zorn, Ungeduld, Grausamkeit beflecken, so werden sie sich und ihren Unterthanen, wenn sie nicht durch Reue sich reinigen, den Becher der Gottlosigkeit zu trinken geben. So trete denn die ganze Gemeinde der Heiligen vor Gott mit Gebet und Fürbitte, daß die Würde, die unserm König und Herrn Konrad, der hier zugegen ist, heute unbefleckt von Gott übertragen wird, von ihm unverletzt, so weit dies der Mensch vermag, erhalten werde. Mit Dir und Deinetwegen, Herr unser König, wenden wir unsere Gedanken zu Gott. Er, der Dich auserwählt hat, damit Du wärest König über sein Volk, hat gewollt, daß Du Dich erst bewährest in der Prüfung und dann erst regierest. Denn er züchtigt Jeden, den er annimmt; wen er beschlossen hatte anzunehmen, den würdigte er, der Schmach sich zu bequemen; ihm gefällt es, den zu beugen, der durch ihn empor sollt' steigen. So hat Gott seinen Knecht Abraham versucht und nach der Versuchung verherrlicht. So hat er seinen Diener David den Zorn des Königs Saul, Verfolgung, Unbilde, die Schlupfwinkel der Wüste, Flucht und Verbannung erdulden lassen und ihn nachher zum glorreichsten Könige in Israel gemacht. Selig, wer die Anfechtung erduldet, denn dieser wird die Krone (des Lebens) empfangen. Nicht umsonst hat Dich der Herr auf die Probe gestellt, die daraus hervorwachsende Frucht hat er in Dir zu süßer Reife gebracht. Er hat Dich die Gunst Deines Vorgängers, des Kaisers Heinrich, verlieren und wieder gewinnen lassen, nur damit Du wissest auch Derer Dich zu erbarmen, die Deine Gunst verlieren; Unbilde hast Du erduldet, damit Du nun Derer Dich annehmest, die Unbilde ertragen; die göttliche Liebe hat gewollt, daß Du ohne gelehrte Bildung seiest, damit Du in der Zucht Gottes herangebildet die Herrschaft über die Christenheit führest. Zur höchsten Würde bist Du gelangt, Stellvertreter Christi bist Du. Nur

wer sein ächter Nachfolger ist, kann herrschen; es thut Noth, daß Du auf diesem Stuhl des Reiches Deiner ewigen Ehre nachtrachtest. Eine große Glückseligkeit gewährt es, zu herrschen auf Erden, die größte aber, des himmlischen Triumphes theilhaftig zu werden. Vieles aber fordert Gott von Dir und vor Allem erwartet er, daß Du Recht schaffest und Gerechtigkeit und Frieden dem Vaterlande, das immer auf Dich erwartend schaut, daß Du seiest ein Beschützer der Kirchen und ihrer Diener, eine Zuflucht der Wittwen und Waisen: an ihnen und andern Guten wird Dein Thron feste Stützen haben jetzt und immerdar. Und nun, Herr und König, die ganze heilige Kirche fleht mit uns um Deine Gnade für die, welche bisher gegen Dich gefehlt und durch irgend welche Beleidigung Deine Gunst verscherzt haben. Einer unter ihnen ist Otto, ein angesehener Mann, der Dich beleidigte; für ihn und die übrigen alle flehen wir Dich um Gnade an, daß Du ihnen die Schuld erlassest um der Huld Gottes willen, die Dich heute in einen andern Menschen verwandelt und seines Geistes theilhaftig gemacht hat; da er ja auch Dir auf gleiche Weise für alle Deine Vergehungen zu vergelten Dich würdiget."

Von Erbarmen bewegt seufzte der König bei dieser Rede tief auf und zerfloß in Thränen, wie man es kaum hätte glauben sollen. Hierauf verzieh er, wie es die Bischöfe und Fürsten und das versammelte Volk verlangten, Allen, was sie gegen ihn gefehlt hatten. Dankbar nahm das ganze Volk dieses an und Alles weinte Freudenthränen, da des Königs frommer Sinn offenbar ward.

Wahrlich, der wäre von Stein, der da nicht Thränen gefunden,
Da so schweres Verschulden ein solcher Herrscher verziehen.

Und obgleich er seine Beleidigungen hätte rächen können, wenn er auch nie König geworden wäre, ließ doch das Vertrauen auf so große Macht nicht den kleinsten Gedanken an Rache in seinem Herzen zurück.

Nachdem der Gottesdienst und die Salbung des Königs in angemessenster Weise vollendet war, zog der König hinaus. Und wie man von König Saul liest, daß er von der Schulter aufwärts über alle andern ragend einherging, erschien auch er, wie umgewandelt, in bisher noch nicht an ihm gesehener Haltung (V. 880 f.), als er im Geleite der Priester mit heiterm Antlitz und ehrwürdigem Gang in die Pfalz zurückschritt. An der Tafel sodann mit königlicher Ausrüstung empfangen, vollbrachte er diesen ersten Tag seines Königthumes in genauester Beobachtung aller üblichen Formen.

Kap. 4. Von der Huldigung ist es, glaube ich, weniger nothwendig zu sprechen, da es ja schon lange Sitte ist, daß alle Bischöfe, die Herzöge und die übrigen Fürsten, die großen Vasallen, die gemeine Ritterschaft, ja alle freien Männer von irgend einem Ansehen, den Königen den Eid der Treue leisten; diesem freilich verpflichteten sie sich um so aufrichtiger und bereitwilliger *).

Ehe wir nun unsern Gewährsmann verlassen, geben wir noch einige bemerkenswerthe Züge aus der Krönungsfeierlichkeit, die er (Kap. 5) nachträglich berichtet:

---

*) Wir haben diese letzte Bemerkung Wipo's, obgleich sie keinen Bezug mehr hat auf unsere Tragödie, angeführt, weil aus ihr hervorgeht, daß damals die Standeseintheilung schon bestand, nicht erst, wie Mayer in seiner Geschichte S. 71 behauptet, zum ersten Male erschien, die in dem Sachsenspiegel I, 3 als Gesetz erscheint in den sieben sogenannten Heerschilden oder Rangstufen. Der erste Heerschild bestand aus dem Könige mit seinen Reisigen; der zweite aus den Erzbischöfen, Bischöfen, gefürsteten Aebten und Aebtissinnen; der dritte aus den Herzögen; den vierten bildeten die Grafen und Freiherren; zu dem fünften rechnete man die Mittelfreien, welche noch Freie zu Untergebenen haben konnten (die Bannerherren genannt, weil sie unter eigenem Fähnlein ihre Vasallen im Kriege anführten); zum sechsten gehörte die gemeine Ritterschaft; der siebente Schild schloß alle Freien in sich, die nicht ritterlicher Geburt waren, also hauptsächlich die Bürger der Städte.

„Während des festlichen Zuges traten drei Personen mit Klagen an den König heran. Der eine war ein Bauer des Mainzer Sprengels, der andere ein Mündel und zuletzt eine Wittwe. Als der König schon ihre Sache anzuhören begonnen hatte, machten ihn einige von den Fürsten aufmerksam, daß er keinen Aufschub seiner Krönung veranlassen, sondern unverzüglich zur kirchlichen Feier schreiten möge. Sofort wandte er sich zu den Bischöfen und antwortete als Statthalter Christi in wahrhaft christlicher Weise: „Wenn es meine Pflicht ist, der Regierung mit Eifer obzuliegen und der wackere Mann nie aufschiebt, was er alsbald zu thun im Stande ist, so dünkt es mir richtiger, zu thun, was meine Pflicht ist, als von einem andern zu hören, was ich thun soll. Ihr habt, wie ich mich wohl erinnere, oft gesagt, nicht die Hörer des Gesetzes, sondern die Thäter (Jac. I, 25) sollen gerechtfertigt werden. Wenn es aber Noth thut, wie Ihr sagt, zur Krönung zu eilen, so muß ich meine Schritte um so sorgfältiger in der Arbeit des Herrn befestigen, je näher ich die steile Höhe meiner neuen Würde vor mir sehe. Mit diesen Worten verharrte er an der Stelle, wo jene Unglücklichen ihm entgegengetreten waren.

„Unbeweglich verharrend, entschied er die Sache der Armen."

Als er wieder eine kleine Strecke vorwärts gegangen war, kam ein Mensch vor ihn und klagte, er sei ohne Schuld aus dem Vaterlande ausgestoßen worden; den ergiff der König bei'm Arm und zog ihn durch alle die Umstehenden zu sich bis zu seinem Thronsessel (in dem er zum Dome getragen wurde) und empfahl dann, nachdem er ihn angehört, seine Sache auf's Angelegentlichste einem der Fürsten. Das Volk betrachtete dies als einen glücklichen Anfang der Regierung, wo der König mehr eilte dem Gesetze genug zu thun, als sich weihen zu lassen. Es drängte ihn mehr, Barmherzigkeit zu üben, als gekrönt zu werden; auf dem Pfade der Gerechtigkeit wandelte er einher, als er zum Throne schritt; mit dem Psalmisten (Ps. 26,12) konnte er sagen: „Mein Fuß steht auf dem rechten Wege." Durch

das Gut der Gnade sicherte er sich, ehe er den Richterthron bestieg. Er fürchtete herabgestürzt zu werden, wenn er nicht das Gleichgewicht behielte auf der steilen Königshöhe. Höchlich mußte man loben, daß er mitten in den neuen Freuden, unter den entzückenden Dienstleistungen, die dem König galten, den Klageruf so vieler Unglücklichen hörte und ihre Sache zur Entscheidung brachte. Er wollte nicht vernachlässigen, was er alsbald beherrschen konnte. Er verschmähte es, die Uebung der Gerechtigkeit zu verschieben, denn das war ja die Pflicht des Regenten. Um der königlichen Ehre willen verschob er seine Krönung; denn es steht geschrieben: „Des Königs Ehre liebt das Gericht."

Solchen Gewinn bringt nichts in allen menschlichen Dingen,
Wie wenn gerechtes Gericht wird von dem König geübt.

So bahnte sich der König in solchen Rechtsentscheidungen, bei welchen das königliche Ansehen am meisten angerufen zu werden pflegt, zum Schutz nämlich der Kirche, der Wittwen und Waisen, an diesem Tage selbst den Weg zu den andern Kreisen seiner Wirksamkeit."

Ehe wir, um zu den weiteren unser Drama berührenden Thatsachen zu gelangen, in kürzester Darstellung die Regierung Konrads schildern, wird es passend sein, hier das Nöthige über Abstammung und Verwandtschaft der Persönlichkeiten zu sagen.*)

---

*) **Heinrich I.** — Konrad der Friedfertige von Burgund.

Otto I. — Heinrich von Bayern.

Luitgard, Gem. Konrad von Lothringen. — Heinrich der Zänker. — Gisela. — Bertha. 1. Odo I. v. Champ. 2. Robert v. Frankr. — Gerberga. Gem. Herm. II. von Schwaben. — **Rudolf III.**

Otto v. Kärnth. — **Heinrich II.** Kunigunde, Tochter des Graf. Siegfr. v. Luxemburg. — **Odo II. von Champagne.** — Gisela. 2. Ernst I. v. Schwab. 3. Konr. II. — Mathilde. Konrad v. Kärnthen. — **Herm. III.**

Heinrich von Franken. Gem. Adelheid von Egisheim. — Konr. v. Frank. u. Kärnthen. Gem. Mathilde, Tocht. Herm. II. v. Schwaben. — **Ernst II.** Gräfin v. Egish. (Irmelgard), jüngste Schwester der Kaiserin Kunigunde. — **Herm. IV.** — **Heinr. III.** — **Konr. d. Jüngere.**

Konrad II. Gem. Gisela, Tocht. Herm. II. v. Schwaben. — **Konrad der Jüngere.** — Ida od. Jutta.

Heinr. III. Beatrix. Mathilde.

Die beiden Konrade waren Urenkel der ältesten Tochter Otto's I., Luitgard, und des Herzogs Konrad des Rothen von Franken und Lothringen, der in der Schlacht auf dem Lechfelde seinen Tod fand. Ihre Väter waren die Söhne des Herzogs Otto von Kärnthen, der mit Heinrich II. um die Krone stritt. Des älteren Konrad Vater war der fränkische Graf Heinrich;*) seine Mutter hieß Adelheid und war die Tochter des Grafen Gerhard von Egisheim und Schwester der im Elsaß und in Lothringen reich begüterten Grafen Gerhard und Adelbert. Während sein Vetter, der jüngere Konrad, ein Sohn Konrads, des Herzogs von Franken und Kärnthen, und der Mathilde, einer Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben, nach dem frühen Tode des Vaters (1011) Herzog von Franken wurde (seine Mutter vermählte sich in zweiter Ehe mit Herzog Friedrich von Nieder-Lothringen), besaß der ältere Konrad, der erst später der Salier genannt wurde, hauptsächlich nur die von seinem Großvater Otto ererbten Stammgüter um Speier und in der Haardt. Durch die Vermählung mit Gisela erhielt sein Einfluß, der bisher besonders auf seiner gewaltigen Persönlichkeit beruht hatte, eine materiellere Grundlage. Gisela, die Schwester des Schwabenherzogs Hermann III., war durch ihre Mutter Gerberga eine Nichte des Königs Rudolph III. von Burgund und Tante Konrads des jüngeren. In erster Ehe hatte sie einen Grafen Bruno geheirathet und von ihm einen Sohn Liudolf, der 1038 als sächsischer Graf starb; in zweiter Ehe vermählte sie sich mit Ernst, dem Sohne Liutpolds, des ersten babenbergischen Markgrafen in Oesterreich, und empfing von ihm zwei Söhne, Ernst und Hermann. Als nun 1012 ihr Bruder, Herzog Hermann III. von Schwaben unvermählt starb, übertrug Kaiser Heinrich II., der ihr Vetter war, ihrem Gemahle Ernst das Herzogthum Schwaben. Herzog Ernst I. regierte aber nur 3 Jahre. Am

*) Seine Stammburg, die zu Worms stand, war vom Bischof Burchard zerstört worden und aus ihren Steinen erhob sich das Wormser Münster.

31. Mai 1015 traf ihn auf der Jagd der Pfeil eines seiner Lehensleute, Adalbero. Thietmar v. Merseburg, VII. 10, erzählt: „In diesen Festtagen (Pfingsten) ward der erlauchte Herzog Ernest von Alamannien, der Nachfolger Herimanns des Kindes, als er in einem Walde unerlaubter Weise jagte, leider von einem seiner Ritter, mehr aus Versehen als aus Vorsatz, indem derselbe nämlich mit seinem Pfeile eine Hirschkuh treffen wollte, verwundet.*) Da er nun sah, daß er dem Tode nahe war, so rief er seine Genossen herbei und bat sie dringend, des Schuldigen zu schonen, und weil er keinen Priester zur Hand hatte, um seine Sünden zu bekennen, so hieß er einen seiner Ritter näher herankommen, um die Stelle eines Priesters zu vertreten. Als er nun sah, daß derselbe bei ihm stand, sprach er: „Kommet Alle heran und vernehmet mit dem Ohre eures Herzens eures sterblichen Mitmenschen und Mitsünders Thaten und eilet einmüthig dieselben mitzusühnen; auch allen abwesenden Gläubigen empfehlet, ich bitte Euch, meine sündige Seele und ermahnet meine Ehefrau in meinem Namen, daß sie ihre Ehre wahre und mein nicht vergesse" (Uhl. III. 1. V. 1165—1176). Solches redend, machte er sämmtliche Anwesende mit Allem und Jedem bekannt, worin er sich jemals, soweit er sich erinnern konnte, vergangen hatte, und verschied bald darauf am 31. Mai. Er ward seinem Wunsche gemäß zu Wirciburg neben seinem Vater, dem Markgrafen Liupold bestattet. Dieser Jüngling, dem es, wie er selbst bei Lebzeiten bezeugte, besser dünkte, hienieden vor Vielen erröthen zu müssen, als vor Gott dem Allmächtigen Etwas zu verbergen, ist, so hoffe ich, der Seligkeit theilhaftig." Kaiser Heinrich II. ließ die Herzogswürde

---

*) Die hervorgehobenen Worte lassen die Vermuthung zu, daß er im Revier des Adalbert jagend seinen Tod fand, so daß Uhland IV. 1. V. 1398—1400 auch durch die Geschichte berechtigt war, die Todesstätte in die Nähe seiner Burg zu verlegen.

auf den noch ganz unmündigen Sohn, unsern Ernst II., übergehen unter der Vormundschaft seiner Mutter Gisela und seines väterlichen Oheims Poppo, der 1016 Erzbischof von Trier wurde. Unter den Herzögen, die bei Konrads Königswahl stimmten, wird Ernst als der vierte genannt. Gisela's Vermählung mit dem Salier Konrad, der damals 38 oder 39 Jahre alt war, fällt wohl in's Jahr 1017, denn am 28. October 1018 gebar sie ihm den nachmaligen Kaiser Heinrich III. Daß Gisela von Konrad geraubt worden sei, erzählt nur Gottfried von Viterbo. Uhland benützt diese Sage in sehr zarter Weise (III. 1. V. 1228—1235).*) Es erhob sich aber wegen der nahen Verwandtschaft (Gisela war die Schwester von Konrads Tante) alsbald Einsprache von Seiten der Geistlichkeit und des Kaisers. Als nun die Krönung Konrads stattgefunden hatte, weigerte sich Aribo, auch Gisela zu krönen und versuchte, den Kaiser zur Scheidung zu bewegen. Da trieb den Erzbischof Pilegrin von Cöln, der zu den widerspenstigen Lothringern Gozelo und Friedrich gehalten hatte, die Eifersucht über die wachsende Macht des Mainzer Erzbischofs, dem Kaiser die Krönung seiner Gemahlin anzubieten. Konrad zog mit stattlichem Gefolge nach Cöln, und dort wurde Gisela am 21. September von Pilegrin gekrönt und unmittelbar nachher sprach Konrad, auf den Marmorstuhl Karls in Aachen gehoben, nach alter Sitte dem Volke Recht. Hierauf trat er nach altem Herkommen den Königsritt durch die deutschen Lande an. Wipo (Kap. 6) schildert bei dieser Gelegenheit den Charakter des Königs mit folgenden Worten:

„Sein Ruf erhielt eine neue Nahrung von seinen Tugen-

---

*) Der Ort des Vorfalls möchte Herzogenaurach sein, ein Stammschloß der alemannischen und fränkischen Herzöge aus dem Hause der Grafen von Grabfeld, zu denen Hermann III. gehörte. Es liegt in Ober-Franken und Gisela erbte es beim Tode ihres Bruders und brachte es dann mit anderen Stammgütern auch dem dritten Gemahl Konrad zu. Auch nach dem Tode Konrads verweilte sie gerne dort.

den, von Tag zu Tag wurde er werther geschätzt wegen der Erhaltung des Friedens, mehr geliebt wegen seines Wohlwollens, höher geehrt von Allen wegen seines strengen Regiments. Denn wenn er auch der Wissenschaften unkundig war, sorgte er doch in kluger Weise für den ganzen Stand der Geistlichen ebenso liebevoll und freigebig im Oeffentlichen, als klug im Stillen. Die Herzen seiner Mannen zog er aber dadurch gar sehr an sich, daß er die alten Lehen der Väter keinem der Nachkommen zu entreißen gestattete. Ueberdieß brachte er sie durch häufige Schenkungen, welche sie antrieben, ihre Tapferkeit zu bewähren, zu der Ueberzeugung, in der ganzen Welt sei Seinesgleichen nicht zu finden. Es möchte fast bedenklich sein zu berichten, wie freigebig er war, wie angenehm, wie beständig, wie unerschrocken, allen Guten gefällig, den Bösen streng, gegen Bürger wohlwollend, scharf gegen Feinde, in Allem, was er that, voll Rührigkeit; wie unermüdlich, dem Reiche möglichst nützlich zu werden, kurz so Großes ausrichtend, daß Niemand zweifelte, seit Karls des Großen Zeiten habe kein Würdigerer auf dem Throne gelebt. Daher besteht noch das Sprüchwort: Der Sattel Konrads hat die Steigbügel Karls. Dieses Sprüchwort hat ein Zeitgenosse (Wipo selbst in dem, Seite 12 Anmerk., erwähnten Gedichte „Gallinarius") in der vierten Satire in folgenden Vers gebracht:

„Konrad hält sich im Bügel des Königes Karols des Großen."

Als er das Pfingstfest 1025 zu Kostnitz feierte, kam der schlaue Erzbischof Aribert von Mailand, ihn zum Empfang der lombardischen Krone einzuladen. Auch die Pavesen, die bei der Nachricht von dem Tode Heinrichs alsbald den herrlichen, von Dietrich von Bern erbauten und von Otto III. erneuerten und mit Wandmalereien geschmückten Kaiserpalast dem Erdboden gleichgemacht hatten, stellten sich, von dem gewaltigen Ernste des neuen Königs eingeschüchtert, in Kostnitz ein. Sich entschuldigend sagten sie: Wen haben wir denn beleidigt? Unsrem

Kaiser haben wir bis zum Ende seines Lebens Treue und Ehrerbietung bewahrt; da wir nach seinem Tode keinen König hatten, beschuldigt man uns mit Unrecht, unsres Königs Haus zerstört zu haben. Dagegen sagte der König: Wohl weiß ich, daß ihr das Haus eures Königs nicht zerstört habt, da ihr damals keinen König hattet; aber das königliche Haus vernichtet zu haben, könnt ihr doch nicht leugnen. Wenn der König gestorben ist, so ist doch die königliche Herrschaft geblieben, wie das Schiff bleibt, dessen Steuermann umkommt. Das Gebäude gehörte dem Staate, nicht einem Einzelnen; es war fremder Besitz, nicht eurer. Wer aber fremdes Eigenthum angreift, verfällt dem König. Ihr habt euch an fremdem Eigenthum vergriffen, daher fallt ihr in des Königs Strafe." Unmittelbar von Kostnitz zog Konrad nach Basel, um seine Ansprüche auf Burgund geltend zu machen. Rudolf III., der Träge, hatte, um sich gegen die unruhigen Großen zu schützen, da er kinderlos war, schon 1006 seinem Neffen, dem Kaiser Heinrich die Thronfolge durch Vertrag zugesprochen und die Stadt Basel zum Pfand gegeben. Heinrich hatte nicht Mühe und Geld gescheut, den Besitz sich zu sichern. Nach seinem Tode hatte aber Rudolf die Stadt wieder besetzt und behauptet, er habe den Vertrag mit seinem Neffen und nicht mit dem Kaiser abgeschlossen. Konrad eroberte und befestigte sie.

Schon rüstete sich Konrad zum Römerzuge, da riefen ihn die Rüstungen des neuen Herzogs von Polen, Mieczislaw's II. nach Sachsen. Dieser hatte nach dem Tode seines Vaters, des großen Kriegshelden Boleslaw Chrobry (17. Juni 1025) seine Brüder verdrängt und sich, wie sein Vater nach dem Tode Heinrichs, zum unabhängigen König erklärt. Da ein Bund mit seinem Vetter Knud von Dänemark (d. i. Kanut der Große) der deutschen Herrschaft große Gefahr drohte, verband Konrad letzteren mit sich durch Abtretung der Mark Schleswig und sicherte sich durch diese Hingabe eines deutschen Landes die Ausführung seiner großen Pläne im Süden. Zu festerer Besieg-

lung des für die nächsten Jahrhunderte überaus segensreichen Bündnisses verlobte er sein Söhnlein Heinrich mit des gewaltigen hochsinnigen Königs Tochter Gunehild (die Vermählung fand 1036 statt). Und die nächste Zeit bewies, wie klug er gehandelt hatte, denn schon drohte das Wetter loszubrechen, das sich in Lothringen zusammenzog. Nicht nur die Herzöge Gozelo und Friedrich von Nieder- und Oberlothringen, im Bunde mit König Robert von Frankreich und dem Grafen Odo von Champagne, der als Neffe Rudolfs der berechtigtste Erbe der burgundischen Krone war, sondern auch der jüngere Konrad, der als Stiefsohn Friedrichs zu diesem neigend, bereits mit seinem Vetter zerfallen war, und Herzog Ernst II., der sich Hoffnung auf Burgund gemacht hatte, waren bereit, im Winter sich gegen den König zu erheben. Keinen Augenblick zauderte der tapfere Konrad, der Gefahr entgegen zu treten, und das Glück stand ihm wunderbar zur Seite; den Herzog Gozelo gewann er durch Versprechungen für sich (nach dem Tode Friedrichs 1033 erhielt er auch Oberlothringen) und sprengte dadurch das Bündniß. Wipo (Kap. 10) berichtet darüber kurz: „Zu derselben Zeit schlossen, berathen vom Teufel, dem Friedensfeinde, die Herzöge Ernst von Alamannien, Kuno von Franken, Friedrich von Lothringen mit sehr vielen Andern ein Bündniß gegen König Konrad, bereiteten sich aber mit allen ihren Plänen und vergeblichen Zurüstungen, nur ihr zukünftiges Verderben; König Konrad achtete sie alle gering und beschloß mit seinem Heere den Zug nach Italien. Aber Herzog Ernst folgte ihm nach Augsburg, demüthigte sich vor ihm und wurde nur durch Vermittlung seiner Mutter der Königin und seines Bruders Heinrich, der noch ein Kind war, und andrer Fürsten von dem heftigen König mit Widerstreben zu Gnaden wieder angenommen.“

Kap. 11. „Im Jahre der Fleischwerdung Christi 1026 bestimmte König Konrad auf Rath und Bitten der Fürsten seinen Sohn Heinrich, der noch ein Knabe (8 J. alt) war, zu seinem königlichen Nachfolger und übergab ihn dem Bischof

Bruno von Augsburg zur Obhut: und nachdem er obenerwähnten Feinden seinen Sohn und die übrigen Getreuen zur sorgfältigen Ueberwachung entgegengestellt hatte, begann er (im Februar) mit zahlreichem Heere nach Italien zu ziehen, bei welcher Gelegenheit obenerwähnter Herzog Ernst, kurze Zeit dem Könige dienend, von ihm, obgleich es gegen Sitte und Recht ging, einen freien Besitz anders als frei zu verwalten, die Abtei Kempten (Uhl. I., 1. B. 135) zu Lehen erhielt und zum Schutze des Vaterlandes ehrenvoll zurückgesandt wurde.

Während nun der König auf seinem Römerzuge überall die Widerspenstigen niederwarf, die Empörer mit Muth und Glück vernichtete, am 23. März 1026 die lombardische, am Ostertage (26. März) 1027 in glänzendster Versammlung, der die Könige Knud und Rudolf beiwohnten, mit Gisela die Kaiserkrone empfing, die Angelegenheiten mit Kraft und Weisheit ordnete und sogar in den höchst trostlosen Verhältnissen Unteritaliens bedeutenden Einfluß gewonnen hatte, waren, wie Wipo Kap. 19 erzählt, bei den Deutschen große Mißgunst, mancherlei Rathschläge und Verräthereien gegen den Kaiser nutzlos ausgebrochen. Um mit den Kleineren beginnend zu den Größeren überzugehen, so hatten ein schwäbischer Graf, Welf genannt,*) reich an Gütern und mächtig in den Waffen, und Bruno, der Bischof von Augsburg in gegenseitiger Fehde, durch Raub und Brand viel Unheil im Reiche angerichtet. Zuletzt überfiel genannter Graf Augsburg selbst, plünderte den Schatz des Bischofs und verwüstete die ganze Stadt; was er nachher, vom Kaiser gezwungen, Alles wieder ersetzen und beim Bischof gut machen mußte. Der Herzog Kuno von Worms (der jüngere Konrad), des Kaisers Vetter, zwar dem Kaiser nicht treu, aber nicht gefährlich für ihn, verhielt sich unterdeß ruhig. Herzog Friederich

---

*) Sein Stammschloß Altorf steht noch als Ruine auf dem Martinsberg bei Ravensburg; zu der welfischen Grafschaft gehörte unter andern auch die nachherige Reichsstadt Buchhorn, jetzt Friedrichshafen.

von Lothringen, sein Stiefvater, wurde an Feindseligkeiten gegen den Kaiser durch den eigenen Tod verhindert. Aber Herzog Ernst von Alamannien, des Kaisers Stiefsohn, der erst neulich von ihm mit Lehen und Geschenken erhöht war, wich dennoch wieder auf Antrieb des Teufels von ihm, erregte einen Aufstand, fiel auf den Rath von Einigen seiner Ritter verwüstend in den Elsaß und zerstörte die Burgen des Grafen Hugo (von Egisheim), der ein Blutsverwandter des Kaisers war. Zuletzt fiel er mit einer großen Schaar Jünglinge in Burgund ein und fing an, der Burg Solothurn gegenüber eine Insel mit Damm und Wall zu befestigen. Aber Rudolf, der König der Burgundionen, der sich scheute, den Feind des Kaisers aufzunehmen, verhinderte ihn an seinem Vorhaben. Darauf zog er zurück, befestigte über Zürich ein Kastell und fügte, indem er das Kloster Reichenau und die Abtei des heiligen Gallus arg verwüstete, dem Vaterlande keinen geringen Schaden zu. So verharrte er mit Hintansetzung von Gesetz und Gerechtigkeit in seinen unredlichen Unternehmungen bis zur Rückkehr des Kaisers."

Kap. 20. „Nachdem der Friede durch ganz Italien gesichert war, kehrte Kaiser Konrad (Mai 1027) gerade zur rechten Zeit nach Alamannien zurück und pflog alsbald mit seinen Getreuen in Augsburg eine vertraute Berathung, um Beschluß zu fassen über die Vaterlandsverräther. Dann hielt er einen öffentlichen Tag, den er nach Ulm (Ende Juli 1027) ausgeschrieben hatte. Dorthin kam auch Herzog Ernst (Uhl. II, 2 V. 388 ff.), nicht mit dem Wunsch sich zu unterwerfen, sondern im Vertrauen auf die vortreffliche Kriegerschaar, die er bei sich hatte, damit er entweder sich nach Gefallen mit dem Kaiser verständigte, oder von da auf seine Macht gestützt zurückkehre. In einer Berathung mit den Seinigen erinnerte er sie zuerst an die ihm eidlich gelobte Treue und ermahnte sie dann ihn nicht zu verlassen und dadurch ihrer Ehre verlustig zu gehen; es zieme ihnen nicht, zu vergessen, daß in den Geschichten der Väter den

Alamannen stets das Zeugniß unversehrter Treue und Anhänglichkeit an ihre Herren gegeben würde; und wenn sie sich ihm treu bewährten, würden ihnen Belohnungen, ihren Nachkommen aber Ruhm und Ehre zufallen. Auf solche Rede antworteten zwei Grafen, Friederich und Anshelm, für die andern Folgendes: „Nicht wollen wir leugnen, daß wir Euch feste Treue gelobt haben gegen Alle, ausgenommen gegen den, der uns Euch übergeben hat. Wenn wir Sclaven unsers Königs und Kaisers und von ihm Euch zum Eigenthum nach dem Rechte übertragen worden wären, so stünde es uns nicht zu, uns von Euch loszusagen. Nun aber, da wir Freie sind und als höchsten Hort unsrer Freiheit auf Erden unsern König und Kaiser haben, verlieren wir, wenn wir ihn verlassen, unsre Freiheit, welche kein Guter, wie Jemand sagt, anders als mit dem Leben läßt. Da das sich nun so verhält, wollen wir Euch in Allem gehorchen, was Ihr Ehrliches und Gerechtes von uns verlangt. Wenn Ihr aber das Gegentheil fordert, so werden wir mit freiem Willen dahin zurückkehren, von wo wir unter Bedingungen zu Euch gekommen sind." Da der Herzog aus dieser Rede erkannte, daß er von den Seinen verlassen werde, ergab er sich ohne irgend eine Bedingung dem Kaiser; dieser aber verbannte ihn auf eine Felsenburg, die Gibichenstein heißt, damit er dort durch Buße sich fernerer Empörung abthue."

Kap. 21. „Alamannien durchziehend, zwang der Kaiser sämmtliche Rebellen sich zu ergeben und warf ihre Befestigungen nieder.*) Und als er gen Basel kam (August 1027), redete ihn Rudolf, der König von Burgund, an, der ihm dort außerhalb der Stadt bei einem Flecken, Muttenz, begegnete, und nachdem sie vertraute Zwiesprach gepflogen, führte der Kaiser den König mit sich in die Stadt hinein. Nachdem unter beständiger

*) Graf Werner, vom Kaiser geächtet, trotzte auf seiner Kiburg bei Zürich 3 Monate lang dem kaiserlichen Herrn und entkam, als sie erstürmt wurde.

Vermittlung der Kaiserin Gisela dort der Friede befestigt war und Rudolf das Reich Burgund dem Kaiser unter denselben Bedingungen, wie früher seinem Vorgänger, dem Kaiser Heinrich, übergeben hatte, kehrte der König, reich beschenkt, mit den Seinen nach Burgund zurück.*) Der Kaiser aber zog den Rhein hinab nach Franken; dort ergab sich ihm Herzog Kuno, sein Vetter, der vorher ein Empörer gewesen (Uhl. V. 915 f.); eine Zeitlang strafte ihn dafür der Kaiser mit freier Haft, nahm ihn dann aber, nachdem er seine trefflichen Befestigungen zerstört hatte, wieder zu Gnaden an und setzte ihn in alle seine Würden wieder ein. Da kurz nachher Adalbero, der Herzog der Istrier oder Kärnthner, als Majestätsverbrecher vom Kaiser besiegt und geächtet wurde (Uhl. V. 918 f.), empfing jener Kuno von dem Kaiser auch dessen Herzogthum, welches schon sein Vater gehabt haben soll. Von nun an blieb Herzog Kuno, so lang er lebte, dem Kaiser und seinem Sohne treu und tapfer kämpfend zur Seite."

Kap. 23. „Im Jahre des Herrn 1028 ließ Kaiser Konrad seinen Sohn Heinrich, einen Knaben von 11 Jahren, von großem Geiste und guten Anlagen, unter Zustimmung der Reichsfürsten und des ganzen Volkes durch den Erzbischof Pilegrin von Cöln bei der Pfalz zu Aachen auf den königlichen Thron erhöhen. Dann wurde er am Oster-Sonntag (14. April, an geweihter Stelle im Münster) gesalbt und gekrönt und rief dadurch dreifache Osterfreude hervor. Denn da in den früheren Jahren die Welt zwei Kronen, die seines Vaters und seiner Mutter verehrte, wurde nun die dritte hinzugefügt,

„Hoffnung auf Frieden wuchs, den der König gemacht mit dem Kaiser";

besonders da der, welcher die Krone empfangen hatte, bei seiner Jugend einer noch langen Lebensdauer würdig war. Darauf

---

*) Konrad erhielt sogar jetzt schon einen Antheil an der Regierung und zählte seine Regierungsjahre im burgundischen Reiche vom J. 1027.

züchtigten der Kaiser für sich und der König unter seinem Vormund und Vertreter, dem Bischof Bruno von Augsburg, in den verschiedenen Landen alle Aufrührer und stellten überall den Landfrieden glücklich her."

Auf Fürsprache der Gisela wurde Ernst am 20. Mai 1029 seiner Haft entlassen und ihm statt Alamanniens, dessen Besitz wegen der burgundischen Nachbarschaft zu neuer Empörung hätte reizen können, das Herzogthum Bayern gegeben, dessen Herrschaft er aber, wie es scheint, kaum antrat.

Kap. 25. „Im Jahre des Herrn 1030 (29. März) feierte Kaiser Konrad das Osterfest in der Pfalz zu Ingelheim. Dort empfing der obenerwähnte Fürst, Herzog von Alamannien, nachdem er der Haft entledigt war, sein Herzogthum wieder unter der Bedingung, daß er seinen Dienstmann Wezelo,*) der durch häufige Empörungen Unruhe im Reich erregt hatte, als einen Feind gemeiner Sache mit allen den Seinigen verfolgen wolle und dieß mit einem Eide bekräftige. Da dieß der Herzog nicht thun wollte, wurde er für einen offenen Feind des Kaisers erklärt und zog mit Wenigen davon, seines Herzogthums für immer verlustig. Der Kaiser aber gab das Herzogthum Alamannien dem jüngern Hermann, dem Bruder dieses Ernst, und stellte ihn unter die Obhut Warmanns, des Bischofs von Constanz. Nach dem übereinstimmenden Rath aller Reichsfürsten aber ließ der Kaiser denselben Ernst und alle, die der Gerechtigkeit und dem Frieden widerstrebten, von den Bischöfen in den Bann thun und ihr Hab und Gut einziehen. Die Kaiserin Gisela selbst, was auszusprechen jammervoll, aber in der That zu rühmen ist, gelobte vor Allen öffentlich, indem sie den unbesonnenen Sohn ihrem weisen Gemahl nachsetzte, daß sie, was auch Jenem widerfahre, keine Rache oder böswillige Gesinnung dafür hegen werde."

---

*) Die meisten Chroniken nennen ihn Werner; Wezelo oder Wezilo ist die Diminutivform von Werinhari (Werner). Es stört also in keiner Weise, daß der Gefährte Ernsts im Volksbuche Wezel genannt wird.

Kap. 27. Die schweren Kämpfe mit Miecziſlaw von Polen und Stephan von Ungarn, die der Kaiser seit 1029 zu führen hatte, übergehen wir und erwähnen, nachdem wir Wipo das Ende Herzogs Ernst haben erzählen lassen, nur, was sich auf die eine Stelle in der Tragödie (V. 443 ff.) bezieht. „Während dieß (in Ungarn) ausgeführt wurde, mühte sich der seiner Herzogswürde beraubte Ernst viel mit Plänen und Versuchen, wie er dem Kaiser Widerstand leisten könnte, aber vergebens. Endlich zog er, nachdem er seinen Dienstmann Wezelo an sich gezogen (Uhl. II, 1), mit wenigen andern in das lateinische (linksrheinische) Franken zum Grafen Odo, der sein Verwandter war. Denn die Mutter Odo's und die Mutter der Kaiserin Gisela waren Schwestern gewesen. Von ihm begehrte er Rath und Hülfe; dieser aber, ob er nicht wollte oder es nicht wagte, gab ihm keinen Trost gegen den Kaiser“ (Uhl. II, 1).

Kap. 28. „Herzog Ernst kehrte wieder zurück nach Alamannien und fristete dort, in einer wüsten Gegend, die der Schwarzwald heißt, an ganz sicheren Orten weilend, sein Leben eine Zeit lang jämmerlich vom Raube.*) Da er aber zuletzt von der Kriegsschaar des Kaisers von allen Seiten eingeschlossen wurde, fingen ihm einige, die zu dem Kaiser hielten, die besten Pferde, die er und alle die Seinigen hatten, durch heimlichen Hinterhalt von der Weide weg.

Der Herzog aber, dem nach dem Verlust der Pferde, auf die er noch vertraute, nichts mehr zur Rettung übrig blieb, schwankte in großer Verwirrung, was er thun sollte; doch brach er zuletzt, nachdem er Pferde, so viel und so gut er konnte, aufgetrieben hatte, mit Allen, die noch zu ihm hielten, aus dem

*) Er lebte auf der Burg Falkenstein, deren Ruinen man jetzt noch bei dem Städtchen Schramberg sieht, das nebst Ramstein ehemals der Dynastenfamilie Falkenstein gehörte. Die südlichen Abdachungen nach den Donau- und Neckarquellen heißen noch jetzt die Bar.

Walde hervor, ehrenvollen Tod einem schmachvollen Leben vorziehend. Und als sie von den Abhängen des Waldgebirges herab in jene Gegend Alamanniens gekommen waren, welche die Bar (s. vorhergeh. Anm.) heißt, sahen sie ein verlassenes Lager, welches in der letzten Nacht die Feinde inne gehabt hatten. Alsbald erkannten sie, daß man ihnen Hinterhalt bereite. Denn der Graf Manegold, ein Dienstmann des Kaisers, der von der Abtei Reichenau ein großes Lehen besaß, war von dem Kaiser und von Warmann, dem Bischof von Konstanz, der damals als Stellvertreter Hermanns Alamannien verwaltete, zum Schutze aufgestellt, damit nicht Herzog Ernst in der Gegend Raub und Brand stifte. Sogleich wurden Herzog Ernst und seine Anhänger von Kampflust entflammt und hofften schnell die ihnen widerfahrene Unbill an den Feinden rächen zu können; eiligst machten sie sich auf den Weg und begannen ihre Verfolger selbst zu verfolgen. Aber in derselben Absicht beobachtete der Graf Manegold und die bei ihm waren, hierhin und dorthin ziehend, sorgfältig die Wege des Herzogs. Ihr beiderseitiges Streben brachte sie einander so nahe, daß sie sich sehen und anreden konnten. Auf der Seite Manegolds waren aber vielmehr Krieger als auf der Seite des Herzogs.

Ohne Verzug angreifend, bekämpften sich Alle mit Wuth, auf des Herzogs Seite von Zorn, Wuth und Tollkühnheit gespornt, auf der anderen Seite von Ruhm und Belohnung geleitet. Die um den Herzog waren, stürzten sich, da ihnen das Leben nichts galt, Alle in's Verderben. Der Herzog selbst aber, der Keinen schonte, fand auch in diesem Kampfe bei Keinem Schonung und unterlag, mit Wunden bedeckt, zuletzt dem Tode. Dort fiel auch der Graf Wezilo, der Dienstmann des Herzogs, um dessentwillen das Alles geschehen war; Adalbertus und Werin (Warin bei Uhl.), zwei adelige Männer, und viele Andere wurden da getödtet. Von der andern Seite fiel der Graf Manegold selbst, der Urheber dieses Angriffs, und viele andere mit ihm. Der Leichnam des Herzogs Ernst wurde nach Konstanz gebracht und

nachdem er vorher durch bischöfliche Macht vom Banne gelöst war, in der Kirche der heil. Maria bestattet.*) Manegolds Leiche wurde in Augia (Reichenau) beerdigt.

„Statt fand dieses Gefecht, bejammernswerth vielfach und immer" am 17 August. Als man dem Kaiser die Kunde brachte, soll er gesagt haben:

„Selten werden die bissigen Hunde sich Nachwuchs erzeugen."

---

*) Später wurde seine Leiche in das Familienbegräbniß zu Roßstall, unweit des Klosters Heilsbronn, gebracht (Roßstall liegt im Amt Cadolzburg in Mittelfranken, zwischen Ansbach und Nürnberg). Nach einer Chronik war Ernst mit einer Gräfin von Egisheim, der Schwester des Papstes Leo IX. (Bruno von Egisheim) vermählt und hatte eine Tochter Ida, die dreimal mit sächsischen Großen verheirathet, reichen Besitz in der Grafschaft Stade ererbte. Das Gedicht: Herzog Ernst, wie es uns in der Gothaer Handschrift umgearbeitet vorliegt, nennt statt Roßstall den Begräbnißort Roßfeld und giebt uns am Schluß auch den Namen der Gemahlin, indem es dort heißt: „Ernst nach Gottes Hulden warb, der bat, ehe daß er starb, daß man ihn zu Roßvelt begrübe; allda noch der Held durch Fürstenrecht begraben liegt; da liegt auch, die hat angesiegt der Werlde groß, Frau Irmegart, zu ihren Gnaden ist große Fahrt; Gott viel Zeichen durch sie thut; der gebe auch uns ein Ende gut." In einer latein. Lebensbeschreibung der heil. Hildegund, deren Begebenheiten in die Zeit Konrads II. fallen, wird sie auch genannt: Die Gattin des edeln Herzogs Ernst in Roßstal, die Herzogin Irmingard. In einer latein. Chronik der Bayern endlich wird die Kirche zu Roßstal als eine sehr reiche geschildert, mit 9 Altären, in deren Chore Herzog Ernst von Bayern begraben sei mit folgender Inschrift:

Unter dem Stein hier liegt Hernestus der Herzog begraben.
Werd' ihm die ewige Ruh, das wünschen die Gläubigen alle.
Christus schenke ihm Ruh, damit er ewig bei ihm sei.

„Sein Jahresgedächtniß wird jährlich gefeiert an der Vigilie des heil. Laurentius (10. August ist der Laurentiustag), mit dreimaligem Zusammentönen aller Glocken. Ebenso ruht seine Gemahlin Irmelgardis unter dem Chor in der Kirche zu Roßstall." Aus dieser Bemerkung scheint bestimmt hervorzugehen, daß der Ernst des Volksbuches unser Ernst ist, wenn sein

Es bleibt uns noch übrig, die Ereignisse zu erwähnen, die der Dichter aus der ferneren Regierung Konrads in den Kreis seines Schauspiels gezogen hat. König Rudolf starb 1032 und ließ dem Kaiser durch einen Großen, Seliger, die burgundische Krone und die Lanze des heiligen Moritz überbringen (Uhl. V. V. 1953 ff.).*) Aber der streitlustige Odo („nicht

---

Todestag auch nicht die Vigilie, sondern die Octave (17. August) des Laurentiustages ist.

Der Name Roßstall hieß ursprünglich Rossadal, auch Horsadal, d. i. also vallis equorum, wegen der guten Pferdezucht; daraus erklärt sich auch die des Reims wegen im Volksgedicht vorgenommene Aenderung in Roßfeld. Die Gemahlin unsres Herzogs Ernst, Irmelgard, war die jüngste Schwester der frommen Kaiserin Kunigunde. Diese nämlich, eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, hatte 6 Brüder und 3 Schwestern; Luitgarde, an den Grafen Arnulf von Holland, Eva, an den Herzog Gerhard von Lothringen, und Irmelgard, an den Herzog Ernst verheirathet. Die Kaiserin, so wird berichtet in dem Leben der heil. Kunigunde, hatte bei sich ihrer Schwester Tochter, Namens Jutta. Diese erzog sie von ihren ersten Jahren an in aller Zucht und machte sie auch mit dem weltlichen Wissen bekannt; sie setzte sie als erste Aebtissin dem Kloster Kauffungen vor. Letztere Bemerkung muß freilich auf einem Irrthum beruhen, da Kunigunde im Jahre 1033 starb, wo die Tochter des Herzogs noch nicht das rechte Alter für eine Aebtissin haben konnte, oder man müßte das Verb **praefecit** in der Bedeutung nehmen: bestimmte sie zur Aebtissin; demungeachtet ist kaum ein Zweifel, daß diese Jutta die Tochter der Irmelgard und also des Herzogs Ernst gewesen. Irmelgard selbst erbaute um 1025 die Kirche zu Roßstall auf den Trümmern des Castells, das 955 von den Ungarn zerstört ward, weßwegen sie auch laudatissima conjux ducis Ernesti, die hochgelobte Gemahlin des Herzogs Ernst heißt. Ein Abt des nahen Klosters Heilsbronn (1548—1552) berichtet dieß und ihre Verwandschaft genau und nach späteren Nachrichten war noch 1617 die Kirche mit allen ihren Zierden als Gnadenort vorhanden, brannte aber 1627, vom Blitz getroffen, vollständig aus. Irmelgard selbst muß nicht lange nach Ernst, wenn nicht vor ihm, gestorben sein, da sich die Kaiserin der Tochter annahm.

*) Der heil. Moritz war nach der Legende vom Kaiser Diocletian, dem Christenverfolger, an der Spitze der thebanischen Legion aus Aegypten

König von Burgund will ich sein, aber des Königs Herr", soll er oft gesagt haben) nöthigte ihn noch zu erneutem Kampfe. Das Bündniß, das Konrad mit dem jungen Heinrich I. von Frankreich, der 1031 seinem Vater Robert gefolgt war, durch die Verlobung seiner vierjährigen zweiten Tochter Mathilde besiegelte, beraubte den Grafen der Hülfe von dieser Seite und zu Anfang des Jahres 1033 vertrieb der Kaiser mit seinem Sohne bei unerhörter Kälte den Grafen aus dem alamannischen Burgund, empfing Krönung und Huldigung zu Peterlingen, fiel dann in Odo's Erbland ein und nöthigte ihn zur Ergebung. Im nächsten Jahre 1034 wurde mit Hülfe eines italienischen Heeres die Unterwerfung des ganzen Reiches vollendet, die größte Eroberung seit den Tagen Otto's des Großen, und im Dome von Genf die feierliche Krönung und Huldigung vorgenommen.

---

nach Gallien berufen worden, gegen die rebellischen Bagauden. Da sie aber als Christen nicht die Götter anrufen, auch nicht gegen die christlichen Bagauden kämpfen wollten, ließ sie der Kaiser zweimal decimiren und dann die übrigen hinrichten. Der Ort, wo sie den Märtyrtod litten, Agaunum, wurde später St. Maurice genannt. Der longobardische Chronist Liudprand, Bischof von Cremona, der um 972 starb, berichtet, die heilige Lanze, die von Constantin geschenkt worden, sei vom König Rudolf II., der ein Schwiegersohn des Herzogs Burkhard I. von Alemannien war, schon an Kaiser Heinrich I. für die Ueberlassung des westlichen Theils des schweizerischen Alemanniens (Aargau bis zur Reuß) abgetreten worden. Widukind behauptet sogar, schon zur Zeit Konrads I. sei sie unter den Reichsinsignien gewesen. Liudprand IV. 24 beschreibt sie folgender Maßen: „Sie sah nicht aus, wie gewöhnliche Lanzen, sondern war auf ganz besondre Art gearbeitet und von ganz eigner Gestalt. Denn längs dem mittleren Schenkel des Schaftes sind zu beiden Seiten Vertiefungen; diese zum Einlegen der Finger sehr schön geeigneten Rinnen ziehen sich bis zur Mitte der Lanze herab. Diese Lanze also, sagt man, habe einst Constantin d. Gr. angehört, dem Sohn der h. Helena, welche das Leben bringende Kreuz fand, und auf dem mittleren Grate, den ich vorher Schenkel nannte, trägt sie Kreuze aus den Nägeln, welche durch die Hände und Füße unsers Herrn und Erlösers Jesu Christi geschlagen sind."

Zurückkehrend feierte Konrad das Wiedersehen der Seinen zu Straßburg; aber die Freude wurde durch den Tod der kleinen Mathilde getrübt; sie starb zu Worms im Sommer 1034 (Uhl. III., V. 1002 ff.; übrigens hatte der Kaiser noch eine ältere Tochter, Beatrix, die aber schon vorher gestorben war). Nochmals empörte sich Odo 1037 und fiel in Lothringen ein, als der Kaiser mit seinem Sohne in Italien war. Der abtrünnige Erzbischof Aribert von Mailand hatte ihm die lombardische Krone angeboten und er trug sich mit der Hoffnung, drei Kronen auf seinem Kopfe zu vereinigen. Da wurde er am 15. Nov. vom Herzog Gozelo und seinem Sohne Gottfried vor Bar überfallen und getödtet. Gozelo ließ dem von Pferden zertretenen Leichnam das Haupt abschlagen und schickte es dem Kaiser nebst der Fahne nach Italien (Uhl. V., V. 1946 ff.). Auch das folgende Jahr, 1038, brachte der Kaiser zum Theil noch in Italien zu, um die Empörungen zu dämpfen; die Treue der Markgräfin Bertha von Susa erleichterte ihm wesentlich sein Werk; zum Lohne dafür belehnte Konrad seinen zweiten Stiefsohn Hermann, der der Markgräfin Tochter Adelheid geheirathet hatte, mit der Mark; Hermann aber starb mit einem großen Theile des Heeres am 28. Juli 1038 an der Pest (Uhl. IV., V. 1415 ff.), zehn Tage nach der lieblichen Gunehild (Kunigunde), der Gemahlin Heinrichs, „gleichsam auf der Schwelle des Lebens," sagt Wipo; ihre Leiche brachte der König und seine Mutter auf die Limburg; Hermanns Leiche aber konnte nicht nach Konstanz geführt werden, man mußte sie in Trident beisetzen. (Uhl. IV., V. 1433 ff.) Der Zug von eigener Treue und Redlichkeit, den der Dichter vorgreifend seinen Ernst dem Kaiser vorhalten läßt (Uhl. I., 2. V. 443 ff.) fällt in das Jahr 1032. Miecziſlaw von Polen war, nachdem er mit dem Kaiser einen schimpflichen Frieden gemacht hatte, von seinem Bruder Otto Bezbriem, den er früher aus dem Lande gejagt, überfallen worden und hatte sich zu dem alten Herzog Udalrich von

Böhmen geflüchtet. Dieser, der durch zweideutiges Benehmen in die Ungnade des Kaisers gefallen war, wollte sich die Gunst durch schmählichen Verrath erkaufen; der Kaiser aber ließ ihm sagen, er werde den Feind nicht vom Feinde kaufen. Die Todesfälle in der Familie, die das Jahr 1038 brachte, zu denen noch der frühzeitige Tod Liudolfs, des sächsischen Grafen, seines Stiefsohnes aus der ersten Ehe Gisela's kam (23. April 1038), beugten den Kaiser und ließen ihn an sein eigenes Ende denken. Um so mehr beeilte er sich, sein Haus zu beschicken. Nach kurzer Rast in Worms, im September, zog er nach Schwaben, um seinen Sohn zum Herzog einzusetzen, und von da nach Burgund, wo Heinrich in der königlichen Kapelle der Stephanskirche zu Solothurn zum König gekrönt ward. Auf dem Rückweg hielt er zu Straßburg einen Landtag, zu Limburg eine Synode und feierte Weihnachten zu Goslar, umgeben von vielen Fürsten, Gesandten und Tribut bringenden Abgeordneten der Nachbarvölker; aber trüb war dennoch die Stimmung und schwere Wetterwolken deuteten auf Unheil. Im Frühjahr 1039 zog er den Rhein hinab und feierte Ostern zu Nymwegen, in der Pfalz Karls des Großen, wo er besonders gern verweilte. Durch Gicht gebannt, konnte er erst an Pfingsten nach Utrecht kommen (Wipo, Kap. 39). „Als er dort nach dem feierlichen Hochamte mit dem König und der Kaiserin im Kaiserornate zur Tafel schritt, befielen ihn ziemlich heftige Schmerzen. Um aber die Freude des Tages nicht zu trüben, verheimlichte er sie. Am nächsten Tage, als er den Tod herannahen fühlte, ließ er die Kaiserin mit ihrem Sohne, dem Könige, aus dem Gemache zum Frühstück gehen. Er selbst blieb im Angesicht des Todes nicht weniger gläubig und vertrauensvoll, als er im Leben gesund, im Handeln beständig und eifrig war; und nachdem er die Bischöfe zu sich beschieden hatte, ließ er Leib und Blut des Herrn und das heilige Kreuz mit den übrigen Reliquien der Heiligen bringen. Und sich aufrichtend unter heftigen Thränen, empfing er nach aufrichtiger Beichte und innigem Gebete demüthig

die Gemeinschaft der Heiligen und die Vergebung der Sünden, sagte mit treuen Ermahnungen der Kaiserin und seinem Sohne, dem König Heinrich, Lebewohl und schied aus diesem Leben am 4. Juni 1039. Die Eingeweide wurden in Utrecht beigesetzt, und der König bereicherte die Stätte mit Geschenken und Gütern. Der Körper wurde, auf's Sorgfältigste einbalsamirt, von der Kaiserin und dem Sohne zu Schiffe bis nach Cöln gebracht und von da in allen Kirchen auf dem Wege nach Speier unter Zudrang und Gebet des Volkes niedergesetzt; am dreißigsten Tage nach dem Tode wurde er, nachdem Gebete in unglaublicher Zahl und reiche Spenden für die Erlösung seiner Seele dargebracht worden waren, in der Stadt Speier, die er selbst und nach ihm sein Sohn hoch erhoben hat, auf's Ehrenvollste bestattet. Diese Gnade hat Gott dem Kaiser Konrad erwiesen, daß wir noch nie von einem Kaiser gehört haben, bei dessen Bestattung solches Wehklagen Aller, soviele Fürbitten, solche Almosen gebracht wurden. Und wie wir vom Bischof Heinrich von Lausanne vernommen haben, der mit den übrigen Burgundern auf dem ganzen Wege das Geleite gab, hat des Kaisers Sohn Heinrich mit überaus demüthiger Erniedrigung den Leichnam des Vaters auf seinen Schultern in alle Kirchen und zuletzt zur Gruft getragen und dadurch angelegentlichst gezeigt, nicht nur was der Sohn dem Vater in vollkommner Hingebung, sondern auch, was der Diener dem Herrn in heiliger Ehrfurcht schuldet." Der jüngere Konrad starb acht Tage nach dem Kaiser ohne Erben. Gisela zog sich, mit den Handlungen ihres großen Sohnes nicht übereinstimmend, nach einem so bewegten Leben in klösterliche Stille zurück und starb den 14. Febr. 1043 zu Goslar. Sie ruht neben ihrem Gemahl in der Kaisergruft zu Speier. Das Wesen dieser außerordentlichen Frau, die ihr Geschlecht von Karl dem Großen ableitete, schildert Wipo, wo er über den Hof und die Rathgeber Konrads berichtet, mit folgenden Worten: „Mehr als diese alle vermochte des Königs Gemahlin durch klugen Rath. Obgleich sie von

höchstem Adel und großer Leibesschönheit war, zeigte sie sich doch keineswegs stolz; in der Furcht des Herrn lebend, hielt sie an in Gebet und guten Werken, die sie im Stillen that, damit sie, eingedenk der Worte des Evangeliums, ihre Gerechtigkeit nicht suche vor den Menschen. In ihr lebte ein hoher, freier Geist, und eine außerordentliche Thatkraft; nach wahrem Ruhm strebte sie, nicht nach Lob, liebte züchtige Scheu und trug mit Geduld die Mühen des Weibes; jeder Verschwendung abhold, war sie doch in nützlichen und ehrenvollen Dingen überaus freigebig, reich an Gütern, und verstand es den höchsten Platz mit Würde einzunehmen. Mehrere Tage lang wurde sie durch den Neid einiger Menschen, der oft von den Untergebenen zu den Herrschenden verdüsternd durchdringt, an ihrer Krönung verhindert. Mag jene Gehässigkeit nun gerecht oder ungerecht gewesen sein; die männliche Rechtschaffenheit in der Frau trug den Sieg davon, sie wurde mit Zustimmung und auf Bitten der Fürsten gekrönt und geleitete den König als unentbehrliche Gefährtin."

Das Volksbuch: „Herzog Ernst."

Was Gisela am Schluß des Trauerspiels, sich über ihren tiefen Schmerz erhebend, prophetisch ausspricht:

— — Leben, leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüth,
Er lebet dort, wo reines Leben ist."

das hat sich in dem reinen deutschen Volksgemüth erfüllt: Herzog Ernst ist durch die Sage unsterblich geworden.

„Und sein Leiden lebt im Liede,
Denn im Lied verherrlicht sich das Leid."

Zwar hat sie die historischen Thatsachen wenig beachtet; aber das ist ja das Wesen der Sage, die entsteht und, dem späteren Forscher schwer zu verfolgen, durch Jahrhunderte sich umbildet und mit anderm Stoffe oft sehr willkürlich versetzt, daß sie dennoch den sittlichen Kern fest und treu bewahrt durch alle Zeiten. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich von dem Volksbuche: Herzog Ernst, zu reden. Die älteste Darstellung der Sage giebt ein, in wenigen Bruchstücken vorhandenes, niederdeutsches Gedicht; seine Entstehung fällt vor das Jahr 1186, der Dichter beruft sich aber selbst auf eine lateinische Quelle. Bald nachher wurde es in mittelhochdeutscher Sprache umgebildet und auch lateinisch in Prosa und Versen verarbeitet, und noch im 15. Jahrhundert bot es seinen Stoff der Spielmannspoesie und blieb dann, oft verändert, bis in unsre Zeit ein gangbares Prosa-Volksbuch.

Es sind in der Sage zwei Theile zu unterscheiden. Der erste, die Zerwürfnisse des Herzogs mit dem Stiefvater, dem Kaiser, seine Aechtung und der verzweifelte Kampf gegen die kaiserliche Macht, enthält die wenigen geschichtlichen Anhaltspunkte. Der zweite, viel ausführlichere Theil schildert seine und seines Freundes Thaten und die Wunder im Morgenlande. Kein Zweifel, daß gerade diese Wunder dem Buche das dauernde Interesse gewonnen haben, deren Beschreibung, aus dem reichen Schatz morgenländischer Sagen von gelehrten Geistlichen geschöpft und keineswegs volksthümlich, in vielen Dichtungen aus den Zeiten der Kreuzzüge, namentlich auch in den zahlreichen Alexanderliedern sich wiederfindet; demungeachtet ist es die ausdauernde Tapferkeit und Treue Ernsts und seines Dienstmannes, des Grafen Wetzel, zu deren Verherrlichung alle diese, zum Theil ungeheuerlichen, zum Theil blendenden Wundermähren zusammengeflochten werden. Welcher Herzog Ernst gemeint sei, ist bis jetzt noch nicht zur Gewißheit gebracht worden. Aus dem Umstande, daß alle Bearbeitungen den Kaiser Otto I. als Stiefvater nennen, wollte man dessen Sohn Ludolf in dem

Herzog vermuthen. Aber wenn auch die Empörung Ludolfs einen großartigeren Krieg erzeugte und sein frühes Ende (957) die Theilnahme des Volkes in hohem Grade erweckte, so wäre es doch auffallend, daß die Sage, das Verhältniß geradezu umkehrend, seinen rechten Vater Otto zum Stiefvater und seine Stiefmutter, die italienische Adelheid, zur rechten Mutter gemacht hätte; auch ist es viel natürlicher, den Namen der Hauptperson als den geschichtlichen festzuhalten und den Namen des Kaisers und der Seinigen als die willkürlich gewählten zu betrachten, da sich die Sage ebenso wie um Karl d. Gr., mit Vorliebe auch um den gewaltigen Otto gedrängt hat. Es hat demnach eine Verschmelzung stattgefunden in der Weise, daß man eine frühere Sage, die sich aus der Empörung Ludolfs gegen seinen Vater Otto, die Stiefmutter Adelheid und gegen seinen Oheim Heinrich von Bayern (den Pfalzgrafen im Liede) gebildet hatte, mit einer späteren volksthümlichen Begebenheit vereinigte, in welcher ein Herzog Ernst der Hauptheld ist. Wir kennen aber nur zwei des Namens, auf welche die Thatsachen des ersten Theils passen. Der erste Ernst, Herzog von Bayern und Markgraf des Nordgau's (Nürnberg), war Vater der heiligen Regiswind und Schwiegervater Karlmanns durch seine Tochter Hildegard, Heermeister und Hofpfalzgraf Ludwigs des Deutschen und von diesem 861 wegen Untreue geächtet. Dieselbe Chronik, die dieß erwähnt, nennt auch einen Grafen Werner, der 865 in die Acht gethan wurde. Aber der Herzog Ernst der Volkssage ist in der Kirche zu Roßstall begraben, diese aber nachweislich erst zur Zeit Heinrichs II. erbaut worden. Auch der Umstand, daß der oben genannte Werner gar nicht in Verbindung gebracht wird mit Ernst, während doch das Volksbuch die beiden als unzertrennlich hervorhebt, und das verwandtschaftliche Verhältniß mit dem Kaiser, das in allen Darstellungen festgehalten wird, läßt kaum einen Zweifel zu, daß unser Ernst, der ja auch zum Herzog von Bayern ernannt worden war, der Held der Volkssage sei und Wetzel der Graf Werner von Kiburg, um so mehr, da diesen Wipo

stets Wezelo nennt. Auch der Vater unsres Ernst, der Sohn Leopolds, des Markgrafen der bayerischen Ostmark oder Oesterreichs, hatte sich mit dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt u. A. gegen Heinrich II. empört, war zum Tode verurtheilt, aber begnadigt worden, vermählte sich mit Gisela und erhielt Schwaben. Auf den Inhalt der Sage können wir hier nur soweit eingehen, als ihn Uhland mit ergreifender Symbolik benutzt hat. Herzog Ernst wird von seiner Mutter Adelheid nach dem Tode des Vaters mit seinem Dienstmann Wetzel auf Reisen geschickt; unterdeß wirbt Kaiser Otto um ihre Hand; die Mutter ruft den Sohn zurück, um seinen Rath zu hören. Da er einwilligt, wird die Hochzeit mit Pracht gefeiert und Ernst erhält die Reichsvogtei; doch verläumdet vom Pfalzgrafen Heinrich, dem Oheim des Kaisers, wird er seines Amtes entsetzt, tödtet den Verläumder und verfällt nun der Reichsacht. Fünf Jahre kämpft er gegen das kaiserliche Heer; da er aber seinen Untergang voraussieht, nimmt er mit seinem getreuen Wetzel und einer Schaar wackerer Degen das Kreuz. Wunderbare Schicksale hat er mit den Seinen. Sie kämpfen mit dem Schnabelvolke und andern Mißgeschöpfen; sehen am Magnetberg im Lebermeer ihr Schiff aus den Fugen weichen und der Herzog entrinnt „selbsibende" dem Hungertode nur dadurch, daß sie sich in Thierhäute nähen und als Beute von Greifen übers Meer tragen lassen; dann müssen sie durch ein schauerlich enges Felsenthor (Uhl. V. 1064 ff.) mit dem selbstgezimmerten Floße durchfahren. Endlich gelangen sie nach Jerusalem, kämpfen tapfer mit den Templern gegen die Heiden, und da ihr Ruhm in's Abendland gedrungen ist, werden sie zurückgerufen und leben fortan hochgeehrt am Hofe. Die schöne Anwendung, die (Uhl. III. 1. V. 1050—1081) Mangold und Gisela von einzelnen Zügen der Sage machen, offenbart das tiefe Gemüth des Dichters; daß aber Vernaleken (Deutsches Literaturbuch S. 101 f.) ernsthaft behaupten kann, die Sage selbst wolle in diesen Zügen das Unglück, das Ernst

wirklich erlebte, anschaulich machen, zeigt keine große Vertrautheit mit diesem Stoffe und dem Wesen der Sage überhaupt. „Jene Ungeheuer," sagt er, „sind seine Feinde und Verräther. Er kommt in eine finstre Burg (soll wohl heißen: Berg, denn die Burg im Gedicht ist mit allen Kostbarkeiten der Welt erfüllt), das ist sein Gefängniß. Ein Greif entführt ihn durch die Wolken, das ist sein Ehrgeiz. (Der Greif hat ihn aber vom Magnetberg gerettet). Sein Schiff strandet an einem Magnetberg, das ist der gewaltige Kaiser. Die Nägel fahren aus seinem Schiffe und es geht in Trümmer, das sind seine Vasallen."

Wie ergreifend dagegen die Symbolik Gisela's (V. 1075 ff.):

„Wohl fuhr mein Sohn durch einen finstern Berg,
Ein furchtbar Schicksal rafft ihn durch die Luft,
Die Nägel seines Schiffes löſten sich,
Die ungetreuen, daß es scheiterte,
Und auf den Scheitern treibt er noch umher.
Weh ihm, wenn sich das edle Menschenbild
Zu wilden Mißgestalten ihm entstellt!"

Fragen wir nun, was Uhland aus dem geschichtlichen Stoffe gemacht hat, so ist diese Frage unzertrennlich von der andern, welche sittliche Idee er in seinem Drama verkörpert darstellen wollte. Treue um Treue, bewährt in Noth und Tod: das ist die sittliche Idee, „die, wie Th. Creizenach in seiner trefflichen Gedächtnißrede mit Recht sagt, seine Schilderung der Menschengeschicke als belebender Hauch durchzieht; von dem Burschen, der der todten Geliebten noch ergeben bleibt, von der Mähderin, die bei der rohen Zerstörung ihres Liebesglückes aus dem Leben abscheidet, bis zu dem edeln Schwabenherzog, der von dem Freunde nicht läßt, während sich an seine Ferse der Tod heftet und unter Flüchen sein Genick krachet." Diese Treue erhebt sich zu einer Nationaltugend dadurch, daß sie trotz des Todes der beiden Ge-

treuen triumphirt über die Herrschergröße in dem Lob, das ihr durch das Volksbuch ein ewiges Gedächtniß in dem Herzen des Volkes gestiftet hat, und mit Recht sagt Ernst selbst dem Stiefvater gegenüber (V. 437): „Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm, so hört' ich sagen und ich glaub' es fest."

Dadurch allein schon, daß diese Nationaltugend in unserm Drama verherrlicht wird, ist dieses würdig, vom deutschen Volke in's Herz genommen zu werden. Und wenn nun das andre Drama: Ludwig der Bayer, auch wieder vorzugsweise diese Tugend in wunderbarem Glanze leuchten läßt, und der Dichter selbst in allen Kreisen seines Wirkens, und wahrlich nicht am geringsten auf seiner dornenvollen politischen Laufbahn sich als „edles Herz und lautres Gold" bewährt hat: so müssen wir diese Gabe des Dichters als ein Vermächtniß aus seiner kräftigsten Jugendzeit, als das herrliche Bekenntniß des Grundsatzes seines patriotischen Wirkens für alle Zeit heilig halten.

Die Art, wie der Dichter den geschichtlichen Stoff verwerthet und angeordnet hat zur Belebung seiner Idee, harmonirt vollkommen mit der Schlichtheit der Idee selbst und entspricht, soweit dieß für unsre Zeit möglich und auch wünschenswerth ist, den Forderungen der klassischen Tragödie. Die Einheit der Handlung ist streng festgehalten; nicht einmal die Krönung Heinrichs mit ihrem Pompe konnte ihn locken; wir vernehmen von ihr nur aus dem Munde Mangolds. Auch die Einheit der Zeit ist gewahrt. Die Handlung beginnt am Osterfeste (29. März) 1030 und schließt am 17. August desselben Jahres. Daß er, um diese Einheit zu wahren, frühere und spätere Ereignisse, die ihm als Nebenzüge seines Bildes zur Abrundung des Ganzen nothwendig schienen, näher gerückt hat, ist das Recht des Dichters. So läßt er Ernst unmittelbar vor seiner Belehnung frei, während die Entlassung und Ernennung zum Herzog von Bayern schon ein Jahr vorher am 20. Mai 1029 stattgefunden hatte. Die Krönung Heinrichs wurde auf Ostern (14. April) 1028 zu Aachen vollzogen. Rudolf III. starb 1032,

Mathilde 1034, Odo 1037, Hermann 1038. Der Vorfall mit Miecziſlaw (Miſiko V. 442 ff.) wird erſt aus dem Jahre 1032 gemeldet. Die Aechtung Adalberts von Kärnthen fällt in's Jahr 1035. Auch im Orte der Handlung vermeidet er möglichſt den Wechſel. Daher verlegt er die Aechtung von Ingelheim nach Aachen. Zwei Akte führen uns in die Pfalz nach Aachen, die andern auf den Heerweg, zur Burg Falkenſtein und auf die Wahlſtatt. Daß der Dichter (V. 885 ff.) ſeinen Ernſt bei der Wahl Konrads noch unter der Vormundſchaft Poppo's ſtehen läßt, während er doch ſchon regierte und als vierter der abſtimmenden Herzöge genannt wird, ſo wie, daß er ihn in Minne um Edelgard, die Tochter Hugo's auf buntgeſchmückter Jacht zum Feſte ziehend darſtellt, iſt poetiſch vortrefflich motivirt und wäre vollkommen gerechtfertigt, ſelbſt wenn unſre genealogiſchen Unterſuchungen hiſtoriſch ganz außer Zweifel ſtänden.

Ueber den Gang der Handlung können wir um ſo kürzer ſein, als ſchon Dr. Wendt in Herrig's Archiv und nach ihm Lüben in dem Commentar zu ſeinem Leſebuch; in neueſter Zeit K. Mayer im Album ſchwäbiſcher Dichter eine vollſtändige Darlegung des Inhalts gegeben haben. Vernaleken in ſeinem Literaturbuch will zwar, wie er ſagt, auch den Inhalt des Trauerſpiels mittheilen, giebt aber in der That nur eine geſchichtliche Ueberſicht zur Lektüre. Den Schülern möchte eine derartige eigene Arbeit bei der Lektüre zu empfehlen ſein. Wir geben ſie hier nur als Grundlage unſrer weiteren Bemerkungen. In den Eingangsworten, die Kaiſer Konrad mit ſeinem Sohn wechſelt, tritt uns gleich beſtimmt der hiſtoriſche Hintergrund entgegen, auf dem die Tragödie ſich entwickeln ſoll. Der Kaiſer mit dem Sohne zur Krönung ſchreitend, ſagt:

„So ſtellt ſich mir die große Hoffnung dar,
Daß mein Geſchlecht, der ſal'ſche Frankenſtamm,
Begründet ſei als Deutſchlands Herrſcherhaus."

Und Heinrich, den die Geſchichte darſtellt als früh zu hoher

Selbständigkeit entwickelt, versteht wohl das Streben nach Erblichkeit der Königswürde, wenn er entgegnet:

„Mein Lehrer und Erzieher, Bischof Bruno,
Hat mir gesagt, daß Gott uns auserwählt,
Neu aufzurichten Karls des Großen Reich."

Dies wäre nicht nöthig gewesen, so stark zu betonen, wenn nicht die Liebe zur eigenen Selbständigkeit in den Herzögen dem Streben des Kaisers bereits hemmend entgegengetreten wäre. Es ist als vernähmen wir in diesen kurzen, knappen Worten schon das erste Grollen des Wetters, auf dessen dunklem Grunde der Stern der Freundestreue leuchten soll. Das Hinzutreten der Kaiserin, die, festlich geschmückt, doch so traurig einherschreitet, wendet unser Gemüth ihrem Grame zu und es hört mit inniger Theilnahme, wie in ihrem Mutterherzen

„die Freude ringet mit dem Leid."

Stolz auf die Erhebung ihres geliebten Heinrich, der ihr doppelt werth ist als Unterpfand der Liebe ihres Gemahls, kann sie reiner Freude sich doch nicht hingeben, denn ihr Ernst schmachtet noch im Kerker. Dem schweigenden Vorwurf, der für den Kaiser in ihrer Trauer liegt, begegnet dieser durch Rechtfertigung seines bisherigen Verhaltens gegen Ernst; Gisela sucht seine Auflehnung durch die verwandtschaftlichen Beziehungen zu entschuldigen und darin hat sie Recht, da der Kaiser erst nach der Gefangennehmung seines Stiefsohnes den König Rudolf nöthigte, ihm, als dem deutschen König, die Anwartschaft auf Burgund zuzusprechen. Als nun Konrad ihr die Aussicht eröffnet auf Ernsts Freilassung, gelobt sie unbedenklich, was ihr Gemahl verlangt, bei neuer Empörung für den Sohn nicht mehr zu bitten. In den wenigen Worten, die der von den Brüdern herbeigeführte Unglückliche mit der Mutter wechselt, liegt eine ergreifende Gemüthstiefe. Ernst bereut von Herzen und ermahnt die Brüder zu besserem Thun; innig vereint ziehen sie zur Krönung. Aber das Gespräch des Bischofs mit seinem

Neffen erfüllt uns auf's Neue mit Bangen; die bleiche, wankende Gestalt Ernsts beim Krönungszuge, wie sie Mangold schildert, die verhängnißvollen Winke, die Warmann ihm giebt, sein drohender Ausspruch: „Des Kaisers Herrschsucht und der Stände Trotz sind ein uralter, nie versöhnter Zwist," Alles verkündet, daß das Wetter näherziehe. Und alsbald bricht es aus. Der Kaiser verlangt von Ernst den Schwur, daß er seinen treuen Werner als Geächteten verfolge. Ernst wird im Heiligthum seines Herzens angegriffen; er vertheidigt es mit aller Macht wahrer Beredtsamkeit; immer heftiger braust der Kaiser auf; aber auch Acht und Bann, vom Kaiser und vom Bischof ihm gedroht, vermögen ihn nicht zum Verrath zu bewegen, und mit zerschmetternder Wucht fällt Schlag auf Schlag auf sein Haupt; doch unversehrt bleibt das Heiligthum. Vom Werner laß ich nicht! ruft er aus tiefstem Jammer, die Treue triumphirt und hell glänzt ihr Stern durch die schaurigen Wetterwolken. Und er schwindet nicht mehr, wie auch die Wetter sich entladen. Der flüchtige Bettler wird von Odo mit Hohn und Vorwürfen überhäuft, seinem Schicksal überlassen; auch Hugo, der Vater seiner Edelgard, kann nicht helfen, vielmehr ihn nur mehr beugen durch die Kunde von dem tiefen Leid der Geliebten; da findet er in höchster Noth des Herzens seinen Werner und vergessen ist das Leid, Arm in Arm ruhen die Freunde und erheben sich an dem Großen und Süßen, das sie einst erlebt. In großherziger Liebe streiten sie, wer am meisten für den Andern gethan. Hingerissen von der Größe des Opfers huldigt Werner knieend seinem Herzog.

„O wahrlich! Nie in Deinem Fürstenglanz
Erschienst Du mir so herrlich, so erlaucht,
So würdig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie Du jetzt in freierkor'ner Schmach,
In Deiner Selbstverbannung vor mir stehst!"

Diese Worte sind der Triumph des Ewigguten über weltliche Klugheit und Erdenmacht.

Aber nicht nur, wie Mannestreue in Noth und Elend sich erprobe, will der Dichter schildern; auch die schweren Prüfungen des Mutterherzens sollen uns lebendig gezeigt werden. Das ist der große Inhalt des dritten Aktes. An Alle wendet sich die Mutter, um ohne den Eid zu brechen für ihren Ernst Hülfe und Rettung zu finden. Hugo möge den schwachen Rudolf in der Treue gegen den Kaiser erhalten und verzweifelte Schritte Ernsts verhindern. Da kündet ihr Mangold, den Konrad zu ihr führt, daß die Empörung bereits ausgebrochen. Sie muß hören, wie ihr Gemahl dem Grafen die Niederwerfung ihres Sohnes aufträgt und ihm Großes verheißt; und doch darf sie ihn nicht um Schonung für den Sohn anflehen; sein Schwert ergreift sie, das Schwert, das vielleicht des Sohnes Herz durchbohren wird, und in inbrünstigem Flehen wendet sie sich zur Mutter des Heilands:

„O gnadenreiche Mutter, der ein Schwert
Durch's Herz gegangen, als Du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze Deines Sohns:
Dich fleh' ich an, gestatte Du es nicht,
Daß dieser kalte Mordstahl meinem Kind
Die Brust durchbohre und die meine mit!"

Noch nicht zu Ende sind ihre Prüfungen. Der unfreiwillige Mörder ihres Gemahles tritt zu ihr, bleich, abgehärmt, als Pilger; mit langsam marternder Treue schildert er die Umstände des Mordes, und als sie, erschüttert, ihn erkennt und ihm Verzeihung und Hülfe anbietet, trifft er ihr geängstigtes Herz mit dem tief verletzenden Vorwurf, sie habe den letzten Willen des Sterbenden durch ihre Wiedervermählung mißachtet und dadurch all sein eigenes Büßen unwirksam gemacht. Ruhig vertheidigt sie, was sie gethan; aber er läßt nicht ab in sie zu dringen, daß sie dem neuen Ehebunde entsage. Nun erhebt sich das Weib, in ihrem Heiligsten angegriffen; mit selbstbewußter Würde weist sie auf ihr vom Himmel selbst gesegnetes Wirken hin und schildert dann im Gegensatz in vernichtenden Worten,

wie unfruchtbar, todt, durchaus unwürdig und unmännlich sei, was er gethan. Es entgeht ihr nicht, wie ihn ihre Worte erschüttern; in fliegender, von höchster Mutterangst getragener Rede zeigt sie ihm den einzigen Weg, auf dem er durch kräftige That Heilung finden und die Last des Fluches von sich wälzen könne, und die Wahrheit siegt auch hier; wie verwandelt, das hohe Weib segnend, eilt er zur rettenden That.

In des Freundes Schooß schlafend, findet er den Herzog, den Sohn dessen, den er erschlagen und bietet ihm sein Schloß zur Zuflucht an. Ein Trauerzug naht, die aus Italien zurückkehrenden Krieger Hermanns. Ihn und viele der Seinen hat die mörderische Pest hinweggerafft; sie bringen seine Fahne und sich selbst zum Dienste des Geächteten. So tritt Ernst in sein Herzogthum:

„O, herrlich tret' ich in mein Herzogthum!
Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.
Komm', Adalbert, mich schrecket nicht der Mord.
Folg' mir, Warin, ich scheue nicht die Pest!"

Unterdeß versucht Werner, das Herz Mangolds zu ergreifen und ihn für den Dienst der Freiheit zu werben.

„Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verdammung, Hunger, Schmach und Tod.
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.
Für diesen Dienst, Graf Mangold, werb' ich Dich;
Du wirst mir folgen."

Aber, es ist zu spät; Mangold kann nicht zurück. Werner eilt zurück und verkündet dem treuen Häuflein, daß sie, umzingelt, nur durch raschen Kampf vor dem Hungertode sich retten können. Alle rufen zum Kampf; sie rüsten sich, und Adalbert bringt selbst seinen Sohn dem Herzog, daß auch er ihm diene,

unbefleckt vom Blut des Vaters, mit jugendlicher Kraft. Werner besiegelt den Todesbund mit dem Freunde und der Kampf beginnt. Schon wird dem Heerführer des Kaisers gemeldet, daß dieser selbst komme, und noch ist nichts erreicht. Da kündet die Wache, daß die Feinde ausbrechen aus der Burg. Rasch entwickelt sich der Kampf auf Tod und Leben. Wir erfahren seinen Fortgang aus Adalberts Munde. Mit äußerster Spannung folgen wir jedem seiner hastigen Worte. Ernst bringt den tödtlich getroffenen Werner; in seinen Armen stirbt dieser.

„Er stirbt, der Werner stirbt!
Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen und der Werner todt!"

Adalbert drängt den Herzog, mit ihm zu flüchten; aber

„ich wurzle hier!"

ruft Ernst. Erst der herandringende Mangold weckt ihn aus der Betäubung. Wüthend kämpfen sie, Mangold fällt. Aber auch Ernst sinkt zum Tode getroffen:

„Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!"

ruft er und stirbt. Im herzoglichen Zelte ruhen die Leichen der Freunde bei einander. Warin, der Hauptmann des Bruders, hat nur noch Kraft, die Herzogsfahne davor aufzupflanzen und sinkt als treuer Fähnrich an ihr nieder.

Konrad und Gisela erscheinen mit dem König Heinrich. Der Sieg des Kaisers wird vollkommen; denn Hugo bringt mit den Reichskleinoden die Kunde vom Tode Rudolfs; ein andrer Krieger trägt in einer Urne das Haupt des rebellischen Odo herzu, das ihm in wilder Schlacht abgeschlagen worden. Der Kaiser selbst kann seine Bewegung nicht bergen und Heinrich kehrt sich mit Schauern ab von den blutig erkauften Siegestrophäen. Aber das Herz der Kaiserin wendet sich von dem staunenswerthen Glück des Kaisers, ihres Gemahls, in vollster Liebe zu dem gefallenen Sohne und erhebt sich über die irdische Trauer in der prophetischen Verkündigung seines himmlischen

Glücks und seines unsterblichen Ruhmes. Das ist die versöhnende Gerechtigkeit, deren das Trauerspiel nicht entbehren darf.

Klar und wahr, wie die Idee ausgesprochen ist, mit natürlicher Wärme und in meisterhafter Kürze sind die Charaktere gezeichnet. Zwar wollen die meisten Literarhistoriker gerade darin die Schwäche unseres Dichters finden. Selbst Vilmar, der doch von ihm rühmt, „daß er zuerst wieder die deutsche Sage und die vaterländische Geschichte mit durchdringenden, oft erschütternden Tönen in die Gemüther der Jugend hineingesungen habe," der, wie seiner Gesinnung Wahrheit, so seinen Gestalten Wirklichkeit zuspricht, meint im Widerspruch damit, es fehle an Individualisirung namentlich der untergeordneten Charaktere, an gehöriger Motivirung, selbst an Handlung. Andre haben ihren Tadel in andern Worten ausgesprochen. Auch Heinrich Kurz hat sich diesem Urtheil angeschlossen, obgleich er hervorhebt, daß Uhland zuerst das Mittelalter ohne die früheren Vorurtheile, sowie ohne die Schwärmerei der Romantiker in seiner wahren historischen Erscheinung darstellte und in der Entwicklung eine wohlthuende Ruhe und Mäßigung bewahrte. Offenbar ganz ungerecht, selbst verletzend urtheilt in dieser Beziehung G. Liebert, so treffend und eingehend seine Darstellung des Lyrikers und Epikers ist; er findet in dem Stücke theils abstrakte Figuren, wie Warmann, theils Schwätzer, wie die Kaiserin und Adalbert, theils burschikose Kraftmenschen oder Redehelden im Stile Theodor Körner's, die aber doch wieder „den Stempel der Naivetät, der Wahrhaftigkeit, der ächten Jugend an sich tragen." Eine Stelle seiner Schrift wird beweisen, daß unser Urtheil über dieselbe nicht ungerecht ist. „Die Kaiserin Gisela ist vor Allem eine Reden haltende Person, und ihre Reden, hochgebauscht, wie die Falten ihres kaiserlichen Mantels, haben bei aller Majestät etwas sehr Eintöniges und Ermüdendes. Im ersten Akte giebt sie eine histo-

risch-juristische Auseinandersetzung der Händel; im dritten, den ihre Zunge ganz beherrscht, hält sie zuvörderst zwei wehmüthige Ansprachen an Hugo und Mangold, dann aber wendet sich ihre Beredtsamkeit an den Mörder des Gatten. Am Schlusse des letzten Aufzugs hält sie eine Art von Leichenpredigt, deren sentimentaler Ton dem Wesen einer Tragödie ganz zuwider ist." Wir würden diese Art des Kritisirens frivol nennen, wenn nicht Ton und Stimmung des Schriftchens den ernsten, für das Wahre in der Kunst begeisterten Mann bekundeten. Die Shakespeare-Vergötterung und der unsaubre, den Nachbarn entlehnte Feuilletonstil unsrer Zeit hat ihn aber offenbar zu diesem Vergehen verleitet. Um so mehr dürfte der Versuch hier am Platze sein, dem Dichter gerecht zu werden, da ja der Werth des Drama's davon nicht wenig abhängt.

Daß der Held des Stückes, Ernst, nach der großen That, die ihm seine rechtliche Existenz raubt, seine Größe ferner nur in unerschütterlichem Dulden bewähren kann, macht ihn nicht weniger würdig, den Mittelpunkt zu bilden, dem unsere regste Theilnahme gesichert bleibt. Sein früheres Ankämpfen gegen die kaiserliche Allgewalt war moralisch und selbst politisch vollkommen berechtigt; kein sittlicher Tadel kann ihn treffen. Die Kaisermacht, deren Grenzen sich damals erst durch das Recht des Stärkeren nach und nach gesetzlich feststellten, hat gesiegt; er hat für das Streben nach unabhängiger Macht im Kerker gebüßt; bereit ist er, dem Mächtigeren sich zu fügen; aber was der Kaiser beschworen haben will, streitet gegen sein sittliches Gefühl; um das Ewige in sich zu retten, wirft er wie Antigone das zeitliche Glück hin; „einsam umnachtet, ewig herberglos" entsagt er Allem, was ihm theuer war, um dem Freund das Kleinod der Treue zu wahren, und als er den Freund seiner Seele gefunden, da geht er todesmuthig dem gewissen Untergang entgegen. Mit wenig Worten zeichnet der Dichter „sein schlichtes Heldenthum"; ein Ausruf aus tiefstem Herzen, in dem alle Treue und Liebe leuchtet, einzelne wehmüthige Klänge aus

schöner Vergangenheit; nur soviel Worte, um uns erkennen zu lassen, wie es im Herzen wühlt, aber der Stern der Freundschaft den mächtigen Kampf im Innern erhellt. Seine Heldenkraft ist nicht gebrochen. Als das Wetter losbricht, stürmt er hinab in die Feinde, und was er gewollt, findet er — den Tod im Arm des Freundes, nachdem er den Abtrünnigen niedergestoßen.

Werner selbst, „die Fackel und das Heerhorn alles Streites," ein wilder Kriegsmann, den eine rauhere Sprache als solchen verräth, wie macht er sich uns werth dadurch, daß er die ganze Größe seines Herzogs kennt, daß er, der Unbändige, jeder irdischen Macht Trotzende, willig sich beugt dem Seelenadel des Freundes, daß die Treue seine Seele selbst adelt zu frommen Regungen des Gebetes; den Handschuh, den der Kaiser zu Boden geschleudert, er trägt ihn auf dem Herzen, nur mit dem letzten Schlag des Herzens endet die Treue, die für des Herzogs Ehre einsteht. In seinem Schooße birgt er den müden Freund, an seiner Brust stählt er seinen Muth; als sie sich zum Ausfallen rüsten und er im Humor der Verzweiflung, „weil jetzt die Zeit ist, Schwänke zu erzählen," den lustigen Schwank vom Grafen von Abensberg und seinen 32 Söhnen erzählt hat, ruft er, den Schwank tiefsinnig anwendend, aus vollstem Herzen: „O wär' ich reich wie er! O könnt' ich Dir so vielfach Leben weihen! So aber steh' ich einsam ꝛc. In meines Herzens ungeschwächter Kraft ꝛc. werf ich mich Dir in die Arme, Dein bis in den Tod!" Und noch im Todeskampf ist sein letzter Ruf: „Ich sterbe frei! Ernst, rette Dich!" Wer bei solchen Scenen reinster Natürlichkeit behaupten kann, wie Liebert thut, sie paßten nicht auf die Bühne, wo Zärtlichkeiten zwischen Männern möglichst vermieden werden müßten, der übersieht, daß auch das Drama, wie die Sage, wenn es historisch sein will, das Gepräge der Zeit tragen muß, das doch am sichersten aus der Sage selbst geschöpft werden kann. Man könnte versucht sein, Werner selbst für die Hauptperson zu erklären als den Lenker des ganzen Kampfes; aber

erst an Ernsts Heldenthat ist er so groß geworden, der hat ihm den Adel seiner Seele verliehen.

Und wie erhaben ist die duldende Mutter Gisela dargestellt! Freilich, weniger die Kaiserin, wie sie mit Vorliebe die Chronisten schildern, besonders Wipo (s. oben); sondern vor Allem die Mutter; aber gerade dadurch, daß sie, die mit hohem Geiste die Herrschaft geübt, die in allen Kämpfen dem Kaiser kraftvoll zur Seite gestanden, jetzt, ohne ihren Eid und die Treue gegen Kaiser und Gemahl zu verletzen, dem mütterlichen Herzen genug thut; daß sie muthig duldet im herbsten Seelenleiden; daß sie sogar über den frömmelnden Adalbert durch die Gewalt der Wahrheit triumphirt und dem Selbstquäler, zur sühnenden That ihn treibend, Heil bringt und zuletzt mit erhabenem Vertrauen auf den Sieg des Guten sich tröstet bei der Leiche des Sohnes: dadurch verklärt sie sich uns mit Ernst und Werner zum dreifachen Symbol reinster, kräftigster Herzenstugend. Sie vor Allen ist am meisten eine freie Schöpfung des Dichters. Alle die noch übrigen Personen, selbst den Kaiser nicht ausgenommen, sind Nebenfiguren; jedoch so deutlich charakterisirt, als es ihre Stellung verlangt. Sogar Hermann, der nur einmal am Anfange erscheint, ist durch den Bericht Warin's (V. 1440) als edler, treuer Bruder gezeichnet.

Konrad, vor Allem Herrscher, der keinen Widerspruch duldet, ganz der große Kaiser, dabei gerecht, nur einmal heftig und leidenschaftlich, als Ernst den Eid weigert; sonst voll Liebe und Rücksicht, auch selbst gegen den geächteten Stiefsohn nicht ohne Theilnahme und bewegt bei seiner Leiche. Sein Wesen und Wirken wird mehr durch das geschildert, was Andere von ihm sagen, als durch seine eignen Worte. Daß sein Sohn Heinrich, der gewaltigste Träger des kaiserlichen Scepters, der Herrscher in Reich und Kirche, der weise, edeldenkende, den seine Zeitgenossen die „Linie der Gerechtigkeit“ nannten, in unserm Drama fast verschwindet, muß dem Dichter zum Verdienst gereichen, der sein Ziel unverrückt im Auge haltend, jede Ver-

suchung abwies, auf Kosten der Einheit sein Werk zu schmücken; doch zeigen die wenigen Striche, mit denen der zwölfjährige Knabe gezeichnet ist, ein edles Gemüth, das Schauer empfindet über seine Erhebung durch den Fall des Bruders. Unter den andern Nebenpersonen tritt zunächst Adalbert von Falkenstein hervor, den Liebert besonders als Schwätzer bezeichnet hat. Wir glauben, es würde ohne diesen dem mittelalterlichen Bilde ein wesentlicher Zug und dem Inhalt des Drama's ein wichtiger Theil fehlen. Mit einem Morde aus leidenschaftlicher Jagdlust belastet, hat er fünfzehn Jahre lang in Gebet und Bußübungen und Wallfahrten umsonst Ruhe gesucht für das geängstete Gewissen; da klammert er sich in thörichtem und frevelhaftem Wahn an den Gedanken, die Schuld seines Unglücks liege an Gisela, weil sie ein neues Ehebündniß eingehend, den Wunsch des Sterbenden unbeachtet gelassen. Als Pilger tritt er zur gebeugten Mutter, weckt in ergreifender Schilderung in ihr das Andenken an die blutige That und hält ihr schonungslos ihre vermeintliche Eidbrüchigkeit vor, um sie zur Sühne zu bewegen und dadurch selbst Gewissensruhe zu erlangen. Aber voll Würde und mit der siegenden Beredtsamkeit eines schuldfreien Bewußtseins vertheidigt sie ihr Thun; und als er ihr, noch nicht überzeugt, schnödes Benehmen gegen den geächteten Sohn vorwirft, da leiht ihr die Kraft des verletzten Mutterherzens Worte, die den Gramversunkenen aus der fürchterlichsten Selbstquälerei reißen und ihm den Weg seiner eigenen Rettung zeigen. Ihrem Sohne öffnet er seine Burg, und findet er selbst auch nicht den Tod der Sühne, den er gesucht, da er, der Gegend kundig, von Ernst als Warner auf den Hügel gebannt wird, so hat er in dem gefallenen Sohne ein weit größeres Opfer gebracht und nicht unwürdig bleibt er am Leben, um den Sohn zu bestatten. Auch Mangold, auf der Seite der Gegner, ist ein ganz individueller Charakter. Thatendurstig, lauteren Herzens, hat ihn die Sucht emporzusteigen und des Oheims weltliche Schlauheit getrieben, seinen Herzog am Tage zu Ulm um des Kaisers willen

zu verlassen. Er ist dadurch am Hofe zu Ehren gekommen; der jammervolle Anblick Ernsts bei dem Krönungsfeste, sein vorwurfsvoller Blick haben zwar den besseren Menschen in ihm schwer getroffen; aber der jähe Wechsel der Geschicke reißt ihn fort auf der unredlichen Bahn. Nochmals tritt in Werner ernst die Mahnung zur Umkehr an ihn heran; aber zu spät, der Kampf bricht los; seinem Herzog den Tod gebend, stirbt er selbst von dessen Hand, unbeklagt, ein Opfer der Ehrsucht. — Odo von Champagne, der nur einmal erscheint, ist, wie ihn die Geschichte auch schildert, ein Charakter, der aus Herrschsucht Alles opfert; ruhelos kämpft er um Burgund, weil er der nächste Verwandte des Königs ist; kein Vertrag, kein Eid hält ihn zurück; mit dem wiedereingesetzten Herzog hofft er Burgund dem Kaiser zu entreißen, und glühender Haß ergreift ihn, als Ernst, um einem elenden Vasallen Treue zu halten, sein Herzogthum verscherzt. Meisterhaft zeichnet ihn der Dichter, zuerst mit wenigen Strichen, Hugo gegenüber, seinen maßlosen Ehrgeiz, der jede Vermittlung zurückstößt; dann, Ernst gegenüber, den gemeinen Egoisten, der jeder edlen Herzensregung unfähig ist. — Endlich Hugo, ein würdiger Fürstengreis, den eignen Kummer mit Fassung tragend und in unermüdlichem Vermitteln treu dem Kaiser zur Seite stehend, vervollständigt als Gegenbild der Kaiserin den Kreis der Handelnden; durch seine Einführung hat sich der Dichter die zartsinnige Schilderung der Liebe Ernsts vermittelt. — Wie auch nicht einer einzigen Person die Individualität mangelt, beweist der Hauptmann Warin. Vom sterbenden Hermann beauftragt, das Herzogsbanner mit der geringen Mannschaft, welche von der Pest verschont geblieben, dem Bruder zuzuführen, tritt er in der Stunde höchster Gefahr zu Ernst. Den Todeskeim im Busen, lebt er wieder auf, als der Herzog ihn und die Seinigen annimmt. Den Trauerflor reißt er der Fahne ab und geht zum Kampf wie zum Hochzeitreigen; unverletzt das Banner bewahrend im heißesten Kampf, pflanzt er, „ein treuer Fähnrich," es sterbend

vor dem Zelte auf, in dem die todten Freunde Arm in Arm schlummern. In wenig Zeilen steht auch hier ein ganzer Charakter vor uns.

Haben wir hiemit versucht, Leben und Individualität in des Dichters Charakteren nachzuweisen, so bleibt uns noch übrig, auf den dramatischen Werth seines Werkes wenigstens andeutend aufmerksam zu machen. Liebert verlangt von dem dramatischen Dichter: „er führe, was er geschehen läßt, auf seinen innersten Grund zurück und spinne die Fäden menschlicher Geschicke aus dem menschlichen Herzen heraus. Aus dem offenkundigen Leben der Menschheit leite er uns in ihr verborgenes, aus diesem in jenes, und mit unwidersprechlicher Kraft und Klarheit beweise er uns den Zusammenhang und die Wechselwirkung beider. Durch Schicksale lasse er Charaktere, aus Charakteren Schicksale erzeugen. Nichts sei bei ihm müßig und nichts zufällig; zwar giebt er uns nur ein Stück der Menschenwelt, aber dieses Stück sei so lebendig beseelt, daß es zu einem Ganzen sich runde und für uns das erfreulichste Gleichniß des großen Ganzen werde. Und wie Alles darin, auch das Kleinste, Sinn und Zweck und Bedeutung haben soll, so biete vorzüglich der Held mehr, als einen eiteln, ruhmtönigen Namen, mehr als die äußerlichste Tracht seines Landes und seiner Zeit: er biete uns einen anziehenden und gehaltvollen Charaktertypus menschlicher Entwickelung.“ Wort für Wort unterschreiben wir diese Forderung; wir finden sie aber auch bei unserm Dichter vollständig, wenn auch nach seiner Weise in knapper Darstellung erfüllt. Der Selbständigkeitsdrang in den Fürsten und das Streben nach erblicher Herrschermacht in den Kaisern schafft den gewaltigen Kampf in der germanischen Welt, der bis heute noch fortdauert. Die Hauptcharaktere, wie sie ihr Schicksal hervorgerufen haben, werden durch das Schicksal vollendet; und der Hauptheld erhält seine höchste Weihe dadurch, daß er, in seinem mehr irdischen Streben scheiternd, durch sittliche Größe siegt und dem Deutschen ein Vorbild wird für alle Zeiten. Es ist auch nichts müßig

und zwecklos in dem Ganzen; selbst die schöne Schilderung goldner Zeit hebt durch den Gegensatz den leidenschaftlichen Kampf der Gegenwart äußerst wirksam hervor und wir möchten kein Wort davon vermissen.

Der Dichter der Geschichte soll, wie Liebert ferner sagt, noch insbesondere die beiden Irrwege vermeiden: „die kalte, gemüthlose Staatsaction, in der es nur Automaten, keine lebendigen Menschen giebt, und die empfindsame Privatkomödie, in welcher sich alltägliche Leidenschaften und Schicksale auf historischem Hintergrunde abspielen.“ Wir brauchen kaum ein Wort darüber zu verlieren, daß unsre Tragödie keine gemüthlose Staatsaction sei; den innersten Herzschlag der Geschichte hat der Dichter gefühlt, und Zug um Zug entrollt uns das lebensvolle Gemälde einer großen Zeit. Und Empfindsamkeit ist wahrlich auch nicht des Dichters Natur, wohl aber ein mächtiges, hinreißendes Gefühl für das, was dem Menschen heilig ist und ihn erhebt über Noth und Tod, und gerade in Allem, was Gisela spricht, entfaltet sich das herrliche Gemüth des Dichters.

Noch eine wesentliche Forderung aber stellt Liebert für vaterländische Schauspiele. „Die Handlung, welche der Dichter aus der Vergangenheit seines Volkes herausnimmt, muß zur Gegenwart desselben in einer deutlichen Beziehung stehen, und in einer deutlichen nicht nur, sondern auch in einer erfreuenden und erhebenden. Sei es, daß ein großes Heldenleben auf der Bühne erscheint, dessen Früchte das Volk dankbar genießt, oder sei es, daß herbe Noth, blutiger Kampf, tiefe Erniedrigung des Vaterlandes in ergreifenden Bildern erneuert wird, über welche insgesammt die siegende Kraft der Nation sich hinausgerungen hat, — beides wird dem Dichter Lob und Ehre bringen. Nur ein freies, ein glückliches Volk, das seiner Gegenwart sicher ist, gedenkt gern seiner Vergangenheit, mit Freuden zollt es den Verdiensten der Vorfahren Dank und Ruhm, und aus allen seinen Erinnerungen, aus großen Thaten und Heldensiegen wie aus überwundenen Leiden und Demüthi-

gungen quillt ihm ein frohes, muthiges Selbstbewußtsein. Nur ein freies glückliches Culturvolk hat ein Recht, sich für ein werthvolles Stück der Menschheit zu halten: nur seine Geschichte ist zugleich Weltgeschichte, und alle großen Beispiele, Erfahrungen und Lehren daraus, die der Forscher in seinen Gedenkbüchern niederlegt, vor Allem aber die glänzende Auswahl derselben, die der Dichter in lebendigen Nachbildungen verherrlicht, bleiben ein fruchtbares Eigenthum aller kommenden Nationen und Zeiten. Nirgends vielleicht giebt es eine höhere Aufgabe für die Poesie, als dem Dichter eines freien Volkes geboten wird. Er ist der Richter der Todten im Diesseits, er ist der Geber irdischer Unsterblichkeit, er ist ein Priester im feierlichen Dienst menschlicher Götter und Heroen, er ist ein Lehrer und Bildner seines Volkes und der ganzen nachstrebenden Menschheit!“ Auch diese schwung- und wortreiche Schilderung ist uns im Wesentlichen aus dem Herzen gesprochen. Sie bildet die Basis, auf der Liebert Shakespeare und jener großen Zeit Englands ein Denkmal aufbaut. Aber, wenn wir auch weit entfernt sind, Uhland's Kraft in der Dramatik suchen oder ihn gar in Beziehung zu dem Riesengeiste des Dramatikers der Weltgeschichte setzen zu wollen, mit Recht fragen wir doch: Hat denn die Handlung in seinem „Ernst“ keine Beziehung zu unsrer Gegenwart? Ist der Conflict nicht noch derselbe und haben wir in unsern Tagen, in unsern deutschen Stämmen nicht noch glänzende und trübe Beispiele, wo ein Glied unsrer großen Nation durch Festhalten an Recht und Wahrheit, durch unerschütterliche Treue gegen sich selbst über Gewalt siegt oder im Heldenkampfe, ungebeugt von der Noth, ausharrt? Und sollte das leuchtende Bild des Herzogs Ernst, an dessen Charakter kein Makel haftet, der in's Unglück kommt, weil sein gerechtes Streben dem Willen des Herrschers entgegensteht, und der untergeht zeitlich, weil er das Ewige, die Treue des Herzens nicht lassen will: sollte dieß Vorbild nicht auf uns noch läuternd, anfeuernd wirken, daß wir, wenn auch mit andern Waffen, kämpfen für Recht

und Freiheit? Und ist der Dichter nicht gerecht und sich selbst getreu, indem er die Größe des kaiserlichen Strebens wohl anerkennend, doch Die noch höher preist, die jenem Streben entgegentreten, wo es die ewigen Rechte verletzend, über ein zertretenes Herz schreitet? Daß aber „nur ein freies, glückliches Culturvolk, das seiner Gegenwart sicher ist, gerne seiner Vergangenheit gedenke und allein berechtigt sei, sich für ein werthvolles Stück der Menschheit zu halten, daß nur seine Geschichte zugleich Weltgeschichte sei," das dürfte doch selbst dem Schulknaben wunderlich vorkommen, der auch nur eine Ahnung hat von dem, was christlich-germanischer Geist in der Weltgeschichte geschaffen hat. Wohl haben Lage und Verhältnisse den angelsächsischen Zweig der Germanen rascher dem Ziele seiner Bestimmung zugeführt und ihm eine verhältnißmäßig größere Sicherheit seiner Gegenwart gestattet: doch ist der Kampf, wenn er in ungleich größeren Kreisen sich bewegt und höhere Interessen in sich aufnimmt, weniger würdig, weil er später zum Ziele führt? Hat die deutsche Nation nicht in allen weltgeschichtlichen Entwicklungen stets im Vordertreffen gestanden? Steht sie nicht auch jetzt an der Spitze der Civilisation, wenn auch ihr politisches Leben noch in heftiger Gährung hin und her treibt? Und sollte nicht Uhland auch hier Lehrer und Bildner seines Volkes sein können? Nicht zufällig ist es, daß er seine beiden Dramen in einer Zeit schuf, wo die Herrlichkeit des deutschen Volkes, im großen Befreiungskampfe glorreich bewährt, zu erblassen schien in dem kalten Egoismus der Regierenden und ihrer Lenker. Auf anderem Felde stritt der jugendliche Dichter damals den viel schwierigeren Kampf mit für das gute, alte Recht, gegen die Willkür, selbst wenn sie Besseres bringen will, und gerade zur Feier des ersten Sieges auf diesem Felde, zur Feier der württembergischen Verfassung, dichtete er den Prolog zum: Herzog Ernst, als dieser am 18. Oct. 1819, mit dem berühmten Eßlair als Werner, zum ersten Male in Stuttgart aufgeführt wurde. Wenn auch die Schilderung, die er

in dem Prolog giebt, sich vorzugsweise auf seine eigene trostlose Zeit bezieht, wie sie so unübertrefflich wahr sein Heldensänger (am 18. Oct. 1816) mit donnergleichem Mahnrufe zeichnet; so läßt sich doch die Beziehung zur Tragödie nicht verkennen. Es ist dieselbe Ueberzeugung, die ihn noch 1849 in der Paulskirche sagen ließ am Schluß seiner Rede gegen das Erbkaiserthum: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist.“

Es ist der angeborne Zug der Deutschen, gegen die Uebermacht fürstlicher Allgewalt zu kämpfen, der in Ernst und Werner tragisch hervortritt; jener Zug, den Tacitus schon hervorhebt und der noch heutzutage das gesunde Moment in der deutschen Kleinstaaterei bildet. Der Deutsche ist nicht, wie der Romane, gemacht ein Einheitreich zu bilden mit absoluter Oberherrschaft. Und wo gewaltige Persönlichkeiten, wie Karl der Große ꝛc. den Versuch machten, überdauerte der Erfolg sie selbst nicht lange. Sollen wir das beklagen? oder nicht vielmehr in unsern jetzigen Bestrebungen weise die Winke der Volksnatur berücksichtigen und die Vielheit in ungestörter, freudigstrebender Selbständigkeit wahrend, in festem, ehrlichen Bund der Treue Einheit und Macht nach Außen begründen? Doch wir wollen nicht weiter folgen auf ein Gebiet, das uns von unsrer Aufgabe abziehen möchte. Durch das Gesagte glauben wir den dramatischen Werth unsres Werkes im Ganzen in's Licht gesetzt zu haben. Mag es nun sein, daß in den Schilderungen die epische Natur des Dichters überwiegt und sein Gefühl zu sehr hervortritt; wir wüßten keine Stelle, die müßig wäre, die nicht neues Licht der Sache, größeres Leben den Personen verliehe: die burgundische Frage, die zweimalige Empörung Ernsts, die goldene Zeit im Gegensatz zu dem rastlosen Streit der Gegenwart, der Tag zu Ulm, das großherzige Benehmen Konrads gegen Misiko, Acht und Bann, die Entsagung Ernsts und seiner Hildegard, die Wahl und Krönung mit dem lieblichen Gegenbild der Braut-

werbung, das Hereinspielen der Volkssage, die Ermordung des Herzogs, die Entführung der Wittwe, der Untergang Hermanns, der Schwank des Abensbergers: nichts, das nicht zur Abrundung und Belebung des Ganzen diente. Und auch das können wir nicht zugeben, daß nach dem ersten Akte das Interesse schwinde, weil wir den Untergang voraussehen, oder nur peinliche Gefühle in uns erregt würden, wie bei einem aufgegebenen Kranken, dem man baldige Befreiung wünsche. Es ist doch wohl erhebend, zu sehen, wie die Treue alle Proben besteht und nur um so heller leuchtet, je furchtbarer der Sturm sie umtobt. Will man nun, wie Liebert thut, den Dialog unbedeutend, unbehülflich nennen, nur Fakta gebend, nicht Gedanken, will man gar, wie er, spötteln über das: „Alle ab," das der Dichter brauche, wenn er nichts mehr zu sagen wisse; während doch jedes Kind weiß, daß diese Bemerkung früher gleichsam stereotyp war, und sogar Goethe noch hie und da das: „exeunt omnes" gebraucht: so möchten wir fragen, ob diese schlichte, anspruchslose Art nicht vielmehr der Einfachheit der Idee und der Handlung am besten entspräche? Freilich wer die einfache, aber ewig große Idee der Treue nicht gelten lassen will als die Seele einer Tragödie, den wird unser Dichter nicht ergreifen. Zur Schilderung der Leidenschaften war er, der klare, ruhig strebende, sich freiwillig beschränkende Dichter nicht gemacht; er selbst kannte wohl in seiner glücklichen Natur kaum das „Abgründe im Gemüthe schlafen, die tiefer als die Hölle sind," oder er wußte sie zu vermeiden. Darum hat er sich auch nicht verleiten lassen, das Gewirre menschlicher Leidenschaften darzustellen. Aber wenn auch die Dichter, die gewaltige Seelenkämpfe erschütternd zu schildern verstanden, mit Recht als die ersten gepriesen werden, und unsre von Leidenschaften gehetzte und durchwühlte Zeit vorzugsweise dem Gräßlichen, Wahnsinnigen nach allen Richtungen leider vorzugsweise huldigt: wäre doch gerade ein solches Bild ruhiger Größe um so mehr geeignet, die Besonnenheit wiederzugeben und den stillen, festen Blick auf das zu richten,

was ewig bleibt in allem Wechsel der Zeitwirren. Ob nun die Bühne, bei ihrer jetzigen Richtung und bei dem Mangel an gediegenen Künstlerkräften, das Unrecht gut machen kann und will, das Uhland's Dramen seit nunmehr fast 50 Jahren angethan worden ist, wollen wir nicht erörtern. Wir haben hier vorzugsweise auf die Jugend unser Augenmerk gerichtet und würden uns herzlich freuen, wenn wir beitragen könnten zur Einführung und weiteren Verbreitung und Einbürgerung des Dramatikers Uhland in die Schulkreise. Um dieß Ziel zu erreichen, müßte die Verlagshandlung, wie dies schon bei Schiller, Göthe, Lessing, Herder geschehen ist, eine schöne, aber wohlfeile, in Orthographie und Interpunktion sorgfältiger behandelte Schulausgabe von beiden Dramen, jedem einzeln veranstalten. Es dürfte sich als sehr zweckmäßig erweisen, in ihnen die Verszahlen beizusetzen. Ein weiterer Wunsch wäre: solchen Schulausgaben kurze historische, sprachliche, ästhetische Erläuterungen beizufügen. Ausführlichere Commentare für Lehrer und Gebildete überhaupt könnten selbständig gearbeitet werden, wie Lüben und Nacke einen solchen für ihr Lesebuch zu geben versucht haben und schätzenswerthe Arbeiten verschiednen Gedichtsammlungen beigefügt sind. Zu diesem Zwecke sollten Lehrer sich vereinigen und allmählig den ganzen Kreis der Schullektüre bearbeiten. Wir erlauben uns, die in diesem Jahre in Mannheim tagende allgemeine Lehrerversammlung zur Prüfung dieses Vorschlags aufzufordern und bitten um Entschuldigung, wenn unsre Abhandlung, die mitten im Drang des bewegten Schullebens in wenigen Wochen entstanden ist, in Gleichmäßigkeit und Sorgfalt Manches zu wünschen übrig lassen sollte. Die sprachlichen und sachlichen Bemerkungen, die wir noch beifügen, sollen nur als einzelne Proben gelten.

Sachliches.

Ueber Acht und Bann.

Uhl. V. 448 bis 539.

Beide Strafen waren in älterer Zeit völlig getrennt, so daß erstere nicht die kirchlichen, letzterer nicht die bürgerlichen Verhältnisse berührte. Der Sachsenspiegel sagt ausdrücklich: bane scadet der sele unde er nimt doch niemanne den lief, noch ne krenket niemanne an lantrechte noch an lenrechte, dar ne wolge (folge) des Koninges achte nah. In dem kanonischen Recht wurde freilich diese Beschränkung nie anerkannt; nach ihm zog der Bann auch den Verlust der bürgerlichen Rechte nach sich; der Gebannte wurde infam erklärt, alle Bande des Gehorsams lösten sich und der Umgang mit ihm zog die gleiche Strafe nach sich. Die Könige und Kaiser erleichterten im Interesse ihrer Herrschaft diese Ausdehnung der Kirchengewalt; so bestimmte Kaiser Friedrich II. 1220, daß, wer sich in sechs Wochen nicht aus dem Banne löse, in die Acht fallen solle. Meistens gingen beide Strafen Hand in Hand, so daß der Bann die Acht und umgekehrt, wie in unserem Falle, die Acht den Bann nach sich zog. Die Acht, ursprünglich gleichbedeutend mit Erwägung, Aufmerksamkeit (daher der gerichtliche Ausdruck Achtsmann = Schöffe) bezeichnet zunächst: Ueberwachung, dann Verfolgung und zuletzt Ausstoßung; also dasselbe wie die Kirchenstrafe. Sie hatte ihren Ursprung in dem römischen Gebrauch, nach welchem die Römer, „weil sie es verabscheuten, an schlechten, das Gemeinwesen verpestenden Menschen Henkerdienste zu verrichten," diese der nothwendigsten Lebenselemente beraubten. Das Verb ächten bezeichnet wohl nur ein gesteigertes achten, das selbst ein gerichtlicher Ausdruck ist. Da nun auch vom weltlichen Richter der Ausdruck bannen gebraucht wird (wie auch die lateinische Sprache des Mittelalters für Acht und ächten nur das latinisirte bannum, bannire hat), so scheint in früher Zeit ächten das Ueberwachen und bannen das Ausstoßen des Entflohenen bedeutet zu haben. Der Aechter war ursprünglich der Verfolger; aber schon im Mittelhochdeutschen übertrug man das Wort auf den Geächteten. Es gab eine Unteracht, von dem einzelnen Richter für sein Gebiet verhängt, und eine

Oberacht des Kaisers oder Königs für alle Orte des Reichs. Aus letzterem Worte ist im 16. Jahrhundert Aberacht verderbt und es scheint sogar daraus, daß die Oberacht oft erst erfolgte, nachdem die Unteracht nichts gefruchtet hatte, also eine Wiederholung der Acht in verschärfter Weise war, das Aberacht als abermalige Acht verstanden worden zu sein, wie der bekannte Raufbold, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, als er nach Verwerfung des Passauer Vertrags in Acht und Aberacht erklärt wurde, spottend sagte: acht und aber acht machen sechzehner. Nach dem Corp. Constitt. Imp. hätte es einen bannum simplex (Acht) und iteratum (Oberacht) gegeben in der Weise, daß ersterer die Androhung, letzterer die Vollziehung ipso jure et facto gewesen sei; doch ist ohne Zweifel die obige Erklärung Grimm's von Aberacht für Oberacht die richtige. Vielleicht kann man auch den Ausdruck: Acht und Aberacht in vielen Fällen als verstärkenden Pleonasmus fassen. Die Acht gehörte (Vitr. L. III. Tit. IV.) zu den Majestätsrechten, die dem Kaiser mit den Kurfürsten und Fürsten des Reichs nur gemeinsam zu üben zustanden. Nicht selten verhängte der Kaiser die Acht mit den Kurfürsten allein, wie wir aus dem Schreiben ersehen, welches die Fürsten an Joseph I. erließen, als dieser 1706 die Reichsacht über die zu Ludwig XIV. haltenden Kurfürsten von Cöln und Bayern aussprach. Sie beschweren sich darin (Regensburg d. d. 15. Jan. 1707), daß eine solche Handlung mit Uebergehung der Reichsfürsten vorgenommen worden sei, und berufen sich auf altübliches Herkommen und einmüthig verfaßte Gesetze, sonderlich den westphälischen Frieden und den neuen Reichsabschied (1654) und sagen: „Sie hätten gehoffet, daß auf den Fall einer vorzunehmenden förmlichen Achtserklärung auch die Fürsten des Reichs umb ihren Willen und Meinung würden gehöret sein, allermaßen die Beschaffenheit des Reichs, der Stände Freiheiten und Jura, die bei regulären Zeiten aus vielen Exempeln bekannte Observanz, das Instrumentum pacis Westphalicae, der Reichs-Abschied de An. 1654 und die kundbaren Lehenrechte ein solches offenbarlich mit sich bringen; wie denn auch aus solchem Fundament bei dergleichen Occasion beide Kurfürsten Johann Georg und Georg Wilhelm zu Sachsen und Brandenburg ruhmwürdigster Gedächtniß An. 1623 sowohl durch Schreiben an damals regierende Kaiserl. Majestät, als in publicis conventibus hiebevor schon bezeiget, daß, nach denen Gemeinen Lehen-Rechten, wo das Lehenherrl. Interesse mit unterlauft, die Pares Curiae zur Decision des Werkes mit gehörten, welches hier um so mehr anschläget, als ja Cöln und Bayern ex numero Electorum mit seiend, die Kaiserl. Wahlcapitulation ausdrücklich verordnet, ohne der Kurfürsten, Fürsten und Stände vorher-

gehende Einrath und Bewilligung keinen Reichsstand, der Votum et Sessionem in denen Reichscollegien hergebracht, davon zu suspendiren oder auszuschließen." Sie verlangen Remedur und daß Kaiserl. Majestät das Negotium certae et constantis Capitulationis zu seiner endlichen Richtigkeit bringe. Es wurde ihnen zwar nicht willfahrt, trotz erneuerter Beschwerde bei anderer Veranlassung, aber unter Karl VI. ward festgestellt, „daß hinfüro Niemand hohen oder niedern Standes ohne rechtmäßig und genugsamer Ursach, noch ungehört, und ohne Vorwissen, Rath und Bewilligung der h. R. R. Kurfürsten, Fürsten und Stände in die Acht und Oberacht gethan ꝛc."

Sobald die Acht von zuständiger Behörde ausgesprochen war, verlas sie der Protonotarius im Beisein der Richter und einer großen Menschenmenge unter freiem Himmel (bei Geistlichen im Consistorium), zerriß alsbald die Schrift und warf sie auf die Erde (bei Uhland der Handschuh). Der Achtsbefehl wurde dann am Orte der Aechtung und des Aechters öffentlich an die Thüre der Kirche oder des Rathhauses angeschlagen. Solche Feierlichkeiten beschreibt ausführlich Vitriar. III. S. 568 f. von Wetzlar 1698 und von Wien 1706 (bei der Aechtung der Kurfürsten Joseph Clemens von Köln und Max Emanuel von Bayern).

Die alte, schrecklichste Formel an dem Kampfgericht des Landgerichts zu Franken (s. Freih. v. Andlern S. 189) war folgende: Der Richter tritt vor den Stuhl, wendet sich gegen den Orient und spricht:

„N. N. als Dich N. N. nach Kampff und Frankenrecht geheischen und gefordert hat, und Wir darumb geschrieben und Rechtstag gesetzet haben, als dann mit Urtheil ertheilt ward, daß Du alles verschmähet hast, und auff solche Forderung auffen blieben, und unserm Gebot widersetzig und ungehorsam gewesen, und noch bist, das urtheilen wir, und achten Dich, und nehmen Dich von und auß allen Rechten, und setzen Dich in alles Unrecht, und wir theilen Deine (Haus-) Wirthin zu einer wissenhafften Wittwen, und Deine Kinder zu ehehafftigen (ehelichen) Waisen, Deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehen rühren, Dein Erb und Eygen Deinen Kindern, Deinen Leib und Dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüfften, und den Fischen in den Wassern, wir erlauben Dich auch männiglich (Jedem) auff allen Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid hat, da sollt Du keines haben, und wir weisen Dich in die vier Straffen der Welt, in dem Namen des Teuffels, bey den Ayden in der Sach ꝛc."

Das Verbot des Schutzes der Aechter wurde in allen Landfrieden

im Allgemeinen ausgesprochen und in den Achtsformeln ausdrücklich wiederholt. So heißt es in der Achtserklärung des Cölners (Vitr. S. 543): „verbieten Allen und Jeden des Reichs Angehörigen rc. mit Jhme Gemeinschafft zu haben, Jhn zu enthalten (nicht auszuliefern), zu hausen, zu herbergen, zu ätzen, zu tränken, oder einige Weise fürzuschieben, Jhm ichtwas (etwas) zu leisten rc."; in der des Bayern: „erlauben auch seinen Leib jedermänniglichen dergestalt, daß an demselben . . . Niemand freveln oder sich vergreiffen möge (d. i. daß es nicht als Frevel betrachtet werde)." Dieses Dekret ist auch merkwürdig wegen der überschwänglichen Ausdrücke, in die seine Verbrechen gefaßt sind. So heißt es u. A.: „daß die, ausser Jhm von allen Reichs-Ständen Jhr Kayserl. Majestät höchstseel. Andenkens, eingerathene und von deroselben genehm-gehaltene Kriegserklärung, wieder die Eydbrüchige Kron Frankreich rc. Er allein vermessentlich angezäpfet rc. rc. Solches alles beweisen nicht so sehr die seitherige Reichs-rc. Handlungen, als die noch nicht außtrückenete Ströhme des vergossenen Christen-Bluts, und die annoch fliessende heisse Zähren unzählbarer Menschen, welche längst, ümb Gött- und Menschliche Rache geschrihen haben, und annoch unaufhörlich schreyen."

Von dem Verbot des Schutzes waren ausgenommen: 1) die unwissentlich die Aechter aufnahmen; 2) die Eltern, wegen der natürlichen Zuneigung, die durch kein Unglück verändert wird; 3) die Gattin; 4) die Verwandten; 5) die durch Gewalt oder Furcht Gezwungenen; 6) die sich eines Privilegiums erfreuten. Letzterer Fall kam häufig vor, namentlich bei Reichsstädten und Klöstern. So gab Karl IV. 1376 der Stadt Frankfurt das Privilegium, Geächtete aufzunehmen während der Messen und 8 Tage vor- und nachher, „ewiglichen, als weit ihr Gericht geht, eine Meile Wegs umb Frankfurth." Das Privilegium wurde in einzelnen Fällen ewiglich ertheilt; dann aber „mit dem Unterscheyd, ob Jemand dieselben Aechter oder Aberächter zu Recht anfiel, daß sie dem- oder denselben wieder die gemelten Aechter oder Aberächter unverzogen Recht ergehen und wiederfahren lassen, als sich gegen Aechter und Aberächter zu thun gebüret."

Der Bann, als Kirchenstrafe, hieß excommunicatio, d. h. Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft. Das deutsche Wort wurde von der weltlichen Strafe auf die in ihrer Wirkung verwandte geistliche übertragen. Daß Bann mit Band gleichbedeutend oder ganz nahe verwandt sei, ist durch Grimm und Diefenbach bewiesen. Im Goth. bestehen zwei verwandte Wörter neben einander, aus deren einem unser binden, dem

andern unser bannen geworden ist; letzteres bedeutet bezeichnen, befehlen, und das Substantiv Zeichen, Fahne, Befehl, welche Bedeutungen alle sehr wohl aus dem Begriff binden fließen können. Daher erklärt sich leicht die Bedeutung des Wortes Bann als Bezirk, der gebunden ist an einen Herrn und Richter, und die davon abgeleiteten Bedeutungen von Befehl, Strafe, Fessel, Zauber, sowie die Menge zusammengesetzter Wörter, wie Bannherr, Bannmeile, Bannfluch, Bannstrahl, Bannwein, Bannbier (das nur Einer mit Ausschluß der Andern ausschenken darf), und umgekehrt: Heer-, Burg-, Blut-, Wild-Bann rc.; ebenso die verschiedenen Bedeutungen des Verbs: das Gericht hegen, vor Gericht fordern; die Tage bannen, d. i. zu Feiertagen heiligen, den Forst, d. i. unverletzlich erklären, die Mühle rc., d. i. einem Müller das alleinige Recht zusprechen; daraus strafen, verweisen, festhalten rc.

Anfangs war die excommunicatio ein Erziehungsmittel, nicht eigentlich Strafe; daher fand eine Abstufung statt, Augustinus unterscheidet die zur Heilung und die zum Tode führende. Die kleinere schloß nur von den Sacramenten, die größere von der Kirche überhaupt aus; exc. juris nannte man sie, wenn sie nach einer allgemeinen gesetzlichen Vorschrift, exc. hominis, wenn sie aus Uebertretung eines besondern richterlichen Gebotes oder Verbotes erfolgte; sie ging entweder aus einem besondern Urtheilsspruch hervor, wie bei Ernst (exc. ferendae sententiae), oder war unmittelbar Folge der bedrohten Handlung (exc. latae sententiae). Das kanonische Recht kennt über 200 Fälle letzterer Art, von denen die wichtigste den trifft, welcher sich an einem Geistlichen thatsächlich vergreift. In den Urkunden geistlicher Stiftungen findet sich gewöhnlich eine furchtbare Bannformel gegen die, welche sich an der Stiftung vergreifen. Da nun Ernst sich bei seiner Empörung an den Stiftern von St. Gallen und Reichenau vergriffen hatte, so ist bei ihm die Bannformel eine der gräßlichsten Art. Jeder Geistliche, welchem selbständig die Schlüsselgewalt zusteht, hat das Recht der Excommunication, also jeder Erzbischof, Bischof, Abt, in ältester Zeit jeder Priester. Ernsts Bannung ging von einem deutschen Bischof aus, nicht vom Papste, sie steht daher auch nicht im Bullarium. Da seine Vergehen die Diöcese Konstanz verletzten, fiel dem Bischof von Konstanz seine Bestrafung zu. Beiläufig bemerkt sei, daß es uns höchlich Wunder nimmt, wie Dr. Wendt und Lüben in ziemlich übereinstimmenden Worten die Verfluchung der Helden in beiden Dramen als einen Beweis der Gesinnung des Dichters betrachten. „Von einer Verherrlichung der mittelalterlichen Kirchlichkeit ist der Dichter so weit entfernt, daß er die Helden in seinen beiden Stücken von der Kirche verflucht

werden läßt.“ Dr. Wendt. „Man erkennt leicht, daß der Dichter weit entfernt ist, mit der Kaiserwahl ꝛc. zugleich die mittelalterliche Kirchlichkeit zu empfehlen. Indem er seine Helden von der Kirche verfluchen läßt, was auch in Ludwig dem Bayer geschieht, zeigt er eben, daß solche Handlungsweise ihm zuwider ist.“ Lüben und Nacke. Wir meinen, was die Geschichte berichtet, müsse der Dichter, und vor Allem jener klare und treue, so wiedergeben. Selbst, was Gisela sagt: Warnt eine Mutter so? und am Schluß (V. 1921 f.): die Kerzen mögt ihr neu anzünden, das erloschne Leben nicht! giebt uns nicht die Gesinnung des Dichters, sondern ist nur der Ausdruck des tief verwundeten Muttergefühls. Auch wenn Adalbert beim Tode Ernsts sagt (V. 1887 ff.): „Geächtet ward die Treue vor der Welt, zum Himmel, ihrer Heimath, schwebt sie auf!“ und nachher, als die kaiserlichen Mannen zögern, die Leichen der beiden Geächteten zu berühren: „Ihr zögert! Ha! weil sie geächtet sind? O thut es doch! der Priester spricht euch los! Gott wird's verzeihen!“ quillt das so natürlich aus der augenblicklichen Empfindung, daß wir des Dichters eigne Ansicht nicht hereinzuziehen brauchen.

Den größeren Bann nannte man auch Anathema (Verfluchung) und er schloß nicht nur von der Kirche, sondern auch von allen bürgerlichen Rechten aus, wie Pius VI. sagte: er binde im Himmel und erssticke die Seele. Man verkündete ihn, ähnlich der Oberacht, mit besonderer Feierlichkeit. „Der Bischof soll, heißt es, nachdem das Evangelium gelesen, die Geistlichen und das Volk so anreden: Ihr wißt, daß N. N. auf Antrieb des Teufels das Christengelöbniß, das er in der Taufe bekannt hat, hintenansetzend, sich nicht scheut aus Abfall zum Teufel, dem er doch mit allen seinen Werken entsagt hat, den Weinberg Christi zu verwüsten, d. h. die Kirche, indem er die Armen Christi, welche dieser mit seinem Blute erkauft hat, gewaltsam unterdrückt und ihre Güter plündert (so bei Ernst). Bekümmert, daß nicht durch unsere Nachlässigkeit eines der uns anvertrauten Schafe zu Grunde gehe, für welches wir beim letzten Gericht vor unsern Herrn dem Hirten Jesu Christo zur Rechenschaft gezogen würden, in Bezug worauf er uns selbst droht (folgt der Spruch Ezech. 3, 18), haben wir ihn ... dreimal väterlich ermahnt, nach dem Gesetz, zur Besserung, Genugthuung und Reue; aber der Satan hat sein Herz verhärtet, er hat die Heilsmahnungen verschmäht und in der begonnenen Bosheit beharrend, verweigert er, von Stolz aufgeblasen, der Kirche Gottes, die er verletzt hat, genug zu thun. Ueber solche Uebertreter der heiligen Religion und des Friedens, den Christus gegeben und gelassen hat, haben wir die Vorschriften des Herrn und der Apostel, die uns vorschreiben, was wir thun sollen

(folgt die Stelle Matth. 18, 15). Gegen jeden einzelnen von uns sündigt, wer gegen die Kirche sündigt. Denn wenn die ganze Kirche ein Körper ist, dessen Haupt Christus, so sind die Einzelnen Einer des Andern Glieder, und wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder; ohne Zweifel sündigt der gegen uns, der unsere Glieder verletzt. Daher befiehlt der Herr (folgt die Stelle Matth. 18, 15—17) ihn nach fruchtlosen Ermahnungen nicht mehr für einen Christen, sondern für einen Heiden zu halten, und an einem andern Orte (Matth. 5, 29) sagt der Herr: Aergert dich dein Auge ꝛc. ꝛc. Indem wir nun die Gebote des Herrn und der Apostel erfüllen, laßt uns das faule und unheilbare Glied, das die Arznei verschmäht, durch das Schwert der Excommunication vom Leibe der Kirche abschneiden, damit nicht durch die pestbringende Krankheit die übrigen Glieder des Leibes, wie durch Gift angesteckt werden.“ Nun folgt die Vorlesung der Bannformel. Nach den Schlußworten antworteten Alle: Amen, oder: Es geschehe (fiat), oder: Er soll verflucht sein (anathema esto). Es sollen aber 12 Priester den Bischof umstehen und brennende Kerzen in den Händen halten, welche sie am Schluß des Bannes zur Erde werfen und mit den Füßen zertreten sollen. Darauf soll der Bischof dem Volke die Excommunication selbst in der Volkssprache erklären, damit Alle erkennen, wie schrecklich er verbannt sei. Wiederholt wird sie dann noch in allen Kirchen an den Sonntagen verlesen. Genau schildert die üblichen Gebräuche die Bulle Leo's X. vom 3. Januar 1521, durch welche Luther excommunicirt wurde. Ihr war in der Bulle vom 16. Juni 1520: Exsurge Domine etc. etc., die Verdammung seiner Irrthümer vorausgegangen, welche letztere Luther am 10. December 1520 verbrannte. Es heißt § 5 der Bannbulle: „Damit bekannt werde, welche Geringschätzung gegen die Kirche des Herrn Martinus und seine Anhänger mit verstockter Kühnheit gezeigt haben ꝛc. ꝛc., befehlen wir allen Patriarchen ꝛc. ꝛc., unter Androhung der Strafe des unmittelbaren Bannes, daß sie nach einer Frist von dreien Tagen in ihren Kirchen, an Sonn- und andern Festtagen (weil da das Volk in größerer Menge zum Gottesdienste zusammenkommt), mit Vortragung der Kreuzesfahne, unter dem Geläute der Glocken, indem sie die Lichter anzünden und dann auslöschen, zu Boden werfen und zertreten, mit dreimaligem Steinwurf und andern dabei üblichen Ceremonien dieselben als solche, die ausgestoßen, mit dem Banne behaftet, verflucht und ketzerisch erklärt worden sind, öffentlich bekannt machen und allen Christgläubigen den Umgang mit ihnen verbieten.“

Die Bannformel, die Uhland gewählt hat, kommt theilweise der nah, welche auf dem Concil zu Rheims 900 gegen die Mörder des Bischofs

Fulco von Rheims, Winemar, Everard und Rotfeld abgefaßt und von Regino von Prüm, Burchard von Worms und Ivo von Chartres in ihren Sammlungen aufbewahrt worden ist. Dort heißt es (bei Mansi): „Im Namen des Vaters und des Sohnes und in der Kraft des heiligen Geistes, sowie mit der Amtsgewalt, welche Gott durch den Apostelfürsten Petrus den Bischöfen verliehen hat, schließen wir die N. N. von dem Schooße der Mutterkirche aus und verfluchen sie zu ewiger Verdammniß, so daß nie durch irgend einen Menschen ihre Wiederaufnahme geschehen oder Umgang von Christen mit ihnen gepflogen werde. Verflucht seien sie in der Stadt und auf dem Feld, verflucht sei ihre Scheune, verflucht ihre Gebeine, verflucht sei die Frucht ihres Leibes und die Frucht ihres Landes, die Heerden ihrer Rinder und Schafe. Verflucht sei ihr Eingang und ihr Ausgang, verflucht seien sie im Hause, flüchtig, wenn sie über Feld gehen... und es sollen über sie kommen alle jene Flüche, welche Gott durch Moses über das Volk, das dem göttlichen Gesetze Hohn gesprochen, kommen zu lassen, beschlossen hat. Und sie seien Anathema Maranatha, d. h. sie sollen zu Grunde gehen bei der zweiten Ankunft des Herrn. Dazu sollen sie treffen alle Flüche, welche die heiligen Kirchengesetze und die Beschlüsse der Apostel bestimmen über Mörder und Kirchenschänder. Denn jene bezeichnen wir mit dem Namen Kirchenschänder, welche an diesen Christus des Herrn (den Bischof) Hand zu legen gewagt haben. Alles ewige Verderben werde durch den gerechtesten Urtheilsspruch göttlicher Strafe auf sie gehäuft. Kein Christ also biete ihnen den Gruß des Engels (Ave). Kein Presbyter wage es die Messe vor ihnen zu feiern, noch, wenn sie krank sind, ihnen Beichte zu hören, noch die hochheilige Communion ihnen, wenn sie nicht zur Besinnung gekommen sind, selbst im Augenblick des Todes zu reichen, sondern ihr Begräbniß sei das des Esels und auf einem Misthaufen über der Erde sollen sie liegen, damit sie ein Beispiel der Schmach und des Fluches seien für die gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter. Und wie diese Lichter von unsern Händen auf die Erde geworfen, heute ausgelöscht werden, so seien ihre Lebenslichter für ewig ausgelöscht."

In einer andern Bannformel heißt es (Martene II, p. 325 a, formula VI ex ms. cod. S. Audoeni Rotomagensis ante annos 600 exarato): Verflucht seien sie immer und überall: verflucht bei Tag und zu jeder Stunde; verflucht, wenn sie schlafen und wenn sie wachen; verflucht, wenn sie fasten und wenn sie essen und trinken; verflucht sei ihre Rede und ihr Schweigen; verflucht seien sie drinnen und draußen, auf dem Feld und auf dem Wasser; verflucht vom Wirbel

des Hauptes bis zu den Sohlen der Füße. Ihre Augen sollen blind, ihre Ohren taub, ihr Mund stumm werden, die Zunge im Gaumen stocken; ihre Hände sollen sich nicht bewegen, noch ihre Füße gehen. Verflucht seien alle Glieder ihres Körpers; stehend, liegend seien sie von jetzt auf immer verflucht: und so mögen ihre Lichter bei der Erscheinung des Herrn am Tage des Gerichts ausgelöscht werden. Ihr Begräbniß geschehe mit den Hunden und Eseln; ihren Leichnam mögen die gefräßigen Wölfe verzehren, der Teufel mit seinen Engeln sei ihr Begleiter immerdar."

Die darauf folgende Formel (l. c. 325 a. und b.) bringt noch: im Haupt und im Gehirn, . . . in der Brust und im Herzen . . . in den Lenden, und am Schluß: „sei ihnen der Himmel von Erz und die Erde von Eisen, damit weder der Himmel ihre Seele, noch die Erde ihren Leib aufnehme."

In einer englischen Bannformel heißt es kurz (l. c. 322 b. I): verflucht sei Alles, was sie besitzen, vom Hund, der ihnen bellt, bis zum Hahn, der ihnen singt ꝛc. Eine Vergleichung dieser Formeln mit der im Drama stellt die Meisterschaft unsres Dichters in helles Licht.

Ueber die Reichssturmfahne.

Uhl. B. 45 f. u. 368 bis 370.

Von uralten Zeiten her hatten die Schwaben das Recht des Vorstreits im Reichsheer, das sie bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts behaupteten. Sie führten daher gewöhnlich auch das allgemeine Reichspanier, die sog. Reichssturmfahne, von gelbem Seidenzeug mit fliegendem in eine rothe Quaste sich endendem Wimpel und rothem Fahnenschaft; in dem gelben Zeug war der schwarze Reichsadler abgebildet. Der Träger dieser Fahne erhielt als Reichslehen Burg und Stadt Markgröningen (in Württemberg). Schon Graf Hartmann von Württemberg-Gröningen war Reichsbannerträger und besaß jenes Lehen bis zu seinem Tod (1280). Im Jahr 1322 verlieh hierauf Kaiser Ludwig der Bayer Stadt und Burg mit der Reichssturmfahne dem Konrad von Schlüsselberg, „weil er in der siegreichen Schlacht bei Mühldorf sein Fahnenführer gewesen war." Mit Bewilligung des Kaisers aber trat dieser die Fahne und das Lehen an den Grafen Ulrich von Württemberg ab. Die Belehnung dieses Grafen durch den Kaiser erfolgte am 3. März 1336 unter der Bedingung, daß er und seine Nachkommen dem Reichsoberhaupt stets getreulich die Dienste leisten sollten, welche deßwegen nach Recht und Billigkeit von ihnen gefordert werden könnten. Noch im nämlichen Jahre führte dann der Graf Ulrich diese Fahne in dem Feldzuge des Kaisers gegen Herzog Heinrich von Niederbayern. Als 1495 Kaiser Max I.

dem Grafen Eberhard im Barte die Herzogswürde verlieh, belehnte er ihn zugleich mit dieser Fahne, welche hierauf der Herzog in sein Wappen aufnahm. Seitdem blieben die württembergischen Fürsten im Besitz der Reichssturmfahne. Zwar sollte Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, als er die Kurfürstenwürde erhielt (1692), auch mit dem Reichs-Erzbanneramt belehnt werden, hiergegen aber protestirte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg so ernstlich, daß dieß unterblieb und ihm nicht nur der Besitz der Reichssturmfahne von Neuem zugesichert, sondern dieselbe auch nochmals ausdrücklich für das allgemeine Reichspanier erklärt wurde (1695). Als daher Herzog Friedrich II. die Kurfürstenwürde erhielt (1802), wurde ihm auch der Titel eines Reichs-Erzbannerherrn ertheilt, den er bis zum Ende des deutschen Reiches behielt (Karl Pfaff in Eßlingen). Die Stelle (V. 369 f.): „Schwabens Herzogsfahne, die nach altem Recht und Kriegsbrauch in den Schlachten des deutschen Reichs das Vordertreffen führt", bezeichnet also die berühmte Reichssturmfahne.

Das Herzogthum Schwaben wird ein Fahnenlehen (V. 347) genannt. Da bei den Germanen alle Rechtspflege als Befehle der Götter ausgeübt wurde, so hatten ursprünglich auch die Fahnen eine heilige Bedeutung; dann galten sie überhaupt als Rechtssymbol, insbesondere bei Ertheilung von Lehen, sie waren die Symbole des vom Kaiser recht gereichten Lehens und des gerechten Besitzes der Fürstenthümer, die zugleich den Heer- und Gerichtsbann besaßen. Um die verschiedenen Stämme, aus denen das Heer des Reiches bestand, zu unterscheiden, hatte jeder Stamm seine besonderen Fahnen, also waren in jener Zeit die 6 Stämme an eben so vielen Fahnen kenntlich; wenn nun der Kaiser einen Fürsten mit einem der sechs Herzogthümer belehnen wollte, wurde ihm die Fahne gebracht und er gab sie dem Fürsten zum Zeichen, daß er des Stammes Herzog sei, und insofern wurden diese Herzogthümer selbst Fahnenlehen genannt. Welchen Werth man damals auf den Besitz der Fahne setzte und wie die Mannen die Würde von dem Zeichen derselben abhängig glaubten, zeigt ein Vorfall kurz vor unsrer Zeit, den Thietmar V. 18 erzählt. Heinrich II. hatte dem Herzog Hermann II. von Alemannien wegen Aufruhrs einen Theil seines Besitzes entzogen und dem treuen Grafen Gehrhard im Elsaß zugetheilt. Als der Graf vor einer der Festungen des neuen Gebietes lagerte, kamen die Bewohner heraus, und „einer der Städter, der sich durch List und Schnelligkeit oft bewährt hatte, ging näher und hob die fahnentragende Lanze, durch welche das Lehen des Herzogs Hermann der Graf Gerhard vom Kaiser erhalten hatte, empor, betrachtete sie ringsum und begann zuletzt mit ihr in die Festung davon zu laufen, indem Alle ihn ver-

gebens verfolgten. In der Festung wird alsbald großer Jubel erhoben, das Thor verschlossen, der Graf als seiner Würde beraubt verlacht. Er versuchte anfangs, die Fahne durch Versprechungen wieder zu erhalten, doch vergebens. Sie verweigerten die Zurückgabe, und er ging traurig hinweg, sowohl ohne Lehen, als ohne Feldzeichen." Die Belehnung mit der Fahne geschah nur von dem Kaiser und zwar in feierlicher Versammlung (wie bei Ernst), oder in einfacher Form, wo sie dann oft auch mit dem Schwerte oder dem Scepter vollzogen wurde. Bei den feierlichen Belehnungen pflegten die Fahnen nach beendigter Handlung unter das Volk geworfen und von diesem zerrissen zu werden; doch wirkten sich manche Fürsten, wie z. B. die Könige von Böhmen, das Privilegium aus, ihre Fahnen behalten zu dürfen. Eine der glänzendsten und zugleich eine der letzten feierlichen Belehnungen war die des Herzogs Moritz mit Kur-Sachsen 1547. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts aber kamen die Belehnungen ab, und die Lehen wurden seitdem nicht mehr persönlich, sondern nur durch Gesandte oder durch Briefe ertheilt. (S. Ersch und Gruber Encyclop. Bd. XLI. S. 121—144.)

Der Ottilienberg.

V. 679 ff.

richtiger Odilienberg (2364' hoch), südwestlich von Straßburg, mit dem wunderthätigen Odilienbrunnen und einem Kloster, ist einer der merkwürdigsten Berge des Nieder-Elsasses wegen seiner wichtigen Alterthümer aus der römischen Vorzeit und dem christlichen Mittelalter, sowie wegen der herrlichen Aussicht und Umgebungen, zum Departement du Bas-Rhin gehörend. An seinem Fuße bei der ehemaligen freien Reichsstadt Ober-Ehenheim (Obernay) sieht man noch zwei jetzt aufgehobene Klöster. In dem Elsässischen Sagenbuch (Straßb. 1842) erzählt Adolf Stöber die Legende von der heiligen Odilie in einer Reihe von Gedichten. Sie ward blind geboren, und da ihr Vater, Herzog Attich, sie tödten lassen wollte im Zorne, flüchtete sie die Mutter, Bereswind, durch die Amme in das Frauenstift zu Palma (Beaune-les-nones) bei Besançon. Ein Bischof in Bayern, der heil. Erhard, eilt, von Gott im Traume gemahnt, hinüber, um das Kind zu taufen. Da wurden von dem Taufwasser die Aeuglein hell und klar, und in innigster Frömmigkeit wuchs das Mägdlein heran, einer strahlenden Lilie gleich. Aber der Herzog war immer noch mit Blindheit geschlagen, denn als sein junger Sohn Hugo die Schwester hinauf zur Hohenburg führen wollte, erschlug ihn zornig der Vater. Alsbald fiel ihn bittre Reue an und trostlos irrte er

in Wald und Schlucht umher; da erschien ihm einst in der Wildniß, wie ein lichter Friedensengel, ein Mägdlein; es war Odilie, die Beeren für die Kranken suchte. Beglückt zog er mit ihr auf sein Schloß. Auch hier blieb sie fromm thätig, ungeblendet von der Pracht, dem Heiland allein zugethan; aber Freier kamen und der Vater drängte zur Entscheidung; in ihrer Herzensangst entfloh sie über den Rhein. Rastlos spürte der Vater mit dem Bräutigam ihr nach; auf einer Bergeshöhe bei Freiburg erblickten sie endlich die Jungfrau. Hastig ritten sie empor; schon waren sie ihr nah, da sprang die Felswand auf, die Gottesbraut verschwand; aber aus dem Felsenspalt sprang hellsprudelnd eine Quelle; noch heute findet der Waller Erquickung für's kranke Auge an dem Wunderquell bei St. Odilien. Der Vater aber war befreit von seiner Herzensblindheit; und die Tochter rief er zu sich, übergab ihr Schloß und Auen und lebte in frommer Buße mit seiner geliebten Bereswind in Bergeseinsamkeit. Im Sterben noch bat er sein Kind um Vergebung. Odilie lebte fortan, wohlthuend mit Rath und That, verehrt wie eine Heilige weit und breit in dem Kloster, dem sie vorstand. Einst wanderte ein müder Greis zum Kloster in schwüler Sommerhitze,

Daß er Hülf' und Rath erfrage
Für sein blindes Töchterlein;
Hätt' er in der Mittagshitze,
Ach! ein kühles Tröpflein nur!
Doch in trockner Felsenritze
War versiegt der Quelle Spur.

Als er eben in Gebeten
Schmachtend rang mit bitterm Tod,
War Odilie vorgetreten,
Wie ein Engel in der Noth.
Und mit ihrem Stabe schnelle
Schlug sie an die Felsenwand —
Eine volle, frische Quelle
Stürzte rauschend aus dem Sand.

„Trinke, sprach sie, und gesunde!
Sieh', wie dieser Brunnen hell,
Ist auch Deinem Kind zur Stunde
Aufgethan des Lichtes Quell."
Wunderkräftig fließt noch heute
Der Odilienbrunnen fort;
Fernher kommen Pilgersleute,
Stärken sich die Augen dort.

Damit die Kranken ihre Hülfe näher hätten, baute sie unten am Waldbach im Thal das Hospital Niedermünster und blieb rastlose Pflegerin oben und unten; als ihre Stunde kam, schwebte ein Engel mit Kelch und Hostienschale herab zu ihr und nachdem er das heilige Mahl gespendet, schloß er ihr sanft die Augen. Ein reicher Kranz von Legenden windet sich um das Frauenkloster auf dem Ottilienberg. Mit welch rührend einfacher Symbolik Uhland die Legende ausgestattet und in Verbindung mit seiner Handlung gebracht hat, wird Jeder fühlen.

Der Schwank vom Grafen von Abensberg
(V. 1655 bis 1671),

den Werner so wirksam zu verwenden weiß, war eine sehr beliebte Erzählung, auf die vielfach bis in unsre Zeit hinein angespielt wird. Die letzte schöne Anwendung auf sich selbst hat wohl Goethe gemacht in dem Gedicht: Die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwiedern (Ausgabe 1828, IV. S. 134):

Sah gemahlt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vier und zwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohl gelitten,
Derb und kräftig, hold und schicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Wir haben die Quelle des Schwankes nicht auffinden können. Im Parcival (227, 7 bis 16) kommt der Anger von Abenberch vor, auf dem viel turnirt wurde; ebenso werden im Lohengrin (Str. 30) 8 Gräfinnen, Töchter des Grafen von Abenberc genannt. Der fränkische, noch jetzt ohne s geschriebene Name kann hier nicht gemeint sein, sondern das Abensberg in Niederbayern, in Urkunden Aventinum genannt und Heimath des Geschichtschreibers J. Thurmayr, der daher Aventinus heißt. Das Städtchen liegt am Flüßchen Abens, etwa 1 Stunde oberhalb seiner Mündung (auf dem rechten Donauufer n. n. w. und 5½ M. von Landshut). „An den Ringmauern um die Stadt sind 32 runde, 8 viereckige Thürme und 3 Thore, zum Andenken des ersten Grafen von Abensberg, Babo, der mit seinen 3 Gemahlinnen 32 Söhne (bei Uhland 33, weil noch der gesetzliche Knecht dabei war) und 8 Töchter erzeugt hatte." (So versichert J. Hazzi, Topographie des Herzogthums

Bayern 1801.) Trotz der Schreibung Abenberch in Lohengrin und Parcival scheint demnach doch ein Zusammenhang mit dem Grafen in unsrer Erzählung statt zu finden; welche Annahme auch dadurch einen weiteren Halt bekäme, daß das Städtchen und Pflegegericht Abensberg später dem Ritterorden des heiligen Georg zugetheilt wurde, der gegen die Türken gestiftet von Kaiser Friedrich III., von dem Kurfürsten Karl Albrecht, späterem Kaiser Karl VII., 1723 erneuert wurde. Das Geschlecht der berühmten Grafen und Herren von Abensberg stammte von dem der Grafen von Scheyern. Babo war der Sohn Berchtholds von Bayern, der, von Otto I. belehnt, 938 bis 948 Bayern inne hatte. Unter dem König Heinrich könnte also in der Erzählung nur Heinrich II. verstanden sein, der ja auch, wie die Chronisten erzählen, die Jagd liebte und öfters in Regensburg verweilte. Es wäre das um so zutreffender, weil der Erzähler und die Hörer die Begebenheit noch in frischem Gedächtniß hätten. Bemerkenswerth ist, daß auch das persische Heldenbuch in der Episode: Rostem und Suhrab, eines Helden Guders erwähnt, der mit seinen 80 Söhnen an den Hof des Schahs Keikawus reitet.

Burkhard,

(B. 1488),

von dem Mangold seine Ansprüche auf die Herzogswürde ableitet, war der erste seines Namens und überhaupt der erste Herzog von Alemannien und regierte von 919 bis 926. Er hatte sich schon unter Konrad I. zum Herzog gemacht, wurde aber erst durch Unterwerfung unter Heinrich I. seiner Würde sicher. Er starb durch Meuchelmord auf einem Zuge nach Italien, als er von Mailand nach Ivrea ritt (Stälin I., S. 429 ff.). Mangold, den Uhland als Grafen von Veringen bezeichnet, gehörte zu dem mit den Veringen verwandten Hause der Grafen von Nellenburg; er war der dritte seines Namens und seine Verwandtschaft mit Burkhard gründete sich darauf, daß die Tochter Eberhards I., Grafen im Zürichgau, des Stammvaters der Grafen von Nellenburg, die Gattin jenes Burkhards war. Der einzige Graf Mangold von Veringen, den wir kennen, starb 1104; er war ein jüngerer Bruder des öfter erwähnten Chronisten, Hermanns des Contracten, der ihn auf's Sorgfältigste unterrichtete, und wird wegen seiner Sittenreinheit gepriesen (Stälin I., S. 552).

Laokoon.

(V. 1811 bis 1816.)

In der lebendigen Schilderung, die Adalbert von dem Kampfe Werners giebt, finden wir den fruchtlosen Kampf des trojanischen Neptunpriesters Laokoon und seiner Söhne gegen die Seedrachen wieder, die Minerva sandte zur Strafe für die frevelhafte Verletzung des von den Griechen ihr geweihten hölzernen Pferdes. Virgils meisterhafte Schilderung, in der Aeneide II., V. 203 bis 227 (vgl. die freie Uebertragung von Schiller, Str. 34 bis 39) und das herrliche Sculpturwerk, die Laokoonsgruppe, die in den Bädern des Titus gefunden, die Sammlung des Vaticans schmückt, haben diese tragische Begebenheit uns nahe gebracht.

Herzog Adalbert von Kärnthen

(V. 918 ff. u. 263 ff.),

wurde erst im Jahre 1035 zu Bamberg, auf Pfingsten, wegen Majestätsverbrechens verurtheilt und seines Herzogthums entsetzt. Uhl. V. 918 ff. richtet sich nach Wipo, der die Aechtung des Herzogs, nachdem er vom Kaiser besiegt war, in's Jahr 1027 versetzt und von ihm sagt: er ging mit seinen Söhnen in die Verbannung und sein Herzogthum empfing Konrad (nicht Mangold). Der Hergang der Sache, den wir aus dem Briefe eines jungen Geistlichen an den Bischof Azecho von Worms genau kennen (s. Giesebr. 271 ff.), ist von ungewöhnlichem Interesse, weil er der einzige ist, bei dem wir Konrad in höchster Leidenschaft und außer aller Fassung sehen. „Man erzählt," schreibt der Geistliche, „daß der Kaiser die Markgrafen und andere Fürsten, die gerade am Hofe waren, berief und ihnen gebot, Adalbero sein Herzogthum und seine Mark durch richterlichen Spruch zu entziehen. Die Fürsten urtheilten jedoch, ohne die Gegenwart und Zustimmung des jungen Königs Heinrich könne dies nicht geschehen. Hierauf ließ der Kaiser seinen Sohn rufen, stellte ihm Adalbero's Unrecht vor und verlangte die dem Verbrechen gebührende Bestrafung des Herzogs; er bestand darauf, daß der Kärnthner das Herzogthum verlieren müsse. Aber der junge König erklärte, eingedenk eines früher mit dem Herzog geschlossenen Vertrages, unter den höchsten Betheuerungen seiner Ergebenheit und Treue dem Vater, daß er dazu seine Hand niemals bieten könne und dürfe, und blieb hartnäckig bei dieser Erklärung. Lange wurde die Sache verhandelt. Ermahnungen, Drohungen, Bitten des Vaters führten zu nichts; der junge König blieb hartnäckig bei seiner Meinung. Endlich sank der

Kaiser, sich erhitzend und im tiefsten Herzen durch den Widerstand seines Sohnes verwundet, vor Aller Angesicht ohnmächtig zur Erde hin; sprachlos, mit geschlossenen Augen, wie von Sinnen wurde er aufgehoben und man brachte ihn zu Bett. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich und ließ alsbald wiederum seinen Sohn und die Fürsten rufen. Auf das Tiefste demüthigte er sich vor ihnen, seiner kaiserlichen Majestät vergessend; unter Thränen warf er sich vor seinem Sohne auf die Kniee und beschwor ihn, seines Vaters zu gedenken, den Triumph ihrer beiderseitigen Feinde nicht zu vermehren, nicht dem Reiche den größten Schimpf und sich selbst ewige Schande zu bereiten, indem er sich von seinem Vater lossage. Da wurde endlich der junge König durch die Thränen des Vaters gerührt, ging in sich und ergab sich in das Gebot und den Willen des Kaisers. Er erklärte, daß er durch einen Schwur, den er früher Adalbero geleistet, gebunden gewesen sei, und daß sein Erzieher, der Bischof Engelbert von Freysingen, ihn zu diesem Schwur bewogen habe. Hocherzürnt fragte der Kaiser den Bischof, ob dem so wäre. Dieser verhehlte es nicht und suchte sich damit zu rechtfertigen, daß er den Schwur nur veranlaßt habe, um Adalbero dem Könige treu zu erhalten, der Schwur selbst überdies nichts anderes enthalten habe, als was sich ohnehin verstanden hätte, daß nämlich der Herzog ohne Urtheil und Recht keinen Schaden an Hab und Gut erleiden solle. Aber der König hörte wenig auf solche Entschuldigungen, fuhr mit der größten Heftigkeit auf den Bischof los und wies ihn aus der Thüre; unter einer Fluth von Schmähreden zog sich der Bischof schambedeckt zurück. Hierauf kehrte der Kaiser zum Fürstengericht zurück, welches Herzogthum und Mark dem Kärnthner absprach."

Der Graf Welf,

den Uhland (V. 917) als des Reichs verwiesen mit Adalbert erwähnt, ging schon 1027 seiner Lehen verlustig. Der Kaiser verfügte, als er kaum von Italien auf bayerischem Boden angelangt war, über dessen Grafschaft im Innthale zu Gunsten des Bisthums Brixen. Als darauf Welf zu Ulm sich unterwarf, wurde er einige Zeit in Haft gehalten. S. Giesebr. II., S. 238 f.

Sprachliches.

Wir haben schon oben im Allgemeinen die körnige, plastische Sprache des Dichters hervorgehoben, die als eine gesunde Frucht der Harmonie des Kopfes mit dem Herzen seine Dichtungen und prosaischen Arbeiten auszeichnet. Wir geben hier als Beispiel die zwei köstlichen Stellen (Vers 843 ff.):

„Und wie nun harrend all' die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm."

(V. 48 ff.):

„Drei Jahre sitzt er auf dem Giebchenstein
Und horchet auf der Saale Wellenschlag,
Die unter seinem Gitter rauscht entlang."

In dem Drama, so wie in den mit ihm verwandten Rhapsodieen finden wir diesen Charakter der Sprache noch schärfer ausgeprägt, weil es hier galt, der Seele des Mittelalters, die uns durch den Zauber der Kunst erscheinen soll, auch das eigenthümliche Gewand zu leihen. Er hat dies mit einem Verständniß gethan, das uns die Kunst ganz vergessen läßt und uns wie wirkliches Leben entgegentritt; zugleich hat sein feiner Sinn Alles zu vermeiden gewußt, was dem Gefühl und der Bildung der Gegenwart unklar, unschön, gewaltsam lauten könnte; wo hier und da ein ungewöhnlich derber Ausdruck gebraucht wird, entspricht er vollkommen der Person, aus deren Mund wir ihn vernehmen, und der Lage, in der sie sich befindet, und hat dadurch volle Berechtigung. Wir erinnern nur an das: „unter Flüchen krachet mein Genick" (V. 543) und: „Schlag mir den Schädel ein!" (V. 1840). Zu dieser kernhaften Sprache eignet sich auch

besonders der männliche Versschluß, dessen sich der Dichter fast ausschließlich bedient. In weiterem Sinne dürfen wir hierzu auch das symbolisirende Durchklingen der Volkssage vom Herzog Ernst und überhaupt die mit Vorliebe gemachte Anwendung volksthümlich gewordner Bilder und Redensarten rechnen. Der erste Anklang an die Volkssage findet sich schon in der ersten Scene beim Erscheinen Ernsts (V. 185 ff.):

> Gisela: Bist Du's, mein Ernst? wie hager, o wie bleich.
> Hermann: Das Reisen durch die Nacht hat ihn verstört.
> Ernst: Wohl war es eine lange, bange Nacht.
> Gisela: Die braunen Locken sind ihm halb ergraut.
> Ernst: Das ist der Reif von jener kalten Nacht.

Voller tönt sie dann im dritten Aufzug (V. 1047—1081), wo sie von Gisela in ihren Hauptzügen zum Gleichniß verwandt wird. In demselben Sinne wird die Sage vom Odilienbrunnen und der Schwank vom Abensberger eingeflochten. Als Beispiel einfacher Symbolik diene Vers 1340 f.: „Die Eiche, die ihm sollte Schutz verleihen, hat auf sein Haupt den Wetterstrahl gelenkt."

Wenn wir hier nun zum Schluße noch einige auffallendere Ausdrücke und Wendungen anführen, so sollen sie nur als Andeutungen für den Lehrer gelten; eine ausführliche Behandlung verbietet der Raum, kann aber auch füglich dem eigenen Ermessen desjenigen, der die Lektüre leitet, überlassen bleiben. Um Raum zu gewinnen, werden wir die Ausdrücke, die entweder alterthümlich sind oder nur im dichterischen Gebrauch vorkommen, mit alt und dicht. bezeichnen. Einzelne, oben übersehene sachliche Erläuterungen fügen wir an ihrer Stelle ein und geben zugleich zur erleichterten Benutzung der historischen und sachlichen Auseinandersetzung den Hinweis auf die betreffenden Stellen unsrer Abhandlung. Die Zahlen bedeuten die Verszeilen.

Wir schicken zum Auffinden der Zahlen eine Uebersicht derselben voraus, wie sie sich auf die Akte und Scenen vertheilen.

Akt I. Sc. 1. V. 1—226. Sc. 2. V. 227—544.
„ II. „ 1. V. 545—965.
„ III. „ 1. V. 966—1336.
„ IV. „ 1. V. 1337—1463. Sc. 2. V. 1464—1571. Sc. 3. V. 1572—1704.
„ V. „ 1. V. 1705—1988.

14. ob deinem Haupt alt s. V. 841, 881 und 1707, noch jetzt in Obacht, Obhut, Obmann; obsiegen. 16. Bischof Bruno s. S. 42. 45. Herzogsfahne s. S. 84 f. 48. Giebchenstein s. S. 40. 60. Blutsverwandten s. d. Tabelle S. 31. 95. nach Herzog Ernsts unselgem Tod s. S. 33 f.

107. Vogt, Schirmvogt V. 407 (vocatus) = Richter und Schirmherr. 110. die Jugend Hermanns s. S. 42. 121. der Kinder Fehle, alt und dicht. 126. Vermittlerin s. S. 37. 135. Kempten s. S. 38. 163. gelobe mir s. S. 42. 186. verstört, d. i. durch Störung aus der festen Stimmung gebracht. 190. Dir, dicht. zugleich für dich und durch dich. 209. f. äußerst wirksamer Vergleich. 213. f. Hermanns Zug s. S. 48. 229. Gespenst von spannen = verlocken, täuschen; Erscheinung Verstorbner s. V. 605 f.; bei den Alten: Schemen, auch die Lemure. 234. an des erkrankten Kanzlers Statt; hier ist wohl Wipo gemeint, der ausdrücklich von öfterem Unwohlsein spricht. 257. Tag zu Ulm s. S. 39 Tag im gerichtlichen Sinne = Frist; daher tagen = zur bestimmten Zeit verhandeln, und Tagsatzung 1) der Zeitpunkt der Verhandlung, 2) die Versammlung der Verhandelnden selbst; ebenso Bundestag; das alte Tageding, von dem unser vertheidigen kommt. 258. von Einem weichen d. i. ihn verlassen, ihm Dienst und Schutz versagen; so 385. von Einem treten; und 383. das Gegentheil: zu Einem halten; 423 an Einem h. 259. fodr' ich; die richtigere Form: fordern von forder (vorder), Komparativform von vor = weiter vorwärts gehen, wie fördern = vorwärts bringen; dann verlangen, heischen (451). 262 f. in Kärnthen, auf dem Siegesfeld s. S. 41. 277. nun als Konjunktion der Zeit gebraucht mit Auslassung von da, wie es jetzt ganz gewöhnlich ist, nach während, indem, bis &c., sogar auch trotzdem die Konj. daß wegzulassen und jene Adverbien und Präpositionen dadurch zu Konjunkt. zu erheben. 281. Schilderung der goldnen Zeit; vgl. Goethe's Tasso II., 1. 286. f. Christliche Symbolik zwischen der heidnischen. 297. nicht von gestern, volksthümlich, s. 1130. 299. dem Herzog wurmt es, volksthümlich; der Dat. richtiger, als der auch gebräuchliche Akk. = es plagt ihn, wie der Wurm. 300. Vertrauen sog er . . ein; von bösen wie von guten Regungen gebraucht; das Bild rührt wohl zunächst von dem Geschäfte der ersten Ernährung des Kindes; wohl mag auch das andre Bild von den Bienen und dem Schmetterling einwirken, die aus den Blumen Nahrung saugen; so Rückert: „geh', Schmetterling der Liebe, sauge aus jeder Blume süßen Schmerz." 322. Pergamen von der Stadt Pergamum in Kleinasien, wo zuerst dies Schreibmaterial bereitet worden ist; die richtigere Form für das gewöhnliche Pergament; Goethe im Faust hat beide Formen: „Das Pergament ist das der Bronnen," und: „entrollst du gar ein würdig Pergamen." Die älteren Handschriften sind auf Pergament geschrieben; bei Urkunden gebraucht man es bis heute noch. 328. Erlauchte illustres, hier allgemeiner Titel für Fürsten s. 947, 1143. 328 f. Eurer Gegenwart

seid bedankt, dicht. Genitiv statt des gewöhnlichen: für Eure G. 331. verhoffen alt, nur noch in einzelnen Redensarten gebraucht z. B. wider Verhoffen. 332. die Treue im staatsrechtlichen Sinne. 343. uns zu befrieden mit ꝛc. alt, im staatsrechtlichen Sinne: einen Vergleich schließen; hier nicht im eigentlichen Sinne, da ja Ernst keinen Anspruch zu machen hatte, sondern: ihn in des Reichs Frieden wieder aufnehmen und in seine Rechte einsetzen. 346. auserkiest, schwache Nebenform der gewöhnlichen starken auserkoren. Stamm: kiesen = empfinden, wie noch in dem abgeleiteten kosten, untersuchen, wählen. Bei feierlichen Formeln findet man abwechselnd erküret oder erkieset und erwählet zusammen. Die schwache Form erkieset ist weder im Alt- noch Mittelhochdeutschen nachweisbar; 847. küren. 347. Fahnenlehen s. S. 85 f. 351 ff. Burgund s. S. 40. 356. die Abkommniß alt = das Abkommen. 357. Euch zu beruhigen bei = Euch zufrieden geben mit. 361. es geliebt Euch, alt = es beliebt Euch, es ist Euch genehm. 371. Vordertreffen s. S. 84 f., 373. Zugehörden, alt; jetzt als Subst. nur noch: das Zubehör. 377. Gedoppeltes, alt. 381. zu Deinen Gegnern hielt s. V. 258; ebenso 383. von Dir getreten. 389. sich drin betreten läßt = antreffen, finden, ertappen, immer im schlimmen Sinne; auch auf oder bei etwas. 391. es geht mir furchtbar auf, nämlich ein Licht = es tagt mir, es wird mir klar; das gewöhnliche Bild: Sonne, Tag = Wahrheit, Erkenntniß; Nacht = Irrthum, Unkenntniß. 398. Ulm s. V. 257. 416. Kiburg s. S. 40. 423. an mir gehalten s. V. 258. 428. mit großen Dingen trägt sich d. M.; gewöhnlicher Ausdruck, von der Thätigkeit der Natur beim Entstehen des sichtbaren Lebens auf die schöpferische Kraft des geistigen übertragen, meist bei auffallenden, gefährlichen Plänen; auch die bezüglichen Adjectiven werden so im uneigentlichen Sinne angewendet, wie überhaupt das ganze reiche Gebiet in allen seinen Theilen. 433. Meuterer s. 1190. von Meute, einem aus dem Lateinischen stammenden Worte, das erst Aufstand bedeutend, in die Jägersprache kam als: Koppel Hunde; dann in seinen abgeleiteten Formen von da wieder als sinnlicherer Ausdruck übertragen wurde auf Verbindungen zu gewaltsamer That; so Meuterer und Meuterei; das umgarnen beweist noch das zu Grunde liegende Bild. 442. Misiko s. S. 48 f. 445. den Zorn zu sühnen, prägnante Verschmelzung zweier Begriffe: die Schuld zu sühnen und dadurch den Zorn zu besänftigen. 446. anerbot, nur als Subst. gebräuchlich. 451. heischen = gebietrisch fordern s. V. 259. 465. des Kerkers bist Du ledig, vgl. Bürger's Lenore: des Leibes bist Du ledig, Gott sei der Seele gnädig! 468. hängt es über Dir, Acht und Bann unter dem

Bilde des Gewitters, des Blitzstrahls, daher Bannstrahl (V. 479); zunächst dem heidnischen Alterthum entnommen (s. V. 479 ff.), doch auch in Beziehung mit der geglaubten Wirkung; daher in den Bannformeln: das höllische Feuer verzehre Dich rc. 470. f. Dich des Schwurs erinnern. in der faktitiven Bedeutung nur dichterisch mit dem Genitiv verbunden. 1109. Dich gemahn' ich Deines Eid's. 476. f. der heil. Gallus rc. s. S. 39. 478. erseufzten Eurem Drang, Dativ, dicht. st. unter oder vor E. Dr. 482. deß warnet Euch, dicht. für: daran erinnernd warnet Euch. 491. Treue hielt, bewahrte, so: Farbe halten s. V. 258. 495. Dem Hermann rc. s. S. 42. 505. eigen Gut Allod. 506. männiglich, alt = Jeder, Dativ. 516. sämmtlicher des Reichs Bischöfe, alt, die Bestimmung zwischen den regierenden Wörtern. 527. was Du wachest rc., dicht. = all Dein Wachen rc. Die Acht- und Bannformeln sind vortreffliche Beispiele poetischer Umschreibung, die so außerordentlich wirksam ist; dazu gehört auch die Anwendung der Synonymen (schlummerst oder schläffst, verworfen und zertreten, vertilgt und ausgelöscht rc.). 541. hin fahr' ich, fahren = ziehen, im Mittelalter gewöhnlich, mit der Bedeutung des Flüchtigen, Unstäten in dem Subst. die Fahrenden, hier im schlimmsten Sinn: in's Verderben, wie zur Hölle fahren. 543. Genick, gerade hier ungleich bezeichnender als Nacken, weil in ihm die Grundbedeutung mehr hervortritt und uns hier die sinnliche Wirkung malt. 551. aufgescheuchtes Wild, die häufigen aus dem Jagdleben genommenen Bilder tragen besonders den Charakter jener Zeit, in der der Tod als Jäger am liebsten gedacht wurde, s. V. 433. 553. zween, die vollen Formen: zween, zwo, zwei noch durchgehends bei Uhl. 559. Der Dichter denkt sich die Beiden von einer der Zusammenkünfte der rebellischen Großen von Burgund, von denen die Geschichte häufig berichtet, aus Basel kommen; Hugo hat sein Vermittleramt dort geübt. 577. jüngst s. S. 41. 585. wechselte der Wind, volksthümlich. 586. gehabt Euch wohl = haltet Euch gut, nur in der Grußform noch gebräuchlich, selten das Subst.: das Gehaben = Benehmen, hier und da das Adject.: gehäbig ohne ein Adv. = wohlhäbig, auch behäbig. 600. die Fackel rc. vergl. Schiller's Glocke. 605. f. s. V. 229. Die Kreuzwege galten dem Aberglauben als Zusammenkunftsorte böser Geister; spukt, ob von spähen, lauern, wie das latein. Wort für Gespenst von einem solchen Verb kommt? oder zusammenhängend mit dem engl. puck, Kobold, Teufel? 613. zur bösen Stunde, nicht bloß figürlich, sondern im Sinne des Volksaberglaubens. 620 ff. die ganze Rede, den gewaltigen Sturm des leidenschaftlich bewegten Herzens meisterhaft bezeichnend; man wird an Cornelius er-

innert und an seine Zeichnungen zu den Nibelungen. 631. auch Du bist ehrlos, herzogliches Schwert; wie meine Person. 636 ff. die Geächteten wurden wie Pestkranke gemieden. 649. kreuzte sich für bekreuzte sich, d. h. bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, um den Bösen und das Böse für sich unschädlich zu machen. 651. des Thurmes Kranz = der Altan. 654. bräuend, alt. 658. drei feste Burgen s. S. 39. 663. f. hat sie — ob ihr, rascher Wechsel directer und indirecter Frage. 679. Ottilienberg s. S. 86 ff. 682. Zelter s. 1232, Paßgänger, Prachtpferd, wie es bei Hofe und von Damen gebraucht wurde. 709. sie der Balsam war, Metonymie, ihre Liebe war der Balsam, oder: sie hatte den Balsam. 710. erquickte, Indik., sie hat mich als Gefangnen durch die Gewißheit ihrer Liebe erquickt, sie hätte auch &c. 714. herberglos, im höchsten und eigentlichsten Sinne: ohne eine Stelle, wo ich geborgen bin. 717. Heb' Dich weg, Anspielung auf den Satan, der durch die Luft kommt und schwindet. 719. Mördern kampfgerecht, im Gegensatz zu 631 f. 723. geborgen, mit Anspielung auf 714 herberglos. 725. Metonymie, wie 709. 734. Falkenjagd, d. i. mit Falken, gehört zum mittelalterlichen Gepräge. Bilder der Jagd ziehen sich durch die ganze Redeweise, so 738. zähmt; 746. lief nach Deinen Fährten, edles Wild; die Fährte = die Spur, wo das Wild gefahren; Werner vergleicht sich selbst mit dem Spürhund, der die Fährte wittert (928), d. h. am Geruch erkennt. 752. Wetterschein = Blitz s. V. 1470. 763. gerettet Heiligthum, wie Aeneas die Penaten aus dem brennenden Troja mitnahm; wenn die Schutzgötter gerettet waren, konnte man überall eine neue Heimath gründen. 766. wunderthätig Bild, Anspielung auf die schöne Sitte des Mittelalters, Muttergottesbilder oder Crucifixe in einsamen, keiner Kapelle benachbarten Waldungen für die Wanderer an besonders hervorragenden Bäumen anzubringen, wohl zuerst aus Akkomodation hervorgegangen, indem man dem Glauben an heilig verehrte Bäume dadurch einen christlichen Gehalt unterschob. 770 f. Sterndeuterei fand zu allen Zeiten Anhänger. 783. Botschaft, das Aufgebot an die Fürsten zur Wahl. 795. Hub- und Haingericht, Hube = Hufe, Acker; Markgeding, Verhandlung wegen der Grenzen. Das Esch und der Esch, von essen, das bezäunte Saatfeld, die Gemeindeflur. 799. Maienfeld, Maifeld, früher Märzfeld = Ort des Reichstags und der Reichstag selbst. 822. mählig scheint richtiger mit ch zu schreiben, = gemächlich, wie allmählich = allgemächlich. 828. Kunrabe, alt, = kühn im Rath. 836. fürder, alt. 867. Reichskleinode, deutscher Plural statt des nach latein. Analogie (z. B. Gymnasien &c.) gebildeten Kleinodien; von od = Gut. 877. f. Worte

des weihenden Erzbischofs. 885. Dazumal, alt. 890. s. S. 34. 894. prächtiges Bild, wie das Titelkupfer zu Förster's Sängerfahrt, einem Almanach der Romantiker. 899. Jacht, ein Schnellsegler, Postschiff, auch Lustschiff. 911. ihn verlangt, dicht. 915. s. S. 37. 917. s. S. 38. 918. s. S. 41. 924. Mann, gewöhnl. Manne oder Dienstmann. 934. gesaugt, gewöhnl. die starke Form. 661. Koller, das, collare, Halsbekleidung, der Harnisch, der sich an den Hals anschließt. 972. Sitte des Mittelalters. 974. behellige, d. i. ermüde, belästige, von dem mittelhochdeutschen Adj. hellig, d. i. matt, das noch Hans Sachs gebraucht, z. B. in St. Peter und die Geis: ganz hellig; dialektisch in der Umgegend von Frankfurt: hahl. 981. wanke dem Vertrag, Dat. dicht. statt in dem Vertrag. 983. am andern Theil, alt, statt: auf der andern Seite, oder: bei der andern Partei der Gegner. 986. hütet, ohne Obj., wacht darüber, sorgt dafür. 997. Eurem Sohne frommen, gewöhnl. unpersönlich es frommt mir. 1001. s. S. 48. 1015. so seligem Empfang, dicht. für zu s. s. E. 1030. s. S. 43 ff. 1067. Magnetberg im Lebermeer; letzteres, das in vielen Sagen vorkommt, beschreibt zuerst ein jüdischer Kaufmann, Benjamin von Tudela, in seinen Reisen (1159—1173); in ihm sitzen die Schiffe wie in einer geronnenen Masse; alle Umstände werden, wie in dem Volksbuch, erzählt (s. Gödeke: Reinfrit von Braunschweig S. 107 f.). 1108. langt ihr ab, alt. 1116. Stabat mater dolorosa, Anspielung auf die ergreifende Kirchenhymne. 1120. Pilger, auch Pilgrim, aus dem Latein. peregrinus, Fremder, ital. pellegrino, in der längeren Form im Namen des Erzbischofs von Cöln Piligrin, der von Wipo Pilegrin, von andern Chronisten schon Pilegrim geschrieben wird, in unsern Eigennamen als Pilgram ꝛc. vorkommt. Im Mittelalter bedeutete es vorzugsweise die nach Rom, Palästina oder andern Gnadenorten Wallfahrenden, die man an der Kleidung erkannte (die Muschel zum Wasserschöpfen auf dem Hut als Zeichen der Armuth ꝛc.). Pilgerfahrt, 1130 u. 1377, auch Pilgerschaft 1395, Wallfahrt, wie der Pilger auch Waller heißt, vom mittelhochd. wel rund, also der sich rundum, umhertreibt. 1137. Hindin, auch Hinde („er rannt auf eine Hinde." Uhl. im Schenk von Limburg), das Weibchen des Hirsches und Rehes. 1139. dem heiligen Hubert. Die Legende macht diesen leidenschaftlichen Jäger zum Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne, zur Zeit des großen Majordomus Pippins von Herstal. Als er einst, erzählt sie, am Charfreitag im Ardennerwald jagte, wurde er durch die Erscheinung eines Hirsches, der ein leuchtendes Crucifix zwischen dem Geweih auf dem Haupte trug und zu ihm warnend redete, vom wilden Leben bekehrt. Geistlicher

geworden, folgte er seinem Lehrer Lambert als Bischof von Lüttich nach und starb hochverehrt im Jahr 723. Die Benedictinerabtei Andain, St. Hubert in den Ardennen genannt, wo das Wunder geschah, bewahrt seinen Leichnam. 1144. strich, Jägerausdruck. 1154. die Lust büßen, dadurch, daß man ihr folgt, sich Schmerz bereiten und Schuld auf sich laden. 1174. s. S. 33. 1183. nach Sanct Georgen, Kloster nämlich. St. Georg war der besondere Schutzpatron der Kreuzritter. Er, der erste christliche Fürst in Kappadocien, zur Zeit der diocletianischen Christenverfolgung, tödtete den Drachen, der die Königstochter Aja verschlingen wollte, und litt den Tod des Märtyrers. Er galt als Symbol des die Kirche schützenden Ritterthums (s. die Bemerkung über Abensberg); es gab in allen Ländern Ritterverbindungen unter seinem Patronate. 1200. Siedelei, Sitz, mittelhochdeutsch Sedel, hier Einsiedelei, Klause. 1205. der Glaube, daß die Todten nicht Ruhe fänden, bis ihr letzter Wunsch erfüllt sei, auch 1405. 1215 ff. s. S. 34. Dem Wunsch der Räthe und Vasallen muß sie als Fürstin nachgeben. 1269 ff. s. S. 50. f. 1289 ff. die Wiederholung des „und siehst" (Polysyndeton) malt wirksam die beredte Sprache des verwundeten Herzens. 1309. läge nicht der Eid vor meinem Mund, wie eine Binde, wie ein Schloß. 1332. Anspielung auf Christus, dem er nachahmt. 1337 bis 1356. Er schläft in meinem Schooß. Diejenigen, welche den schlafenden Ernst im Schooße Werners und dessen Monolog als zu sentimental für das Drama verwerfen, werden doch wenigstens eingestehen müssen, daß dieser Gegensatz von wilder Männlichkeit und mädchenhafter Innigkeit ein Charakterzug des Mittelalters ist, wie wir aus dessen eignen Zeugnissen ihn leuchten sehen. Gerade in der Lage der Beiden erscheint er uns wie himmlische Glorie, der die folgenden Worte Abalberts: „Ha, wie er dem Vater gleicht, als der Erblaßte mir im Arme lag!" zur dunklen Folie dienen. Dabei klingt die schöne Sage an vom Grafen Eberhard im Bart, der sich des Kleinods rühmt,

— „daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt darf kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß."

1361. Ironie des Schmerzes. 1363. in die Runzeln, in das runzelvolle Gesicht. 1372. s. die Bemerkung über Acht. 1392. beutst, alt. 1413. Panier, Nebenform von Banner. 1419. Schärpe, aus écharpe, altfranz. und dieß aus spät-althochd. scharpe, scherbe; weder mit unserm jetzigen scharf, noch Scherbe testula zusammenhängend; die dem Pilger um den Hals hängende Tasche, die Binde des Kriegers. 1418 ff. s. S. 48. 1413. Mal, Kennzeichen, wie Brandmal, Muttermal. 1427. Hinauf gen

Susa, aus der lombardischen Ebene in das höher gelegene S. 1429. Seuche mit dem Melthau verglichen, wie man den schädlichen Stoff auf Pflanzen nennt, weil man glaubte, daß er als Thau aus der Luft komme; Melthau = Honigthau, Lufthonig. 1431. in Schwaben hingemäht, in Haufen, der Tod als Schnitter. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" (altes Volkslied); der Sensenmann, vergl. die Symbolik im Monolog Ernsts 1572 ff. 1440 ff. auch Hermann in der Todesstunde verklärt durch seine Treue. 1444. beschämt, in Bezug auf 1425. 1449. gezehntet statt des fremden decimirt, zugleich mit der lehensrechtlichen Bedeutung, daß dem Herrn der Zehnte gebührt. 1488. fault im Munde Warins und bei solcher Lage nicht anstößig. 1460 ff. bitterste Ironie des Schmerzes, wie 1756 ff. 1469. schmälen, verringern, v. schmal, althochd. smal gering. 1470. vergl. 752. 1480 indeß als Konjunktion jetzt seltener als indem, während. Friedensstörer, gewöhnl. Friedensbrecher im staatsrechtlichen Sinn. 1488. s. S. 89 f. 1489. Herzogswürde trug, wie Krone tragen. 1495. zertretenen Wappenschild, vergl. 514. 1518. der Dichter erkennt nur den Adel an, der auch Seelenadel ist. 1519. fließt das Recht, das Bild der Quelle in diesem Gedankenkreise häufig. 1532. sonder alt für ohne. 1533. gieb sie heim, woher sie rühren, vergl. 504. 1538. trägt, wie der Acker. 1551. hab ich nichts mit dir, volksthümlich. 1557. Schranzen, Schmeichler, Fresser, die listig nur auf äußeren Vortheil ausgehen. 1565. ich bin geschleudert, wie der Stein. 1580. Föhren, Kiefern. 1596. auch 1708 ff. s. die Schilderung des Kaisers S. 34 f. 1597. Entscheid ältere Form, wie Bescheid noch jetzt gewöhnlich. 1603. stehn prägnant, sind wir unverletzt, „und wer steht, daß er nicht falle" (Goethe). 1608. zernichten bildlicher als vern. 1609. erharrt sehnlichst auf uns harrt, ausdauert im Harren. 1628. Brünne, im Mittelhochdeutschen Brustharnisch. 1630. Sturmhut, wie 1626. Sturmhaube, Helm. 1648. Kriegsknecht, kann sich wohl nur auf seinen Zustand während der Acht und überhaupt auf die äußere Erscheinung (1652) beziehen. 1657. s. S. 88 f. 1662. Reisigen, von Reise = Kriegsfahrt. 1713. s. S. 48 f. 1735. die Schwerter stehn im Saft, Bild vom Baum, sie gewinnen das, was sie brauchen, um Frucht zu tragen; nicht ganz zutreffend. 1736. es kämpft sich, passiv. 1751. Strauß, Streit, wie der Strauß = Büschel, von einem althochdeutschen Verb kommend, das sich spreizen, aufbauschen bedeutet. 1762. Körner's Schwertlied. 1764. Die Ritterdevise: „Ich dien'" ist bekannt, bezeichnend den ächten Ritterdienst, der ein Minnedienst ist. Sie bilden die Devise im Wappen des Prinzen von Wales, des englischen Thronfolgers. Ursprünglich sollen sie wallisisch sein und eigentlich Eich Dyn

gelautet haben. Die Sage erzählt: Die Walliser erklärten dem König Eduard I., sie würden nur einem Statthalter Folge leisten, der ein Prinz ihrer eignen Nation sei. Sofort ließ der König heimlich mitten im Winter seine Gemahlin Eleonore nach Caernarvon-Castle bringen und dort gebar sie einen Prinzen. Den alsbald zusammenberufenen Großen legte sodann Eduard die Frage vor, ob sie sich einem in ihrem Lande geborenen Prinzen, der kein Wort englisch sprechen könnte, unterwerfen wollten. Als sie dies freudig und erstaunt bejahten, rief er, ihnen den eignen, eben geborenen Prinzen entgegen haltend, in gebrochenem Wälisch aus: „Eich Dyn," das ist Euer Mann." Noch zeigt man in Caernarvon das gewölbte Zimmer, in welchem der erste Prinz von Wales geboren wurde. s. Daniel: Geographie II. S. 688 u. 623. 1775. Kraft und Glut, Mark des Körpers und der Seele. 1784 f. sind das selbständige Wesen oder willenlose Wellen? 1786. seht mir, theilnahmsvoll. 1792. zerspellt alt für zerspalten. 1800. herrliches Bild. 1804. holen aus, Fechterausdruck. 1809. Segelbaum, Mast, vielleicht auch anspielend auf das Mailänder Banner, das carroccio, das an ungeheurem Mast auf einem Wagen gefahren wurde. 1810. das Knaul etwas Ballartiges, dasselbe, was Klüngel provinziell. 1811 ff. s. S. 90. 1823. Recke, althochd. hrechio d. i. hrecchio mit h statt w; urspr. wrecchio; altsächs. wrekkio; wrehhi Adj. Isidor. mit goth. vrikan verfolgen und unserm rächen zusammenhängend; Verfolgter, Verbannter, dann Held. 1828. auch im Schahname (Episode des Rostem) ist von einem Lebenselixir die Rede, das den Tod bannt. 1834. gar, reif, zum Mähen. 1841. reißt's, der Lebensfaden. 1852. Schluft, die ursprüngliche Form von Schlucht. 1855. fürder, weiter. 1859. Volksglaube. 1860. Anspielung auf Kadmus und seine Drachensaat. 1875. Anspielung auf das, was er durch die Acht verloren. 1946. s. S. 48 f. 1953. s. S. 46. 1957. s. S. 46 f. 1985. hingeblutet ist, richtige Form, wenn auch selten, das Leben ist mit dem Blute geschwunden; anders das persönliche ich habe geblutet 2c. 1965. Folgezeit kräftige Wortbildung für das häufigere Nachwelt. 1970. singet und sagt, Anklang an das mittelalterliche Wesen der Rhapsoden und Minnesänger.

Quellen und Hülfsmittel.

Wiponis Vita Chuonradi II. Imp. ed. G. H. Pertz. Hannover. 1853. — Herimanni Contracti Chronicon in Monum. Germ. — Thietmari Chronicon in Monum. Germ. — Chr. Fr. Stälin: Württembergische Geschichte. I. Bd. 1841. — W. Gisebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Bd. II. 1858. — Martene: de antiquis ecclesiae ritibus 1788. — ab Andlern: Corpus constitutionum imperialium 1704. — Cherubini: Magnum bullarium romanum. 1727. — Mansi: Collectio Conciliorum. — Regino v. Prüm, de disciplina ecclesiae ed. Waschersleben. — J. Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer. 1828. — Vitriarii Institutiones juris publici, illustratae a I. Fr. Pfeffingero. 1725. — M. Haupt: Herzog Ernst in der Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bd. VII. 1849. — F. W. Genthe: Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Bd. I. 1841. S. 92 bis 134. Herzog Ernst, angeblich von Heinrich v. Veldeck. S. 135 bis 140 Herzog Ernst in Kaspar's von der Rön Heldenbuch. — L. F. Höfer: Zeitschrift für Archivkunde 2c. 2c. Bd. I. S. 327 ff. die Bann- und Verwünschungsformeln. — G. Liebert: Ludwig Uhland. 2. Ausg. 1862. — Dr. Wendt: Die dramatischen Dichtungen Uhland's in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen 2c. von L. Herrig. Bd. XV. S. 1 bis 16. — Achter Jahresbericht des hist. Vereins in Mittelfranken. Nürnberg. 1838. S. 31 bis 36. Abhandlung von Dr. Ad. Böttiger in Erlangen über Herzog Ernst und Roßstall. — Neunter Jahresbericht 2c. Nürnberg. 1839. S. 24 bis 31. Abhandlung von Herrn Bibliothekar Huscher in Ansbach über Herzog Ernst 2c. — Dr. theol. G. E. Steitz: Die Excommunication und ihr Mißbrauch in Allg. Kirchenzeitung. 1854. Nr. 25 ff. — Ersch und Gruber, Encyclopädie. Bd. XLV.

Ueber Uhland's

„Ludwig der Bayer."

Ueber Uhland's „Ludwig der Bayer."

Die Lösung
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
V. 2. B. 1892.

Die historische Grundlage des Drama's.

Die Geschichte Ludwigs des Bayers bietet nicht das erhebende Bild deutscher Größe und Macht, wie die Konrads II. „Wir sehen den deutschen Kaiser, wie Weech sagt S. 1, nicht an der Spitze der christlichen Welt, wie er die Zwiste der Könige schlichtet und der Kirche Päpste giebt; wir können auch nicht die kräftige Gestalt eines Heinrichs I. bewundern, der die Aufgabe des deutschen Königs nicht jenseit der Alpen, sondern nur in Deutschland suchte und auf den gefährlichen Glanz der Kaiserkrone gerne verzichtete; wir müssen uns daran gewöhnen, zu sehen, daß die Frage der Herrschaft eine Frage der Hausmacht des Herrschers geworden ist; daß der König und Kaiser seine Würde nur noch durch Verträge mit den Fürsten aufrecht erhalten kann; daß die territoriale Macht der einzelnen Fürstengeschlechter mit dem Sinken der königlichen Gewalt wächst; daß das Ausland hier Anknüpfungspunkte in nur allzureicher Menge findet, um diese Zustände zum Schaden und zur Schmach des deutschen Reiches auszubeuten; und daß die päpstliche Curie,

welche jetzt Frankreich dienstbar geworden ist, ihre Aufgabe darin zu erkennen glaubt, die Würde des Kaisers, die Rechte des Reiches allenthalben zu schmälern."

Für das Verständniß der Regierung Ludwigs ist daher das Verhältniß der mächtigsten deutschen Fürsten zum Kaiser genau auseinanderzusetzen: „Die hervorragendsten Fürstenhäuser waren das Wittelsbachische in Bayern und der Pfalz, dem der Kaiser angehörte, das Habsburgische in Oesterreich, welches gegen Ludwig die Wahl des Herzogs Friedrich durchgesetzt hatte, und das Luxemburgische, erst unter Heinrich VII. zu der hohen Macht emporgewachsen, die ihm jetzt die entscheidende Stellung anwies, deren es sich fortan mehr als ein Jahrhundert lang erfreute. Die Habsburger treten, nachdem der Kampf der Gegenkönige mit Ludwigs Sieg geendet hatte, und nach dem frühen Tode Leopolds und Friedrichs, in den Hintergrund des historischen Schauplatzes; ihre Hausmacht erhielt ihnen freilich auch später noch eine hervorragende Bedeutung, doch ist es eine mehr passive: sie treten nur selten mehr handelnd auf, aber ihre Neutralität ist wichtig genug, um ihnen stets ein freundliches Entgegenkommen von allen Seiten zu sichern. Dagegen haben die Luxemburger während der ganzen Dauer von Ludwigs Regierung mitten in den die Zeit bewegenden Ereignissen gestanden, fortwährend thätig in dieselben eingegriffen, nicht selten durch ihr Auftreten die Entscheidung herbeigeführt. Es sind aus diesem Hause drei Generationen dem Kaiser Ludwig bald enge befreundet zur Seite, bald erbittert kämpfend gegenüber gestanden: Der Erzbischof Balduin von Trier, der Bruder des Kaisers Heinrichs VII., dessen Einfluß auf den deutschen Klerus und den niederrheinischen Adel von großer Bedeutung war; der König Johann von Böhmen, Heinrichs Sohn, der ritterlichste Mann seiner Zeit, voll von Entwürfen und mit der Thatkraft ausgerüstet, die zu ihrer Ausführung gehörte, ein eben so gewandter Diplomat als zweideutiger Charakter, in seiner Politik nie von doktrinären Prinzipien, sondern von sehr reellen Interessen geleitet, die er

immer und überall zur Geltung zu bringen wußte; endlich sein Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, der, treulich in den Bahnen seines Vaters fortschreitend, zuletzt noch dem greisen Ludwig als Gegenkönig gegenüber trat."

Wir müßten daher in dieser geschichtlichen Zusammenstellung dem Verhältnisse Ludwigs zu den andern mächtigen Fürstenhäusern, und vor Allem des Luxemburgischen, besondere Beachtung schenken, wenn unser Drama selbst uns Veranlassung dazu gäbe. Der Dichter hat sich aber in Benutzung der historischen Thatsachen nach seiner gewohnten knappen Weise so ausschließlich auf das beschränkt, was unumgänglich nothwendig war, um der Lösung seiner Aufgabe und den Motiven dieser Lösung die Beglaubigung durch die Geschichte zu verleihen, daß es als ungerechtfertigte Willkür erscheinen müßte, wollten wir auch nur annähernd das Gewebe von diplomatischen Kreuz- und Querzügen schildern, das die Geschichte dieses Kaisers so vornehmlich kennzeichnet. Der Kampf der Gegenkönige und seine Schlichtung, das war die Aufgabe des Dichters, mit deren Lösung, die, wie er selbst V. 1890 f. sagt, „uns einzig in der Kraft des Herzens liegt," das Drama seinen Abschluß findet. Die ganze, erst recht sich verwickelnde Regierung Ludwigs nach 1325 fällt außerhalb des Drama's und auch die Ereignisse während des Kampfes von 1314 bis 1325 werden nur soweit berücksichtigt, als sie die Katastrophe herbeiführen. Die wichtigen Verhältnisse am päpstlichen Hofe, die Machinationen Frankreichs, selbst die Stellung Ludwigs in dem Geisteskampfe der Zeit, endlich die wechselnden Beziehungen zum Luxemburger Haus blicken nur hie und da im Gespräche als historischer Hintergrund durch. Dagegen ist dem Aufblühen der Städte, die gerade in jener Zeit, unter dem Vorgange der Schweiz, durch Wehrhaftigkeit, wachsenden Wohlstand und Fortschreiten in Bildung ihre Selbständigkeit zu erringen anfangen, mit Recht das höhere Interesse zugewendet und die vortreffliche Scene in der Hofburg, mit welcher die Handlung beginnt, zeichnet klar und

lebendig in großartigen Bildern die neue Zeit, durch deren Verständniß und Förderung Ludwig dem Bayer ein so bedeutender Platz unter unsern Kaisern gesichert bleibt.

Wir haben uns also bei der Darstellung der historischen Grundlage unsres Drama's ebensowie der Dichter auf das zu beschränken, was der Gang des Drama's verlangt und werden alles episodisch Eingeschaltete in die sachlichen Bemerkungen verweisen. Um aber auch hier, wie bei der ersten Abhandlung, der Schule zu dienen, der wir beide Dramen zugänglicher und fruchtbarer machen wollen, nehmen wir von den Quellen, die der Dichter benutzt hat und die sich bis auf wenige in: Scriptores Rerum Austriacarum ed. Pez. I. und II. beisammen finden, diejenige zur Grundlage unsrer Darstellung heraus, aus welcher er das Meiste geschöpft hat. Es ist dies das Chronicon Leobiense oder, wie es Böhmer in seinen Fontes I. p. 271—450 mit Recht genannt hat: Johannes Victoriensis. Johannes (s. Böhmer's Vorrede XXVI. ff.) war Abt des südwestlich bei Klagenfurt gelegenen Klosters Victring von 1314 an, wahrscheinlich bis 1348, denn in letzterem Jahre wird zum ersten Male als Abt Nikolaus genannt. Sein dem Herzog Albrecht dem Lahmen von Oesterreich, Steier und Kärnthen, jüngerem Bruder Friedrichs des Schönen, gewidmetes Geschichtswerk ist, wie Böhmer sagt, kein annalistisches, sondern, wie der jedem Kapitel vorgesetzte Inhalt zeigt, ein nach dem inneren Gang der Ereignisse mit Ueberlegung und Einsicht geordnetes und in Bücher und Kapitel eingetheiltes. Es beginnt mit 1211, kurz vor dem Ausgang der Babenberger (1236), zeigt dann Ottokars Emporkommen und Sturz, von da an die engere Verflechtung Oesterreichs und Kärnthens mit den Geschicken des Reiches unter Rudolf und Albrecht, dann nach des Lützelburgers Vorübergehen, welches nicht ohne Vorliebe geschildert wird, die Lage der Dinge in Deutschland, die Doppelwahl, den Streit um die Krone, und zieht sich dann, die Darstellung taktvoll nach den Verhältnissen der Heimat bemessend, wieder

mehr auf Oesterreich zurück, welches Albrecht der Lahme mit Weisheit schirmte und regierte. Das Werk schließt mit 1343. Johann von Victring war zum Geschichtschreiber berufen durch seine persönliche Stellung, durch seine Bekanntschaft mit wichtigen Zeitgenossen, durch seine Bildung und seinen Charakter. Daß er, mehr als dreißig Jahre Abt eines in der Mitte Kärnthens gelegenen Klosters, bei seinen Landsleuten in bedeutendem Ansehen gestanden, ließe sich vermuthen, wenn wir es auch nicht bestimmt wüßten. Als nach dem Aussterben des Mannsstammes der Herzöge im Jahr 1335 Kärnthens Schicksal zweifelhaft schien und das Land sich nicht ohne Ueberlegung und ohne die Prätendenten gehört zu haben, erklären wollte, in diesem wichtigen Augenblicke war er es, den dasselbe, um Frist für seine Entschließung zu erwirken, ohne Zweifel auch, um sich über die Lage der Dinge zu unterrichten, an die Herzöge von Oesterreich und an den Kaiser abordnete; er selbst erzählt (S. 417) den Erfolg seiner Sendung. Seine unmittelbaren Gewährsmänner haben den handelnden Personen nahe gestanden und er selbst muß, bei der Lebhaftigkeit, Genauigkeit und Wärme, mit der er einzelne Vorgänge erzählt, hier und da selbst Augenzeuge gewesen sein. Gerne verwendet er seine reiche Kenntniß der römischen Klassiker und der mittelalterlichen Schriftsteller zu geschmackvoll angebrachten Anführungen. Obgleich ein treuer Anhänger der Habsburger, erscheint, was er von den Gegnern berichtet, doch in hohem Grade unparteiisch und daher um so unverfänglicher, wo sein Urtheil zu Gunsten derselben ausfällt. Auch in Bezug auf das päpstliche Regiment zeigt er sich, obgleich der Kirche treu, doch gerecht und selbständig; in Bezug auf die mancherlei Wundergeschichten, die er berichtet, besonnen, wenn auch nicht aus der geistigen Atmosphäre seiner Zeit hinaustretend. Wenn Böhmer sagt: Daß Johannes von Victring Geschichtsbuch, wie es hier zum ersten Mal unter dem Namen des Verfassers und in ächter Gestalt vorliegt, zu den Quellen ersten Ranges gehöre, bedarf nicht weiter bemerkt zu

werden; so versteht sich wohl von selbst, daß eine, wenn auch nur bruchstückweise Uebertragung sich an den sorgfältig revidirten Text dieses gründlichen Forschers halten muß. Ueber das Verhältniß seiner Ausgabe zu den verschiedenen früheren lese man seine Vorrede S. XXIX bis XXXIV. Wir geben zunächst als Muster seines Geschmacks die Widmung.

„Dem vortrefflichsten Herrscher und Herrn Albert, durch Gottes Gnade Herzog von Oesterreich, Steier und Kärnthen bringt Bruder Johannes, ohne sein Verdienst Abt von Victring, sein ergebner Kapellan, mit dem Glückwunsch seiner Untergebnen, das Gebet als Opfer dar, daß er hier in der Zeitlichkeit vorsorgend regieren und dereinst mit den ersten Fürsten das Scepter der Herrlichkeit auf dem Throne der Ewigkeit halten möge.

Der König Assuerus, der von Indien bis nach Aethiopien über 127 Provinzen herrschte, ließ sich, wie man in den alten Geschichten liest, wenn er manche Nacht schlaflos zubrachte, die Erzählungen und Geschichtsbücher früherer Zeiten bringen und vorlesen, damit er nicht in Nichtsthun hinsieche, sondern der dem Genuß des Schlafes bestimmten Zeit in der Unterbrechung durch das Studium einen höheren Reiz verleihe. Denn wie Seneca sagt: Muße ohne die Wissenschaften ist Tod und Lebendigbegrabensein.“ Octavianus Augustus, wie Eutropius schreibt, verschmolz mit den freien Wissenschaften aufs Innigste die rhetorische Prosa, damit kein Tag, auch nicht bei seinem Anbruch dahinschwinde, ohne daß er schriebe, läse und laut vortrüge; wohl wissend, daß dies dem Staate nütze, den Fürsten ehre und dem Geiste den höchsten Genuß gewähre. Daher Horatius sagt:

Streben wir, Kleine und Große, dies Werk, dies Studium zu fördern,
Wenn wir geehrt sein wollen vom Vaterland und von uns selber.

Theodosius, der in den Geschichtsbüchern der Römer für den christlichsten Kaiser gehalten wird, verbot durch ein Gesetz, daß leichtfertige Diener und Saitenspielerinnen bei Gastmählern zugezogen würden; obgleich nur mäßig unterrichtet in den Wissenschaften, trieb ihn doch natürliche Klugheit und Wißbegierde,

die Thaten der Vorfahren mit Liebe zu erforschen und, als er aus den Büchern den Hochmuth der Herrschenden erfahren hatte, verwünschte er besonders die Treulosen und Undankbaren.

Ihr sehet daraus, erlauchtester Fürst, mit welcher Emsigkeit die Fürsten früherer Zeiten sich dem Studium der Wissenschaften ergeben haben, das die Weisheit lenkt, durch welche Könige, wie Salomo sagt, regieren, Fürsten herrschen, Gesetzgeber das Recht bestimmen; jenem Studium, das uns mit der Philosophie vertraut macht, welche von Isidorus bezeichnet wird als die Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge, welche Boetius darstellt, in der Rechten Bücher, in der Linken ein Scepter haltend, indem sie die göttlichen Dinge durch die Bücher, die menschlichen durch das Scepter als Herrscherin bestimmt, welche schon längst durch den Mund des Plato, wie derselbe Schriftsteller sagt, feierlich verkündet hat, daß die Staaten würden glücklich werden, wenn sie entweder Freunde der Weisheit regierten oder ihre Lenker darauf bedacht wären, sich der Weisheit zu befleißigen. Aus ihr nämlich entspringt rechtes Maß in den Entschlüssen, Abwägung der Urtheile, Würdigung der Kriege, Abwehr der Feinde, Erlassung der Gesetze, Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten, Vertheilung der Aemter, in der Staatsverfassung scharfes Auge und im Staatskörper Vereinigung der getrennten Glieder. Durch sie wird der Verfall der Sitten zurückgehalten, die Tugenden treten klar an den Tag, die Zeit wird mit guten Thaten erfüllt, das Leben fließt harmonisch dahin, ein lebendiges Verlangen entzündet sich, jeder Ueberdruß schwindet, die Seele findet ihre Nahrung und wird wie die keimende Erde von den Thautropfen erfrischt.

Daher habe ich mir, weil meine Herzensneigung dafür glüht, vorgenommen, berühmter Vorfahren merkwürdige Aussprüche und Thaten, soweit ich es vermag, ordnend zusammenzustellen, welche wie Schiffe voll Aepfeln vorübergegangen sind und den süßen Duft ihres Andenkens auf unserm Ufer zurückgelassen, den Geschmack der Gegenwart aber an das andre Ufer hinübergetragen

haben, damit durch ihre Betrachtung der Geist im Nachdenken und Forschen erwärme, im Auszuführenden nicht lau werde. Wie Mathatias, der Fürst und Gewaltigste in seinem Staate, sagt, indem er seine Söhne zu tugendhaften Handlungen ermuntert: Gedenket der Werke eurer Väter, die sie unter ihren Geschlechtern verrichtet haben, und ihr werdet großen Ruhm und einen unsterblichen Namen erlangen. Und Sallustius bezeugt, daß die ausgezeichnetsten Männer des römischen Staates zu sagen pflegten, heftig werde ihr Geist für die Tugend entzündet, wenn sie die Beispiele der Vorfahren betrachteten.

Ich will also nicht nur beschreiben, was ich gefunden in den Büchern derjenigen, welche die Thaten berühmter Männer kunstreich dargestellt haben, sondern auch, was ich von Jenen erfahren, welche die Thaten selbst gesehen oder aus wahrheitstreuer Erzählung vernommen haben, sowie was ich selbst gesehen und was zu meiner Zeit sich ereignet hat. Aus diesem Allem habe ich, wie Einer, der über eine Wiese wandelt, einen Strauß von verschiedenen Blüthen gesammelt, und, nicht im Schmuck von goldnen mit Silber ausgelegten Kettlein, d. h. mit hohen Weisheitssprüchen und kunstvollem Redeschmuck, sondern in schlichter, nur mit den kleinen Erträgnissen meiner Armuth gezierter Rede, widme ich ihn Eurer Erhabenheit, indem ich Euch die Feile der Verbesserung darbiete, damit Ihr, was zu wenig ist, hinzufüget, und was überflüssig, austilget.

Der Stoff aber ist zusammengetragen von den Kaisern, Königen, Päpsten, den Herzögen von Oesterreich, Steier und Kärnthen, die nach der Stammtafel Eures Geschlechtes angeführt werden, untermischt mit verschiedenen gleichzeitigen Begebenheiten, welche dem Zweck und der Zeit der Erzählung nach hierher gehören, im Verlauf von etwas mehr als 120 Jahren; dem Leser ein Zeugniß von der Kürze des menschlichen Lebens, von der Gebrechlichkeit seiner Natur, von der Unbeständigkeit des Glücks und von dem hinfälligen und vorübergehenden Schimmer weltlichen Glanzes, wie das aus allen den einzelnen

Abschnitten klar hervorgeht. Die Zierde der Anordnung und die Anmuth des Styles in der Erzählung habe ich dem zuzuschreiben für gebührend erachtet, von dem Horatius sagt:

Schön geordnet zu schildern die Thaten der Fürsten und Führer
Und ihre traurigen Kriege hat uns gelehret Homerus.

Einige Charakteristiken aus der ersten kürzeren Hälfte seines Geschichtswerkes mögen hier, als den Standpunkt des Mannes bezeichnend, vorausgehen.

Von Friedrich II. sagt er (S. 283): „ein Mann von großen Thaten, eifrig im Krieg, in Geschäften umsichtig, unerschrockenen Gemüthes, innerlich trügerisch (occulte lubricus), leutselig und scherzend, ruhmbegierig, wohlwollend und freigebig und in allen Dingen rasch, in dem Einen allein höchlich zu tadeln und mit Recht anzuklagen, daß er sich gegen die Kirche so hartnäckig erhoben hatte."

Vor der Schlacht auf dem Marchfelde, erzählt er (S. 310), wurde Rudolf in Bezug auf das an Zahl weit überlegene Heer Ottokars getröstet durch folgendes Traumgesicht: „er sah einen Adler mit einem Löwen kämpfen, die Entscheidung schwankte, denn bald hatte der, bald jener die Oberhand und so zerfleischten sie sich gegenseitig. Endlich warf der Adler, mit den Krallen ihn zerreißend, den Löwen nieder.

Eine fromme Schwester, die er um die Auslegung bat, deutete das Gesicht folgender Maßen: Du bist, sagte sie, der Adler, denn das römische Reich erscheint unter dem Bilde des Adlers; Ottokar führt in seinen Fahnen das Wappen des Löwen. Der Adler hat den höchsten Flug, das schärfste Auge, langes Leben und empfängt, wenn er alt geworden, neue Jugend; diese Eigenschaften sichern dir den Sieg. Der Löwe murrt und brüllt im Zorn und durch seine allzugroße Hitze und Wuth, sagt man, bereite er sich seinen Untergang. So ist auch Ottokars Gemüth, und jenes Gesicht ist Vorbote seines Falles."

Beim Tode Rudolfs sagt er von ihm (S. 329): „Er war ein Mann, der seine Zeit mit großen Werken schmückte, in der Kleidung nicht prächtig, in der Lebensweise nicht üppig; wie man von Karl dem Großen schreibt, verschmähte er ausländische Tracht, auch die schönste. Bei Festen ging er kostbarer geschmückt einher, an gewöhnlichen Tagen aber in der gewöhnlichen Tracht des Volkes. In Speis und Trank mäßig, hauptsächlich im Trank, denn Trunkenheit verabscheute er an Jedem. Er gründete das Dominikanerkloster in Tulna und trug für seine geistlichen und zeitlichen Güter reichlichst Sorge. Viele Privilegien, Freiheiten und Gnaden verlieh er den Kirchen und Klöstern. Den Frieden, den er immer liebte, ließ er dem Reiche zurück.... Er starb am 15. Juli und wird ewig mit den heiligen und frommen Königen im Himmel regieren."

Den Tod des Kaisers Albrecht beschreibt er folgender Maßen (S. 355): Die Städte seines Reiches durchziehend, kam er in die Stadt Winterthur, mit ihm Herzog Ludwig von Bayern, seiner Schwester Sohn, der Erzbischof Peter von Mainz, sein Sohn Leopold, der Speyerer Bischof, der Herzog Johann, seines Bruders Sohn und viele Edle, die seinen Hof besuchten. Es war zur Frühlingszeit am ersten Mai, am Tage der Apostel Philippus und Jakobus, wo die Erde in voller Blüthe stand. Als man beim Mahle saß, theilte der König Kränze aus unter die sämmtlichen Gäste und bemühte sich Heiterkeit und Frohlocken bei Allen hervorzurufen. Herzog Johann aber, als ihn der König zur Fröhlichkeit ermunterte, antwortete: O Herr, lange seid Ihr Pfleger meines Erbgutes gewesen; die Kindheit ist entschwunden und ich habe die frischen Zweige der blühenden Jugend ergriffen. Nicht durch kindliche Kränze wird mir, glaube ich, mein Erbgut wiedergegeben, vielmehr verlange ich auch jetzt, wie ich oft Euch angegangen bin, mit inständiger Bitte, daß mir das Meinige zurückgegeben werde, damit auch ich mit Namen und That als Herrscher mich erweisen könne. Der König entgegnete: Unversehrt ist dir all das Deinige, guter Neffe, und

hat unter unsrer Verwaltung keine Verminderung erlitten; vielmehr ist es, wie Du in Kurzem bei der Uebergabe erfahren wirst, unter des Herrn Segen gewachsen.

Weiter ziehend kommt der König an ein Wasser, das Reuß genannt wird, besteigt zuerst mit Herzog Johann und einigen Andern ein Schiff und befiehlt, daß er alsbald mit ihnen übergesetzt werde, während die Uebrigen auf dem andern Ufer des Schiffes Wiederkehr erwarten. Der König steigt mit Johann und den Genossen seines Vorhabens, den Rittern von Palm, von Wart, von Heschelbach, unter beruhigenden Gesprächen allmählich den Abhang hinauf, uneingedenk der Verse des Persius, der sagt:

Die Ihr Blumen Euch pflückt und am Boden sprießende Erdbeern,
Flieht, o Knaben, es birgt sich im Kraute die frostige Schlange.

Die vorgenannten Söhne des Satans aber flüstern dem jungen Herzog heimlich zu: Jetzt ist der Tag da, den Ihr so oft herbeigewünscht habt! Das ist der rechte Platz zur Erfüllung Eurer Wünsche! Dadurch ermuthigt, greift dieser dem König in die Zügel, stößt ihm sein kurzes Schwert in die Brust und bringt ihm mit Hülfe jener ruchlosen Männer tödtliche Wunden bei. Umherblickend schrie der König nach Hülfe, aber da war keiner, der ihm Beistand leisten konnte, und so kam er, während das Blut ihm entströmte, auf die Ebene des Abhangs, während die andern folgten und unter lautem Geschrei und heftigem Getöse der Fußtritte herbeieilten. In den Armen des Speyerer Bischofs, der den schon Sterbenden in seinen Schooß nahm, entschwindet ihm unter dem Weinen und Wehklagen Aller die letzte Kraft und so empfahl er seinen Geist in die Hände des Herrn.

So stieß Joab den Amasas, seinen Verwandten, nachdem er ihn grüßend geküßt, mit dem Schwerte nieder und ließ den Todten am Wege liegen. Die Urheber dieser Schandthat bargen sich in ihre Burgen und ließen den Herzog Johann, jedes Rathes beraubt, ohne Hoffnung, belastet mit dem Gewicht eines

solchen Verbrechens, an seiner Rettung verzweifelnd von dannen ziehen.

Leopold, des Königs Sohn, ergriff jene Königsmörder und tilgte sie von der Erde der Lebendigen, indem er sie zu jammervollem Tode aufs Rad flechten ließ, ihre Burgen zerstörte und rottete ihr ganzes Geschlecht aus, Weib und Kind, wie die Zweige ausgerissener Bäume. Unter allgemeinem Wehklagen des ganzen Landes wird der Leichnam des Königs in das nicht ferne Cisterzienserkloster gebracht, das Meerstern oder mit anderm Namen Wettingen heißt, und dort einstweilen beigesetzt, dann aber in die königliche Gruft zu Speyer übertragen.

Dieser König wurde besonders von den Kriegsleuten beklagt; sie sagten: Das Kriegshandwerk ist zu Grunde gegangen, der Sold bleibt den Kriegern aus, weil der uns hinweggenommen ist, welcher das Kriegsleben liebte, die armen Kriegsleute unterstützte, den Freunden mild, den Gegnern streng, die Redlichen liebend, die Schlechten zügelnd, sein eheliches Leben rein bewahrend, keinen zurückstoßend, der um irgend einer Schuld willen an seinen Hof kam und diese Tugend seinen Söhnen hinterlassend, Vorwürfe geduldig tragend, einmal verziehene Beleidigung nicht nachtragend, den Ungestüm des Herzens verhehlend, wie Cassiodorus sagt: „Es ziemt dem Manne, der Ehrenstelle, die er einnimmt, dem Namen und der That nach sich würdig zu zeigen.“ Er gründete in Schwaben das Cisterzienserkloster Erbrotstein, auch Königsbrunn genannt und verordnete aufs Sorgfältigste, daß es unter dem Abte von Salem stehen sollte. Bei solchen Tugenden, mit denen er wie mit den herrlichsten Edelsteinen geschmückt gewesen, kann man mit Gewißheit hoffen, daß sein Todesfall in den Augen des Herrn ihm hoch angerechnet und er unter den himmlischen Schaaren eine herrlich geschmückte Krone erhalten werde. Zehn Kinder ließ er im Leben zurück, deren Namen ich schon genannt habe. Die Königin erbaute mit Zustimmung der Söhne an der Stelle, wo der Mord geschah, ein Kloster des heil. Franziskus für

Mönche und Nonnen, welches Königsfelden genannt wird, und den Hochaltar errichtete sie zu ewigem Gedächtniß gerade an dem Platze, wo der König den Geist aufgab, und verordnete, daß sie und ihre Söhne nach ihrem Tode dort beigesetzt werden sollten.

Des Königs Tochter Agnes, einst Königin der Ungarn, weihte sich selbst dort dem Dienste Gottes gleichsam als den Grundstein jener Stiftung, und trug dort weilend sechzigfältige Frucht; eine andere Thabita voll guter Werke und Wohlthaten, wie Anna Tag und Nacht dem Gebete obliegend und vom Haus des Herrn nicht weichend, giebt sie uns bis heute ein Beispiel der Demuth und Gottergebenheit. Ihr Lob braucht nicht verkündigt zu werden, denn Sidonius sagt in einem Briefe: „Es ist überflüssige Mühe, auf die aufmerksam zu machen, die Jeder kennt, als wenn man den im Sonnenschein Wandelnden eine Fackel vortragen wollte."

Nicht ohne Vorliebe beschreibt er die Geschichte Heinrichs VII., die den größten Theil des vierten Buches einnimmt, S. 358 bis 378. Wir heben einige Stellen heraus, die den gerechten Sinn des Schreibenden bezeichnen oder zu unsrer Geschichte in Beziehung stehen. Nachdem er die Wahl und Krönung des neuen Königs beschrieben und die Schilderung seines Königsrittes begonnen hat, fährt er S 360 fort: „Im Jahr 1309 kam der König in die Stadt Speyer, nachdem er die königlichen Geschäfte in Nürnberg erledigt hatte. Dort fanden sich viele Herren ein, welche sich noch nicht ihre Rechte hatten bestätigen lassen, und stellten sich ihm vor und warben um seine Gunst. Friedrich aber, der Herzog von Oesterreich, war mit 400 gleichmäßig gekleideten Kriegern gar glorreich und prächtig erschienen; er führte Klage um den Tod seines Vaters, verlangte in seinem und seiner Brüder Namen Recht und Urtheil und begehrte die Belehnung seiner Länder, zu denen er, wenn es geschehen könnte, Mähren, weil es an dieselben gränzte, hinzugefügt wünschte. Der König schob die Ertheilung der Antwort hinaus und vermehrte dadurch dem Herzog die Summe seiner Ausgaben, bis

dieser die Last sich durch Entlassung eines Theiles seines Gefolges erleichterte.

Da die Audienz und Erledigung sich verzögerte, gab er den Gedanken an Mähren auf und wurde alsbald mit den übrigen Ländern belehnt. Aber auch das Land des Herzogs Johann wurde zur Strafe für sein Verbrechen jenem und dessen Brüdern hinzugefügt, nachdem sie, wie man sagt, eine sehr große Summe Geldes versprochen und später auch entrichtet hatten.

Die Leiche des Königs Adolf bestattete der König in der Gruft der Könige mit der Leiche Albrechts ehrfurchtsvoll und königlich unter den Thränen vieler Anwesenden. Den Grafen Eberhard von Württemberg, der unter den früheren Königen im Reiche viele übermäßige Ungehörigkeiten begangen hatte, ließ er daselbst hart an, so daß dieser mit abgewandtem Gesicht antwortete und die königlichen Ermahnungen in den Wind schlug; aber doch unter dem Geleite königlicher Sicherheit in sein Land zurückkehrte, freilich ohne des Königs Gnade, dessen starke Hand er später fühlen mußte.

Da aber Herzog Friedrich bei diesen Geschäften längeren Aufenthalt erfuhr, erhoben einige österreichische Große den Nacken gegen ihn und verkündeten überall, er habe die Gunst des Königs nicht, sondern stehe in Angst und Sorgen und des Königs Gemüth hege heftigen Unwillen gegen ihn. Im Verein aber sannen sie auf eine That und verschworen sich und brachten mehrere Orte und Städte auf ihre Seite, indem sie die Umstände des Fürsten und seine verzögerte Rückkehr zum Schlimmen auslegten.

Auch die Stadt Neuburg am Inn, welche die Grenze von Oesterreich, Steier und Ungarn bildet, erwartete, nachdem sie sich mit jenen verbündet hatte, den Ausgang der Sache. Man sagte, daß sie dazu von dem Bayernherzog Otto, auf den sie sich gestützt hatten, gerüstet wurden, weil dieser selbst durch König Albrecht Verläumdung und Vertreibung aus dem Königreich Ungarn erlitten hatte. All dies wurde dem Statthalter

von Steier, Ulrich von Walse gemeldet. Vertrauend auf die Treue und Kraft der Unterthanen brachte dieser ein Heer aus Kärnthen, Steier und Ungarn zusammen, überfiel plötzlich die Gegner seines Herrn, tödtete und fing viele derselben und zerstörte ihre Befestigungen (die Besatzung entkam in der Nacht auf Schiffen; als die Bayern auf eines, das sich verspätet hatte, mit Pfeilen schossen, wehrte Herzog Otto und entließ sie ungekränkt, weil sie ihrem Herrn treu gewesen); er nahm sodann das Verlorne wieder in Besitz und machte so das Vaterland wieder frei. Friedrich ehrte bei seiner Rückkehr den getreuen Dienstmann hoch, an den Treulosen aber übte er zornvoll Gericht mit schimpflichen, herben Strafen*) und bewahrte für die Zukunft seine Länder rein von jedem Verderben und Aussatz der Untreue." ..... (S. 362) „Herzog Friedrich aber von Oesterreich, den Stachel der früheren Beleidigung gegen den Herzog Otto von Bayern kehrend, belagert das Castell Schärdingen am Inn, welches, seiner Herrschaft hinzuzufügen, vordem sein Vater eingewilligt hatte.

Um dasselbe zu entsetzen, eilt Otto mit starker Mannschaft ihm entgegen und nachdem er sein Lager ihm gegenüber aufgeschlagen, sucht er Tag für Tag ein Treffen herbeizuführen.

Aber Friedrich, von heftiger Krankheit befallen, sodaß er von Vielen schon für todt gehalten wurde, obgleich man ihn

*) Das Chron. Zwetlense berichtet genauer darüber bei Pez I. 535: „Einigen läßt er die Zunge, Andern die Augen ausreißen, ein Andrer wird gerädert, die Barone straft er mit Verlust ihrer Schlösser und Zubehörden, Andre mit Verbannung." Das Chron. Salisburg. spricht noch besonders ausführlich von dem Zug der Oesterreicher unter Ulrich von Walse nach Titmaning gegen den Herzog von Bayern, um den Martinstag, und sagt (Pez I. 407): „Er zog die Mannen des Erzbischofs von Salzburg an sich und verwüstete ebenso das Land des Erzbischofs, als das Gebiet des Herzogs von Bayern, mit Raub und Brand so sehr, daß, durch Kälte und Hungersnoth erzeugt, die Sterblichkeit unter den Menschen so groß wurde, daß von jenem Festtage an bis zum Feste der Reinigung auf dem einzigen Kirchhofe von Titmaning mehr als 2300 Leichen begraben wurden und in ganz Bayern ein großes Sterben folgte.

herumführte, damit er als noch lebend von Allen gesehen würde, löst sein Belagerungsheer auf und wurde krank nach Oesterreich gebracht."

Das Schloß Schärding war von den beiden Grafen von Hals vertheidigt. Die beiden Herzöge von Niederbayern, Otto III. und Stephan, führten im September 1310 ein Kriegsheer von 500 Reitern und 60,000 (?) Fußgängern, meist Bauern, zu Hülfe. Zu der Hungersnoth und Seuche kamen Elementarstürme, die Flüsse traten aus; im österreichischen Lager entstand große Unzufriedenheit. Da schlug der Ritter Hartlieb von Puechberg eine Schiffbrücke über den Inn, und am 2. November zog das ganze bayrische Heer hinüber. Erschreckt ergriffen die Oesterreicher in der Nacht die Flucht und am nächsten Morgen machten die Bayern große Beute an Pferden, Falken, Helmen, Wein, Kleidern, Armbändern 2c. Noch lange sang man Spottlieder. Friedrich nahm Rache für die Schmach durch den Zug gegen Titmaning und verwüstete auf schauderhafte Weise das Gebiet zwischen Inn und Salzach. Doch wurde auf Drängen der Königin Elisabeth, der Mutter Friedrichs, sowie der Landesbischöfe, noch vor Ablauf des Jahres, Waffenstillstand geschlossen und Herzog Ludwig von Oberbayern, der zum Schiedsrichter erwählt war, brachte am 7. April 1311 in Passau einen Vergleich zu Stande. Zum Danke dafür gaben sich nun die Befriedeten, besonders Friedrich und der Erzbischof Konrad von Salzburg, Mühe, den Schiedsrichter Ludwig mit seinem älteren Bruder Rudolf, dem Pfalzgrafen, auszusöhnen. Der Zwiespalt zwischen den Brüdern hatte unmittelbar nach dem Tode des Vaters, Ludwigs II., des Strengen von Oberbayern, 1294 begonnen, indem Rudolf, der ältere Sohn, damals 20 Jahre alt, die Regierung sowohl in Oberbayern, als in der Rheinpfalz übernahm, ohne seiner Mutter Mechtild, der Tochter Rudolfs von Habsburg, als der Vormünderin des jüngeren, erst zehnjährigen Ludwig irgend einen Einfluß zu gestatten. Daher kam es, daß Ludwig am Hofe zu Wien bei

seinem Oheim Albrecht mit dessen hoffnungsvollen Söhnen Friedrich und Leopold erzogen wurde (V. 536 f.), wo er sowohl in Leibesübungen, als in Wissenschaften und guten, feinen Sitten, wie sie Fürsten ziemen, große Fortschritte machte, nur nicht in der lateinischen Sprache, zu großem eignem Nachtheil in späterer Zeit, wie der Mönch von Fürstenfeld (früher für den Abt Volcmar gehalten) naiv bemerkt. Als später Rudolf, der sich unterdeß (1294) mit des Königs Adolf von Nassau dritter Tochter Mathilde vermählt hatte, mit König Albrecht blutige Fehde hatte (1300 bis 1302) und Mutter und Bruder zu dem König hielten, ließ er sie beide auf dem Schlosse Schiltberg gewaltsam aufheben durch seinen Finanzminister Schluter und gefangen nach München bringen. Dagegen veranlaßten diese nachher, daß Schluter, als er von München nach Nördlingen reiste, auf dem Wege überfallen und todtgestochen wurde. Solche Handlungen roher Gewalt charakterisiren jene wilde Zeit und es wäre Unrecht, in ihnen die Charakterzüge der Einzelnen suchen zu wollen. Auch Rudolf hatte gleich bei Beginn seiner Regierung den Hauptrathgeber seines Vaters, Otto Krondorfer, einen ausgezeichneten Mann, der sich aus den engsten Verhältnissen emporgearbeitet hatte an die Seite des Fürsten, im Schlosse Dachau aufs Grausamste hinrichten lassen (mit Verlust der Augen und der Zunge), wahrscheinlich, weil er seinen ehrgeizigen Plänen entgegentrat. Zwar war nun 1304 Eintracht und Landfriede zwischen den Brüdern beschworen und sie hatten von da an gemeinschaftlich regiert, und bei der Königswahl 1308 ihre Stimmen gemeinschaftlich dem Luxemburger gegeben, der dann von Rudolf als dem Reichsverweser am 27. November zu Frankfurt feierlich zum König ausgerufen worden und beide am folgenden Tage in ihren Ländern und Rechten bestätigt hatte; aber unmittelbar darauf erwachte der alte Groll in Ludwig, da Rudolf seinen Sohn Ludwig, noch Kind, mit der vierjährigen Tochter des neuen Königs verlobte und ihm ohne des Bruders Bewilligung einige Ortschaften in der Pfalz

als Mitgabe abzutreten versprach. Ludwig verlangte Theilung, und sosehr sich Rudolf anfangs widersetzte, von einer Kommission oberbayrischer Edelleute wurde die Theilung sämmtlicher Länder vorgenommen, außer den Besitzungen in Regensburg und der Rheinpfalz, und durchs Loos entschieden, so daß Rudolf den Theil mit München, Ludwig den mit Ingolstadt erhielt. Daraus entsprangen alsbald nach Ludwigs Hochzeit mit Beatrix die traurigsten Zerwürfnisse, die zu Blut und Verwüstung führten. „Sie konnten, klagt der Fürstenfelder Chronist (Böhm. Font. I. 31) nicht friedlich auf Erden neben einander leben, sondern nach kurzer Ruhe fingen sie wiederum an sich mit aller Wuth zu bekämpfen und in steigender Bosheit riefen sie von Nah und Fern Helfer herbei, um sich und die Ihrigen zu Grunde zu richten. So kehrten sie die Ordnung um und gegen alles Recht der Natur waffnet der Bruder gegen den Bruder, und die sich wechselsweise hätten unterstützen sollen, nach dem biblischen Wort: Der Bruder helfe dem Bruder, streben sich gegenseitig zu vernichten. Während so die Gottlosen sich überheben, werden die Armen mit Brand heimgesucht. Denn zwei Jahre mit einander kämpfend verwüsten beide mit ihren Schaaren ihr Land durch Brand, Raub und Kriegswuth. Es wird erzählt, daß Ludwig, der jüngere Herzog, aber damals der schlimmere, eine Fackel ergreifend mit eigner Hand zuerst ein Dorf in Brand gesteckt und sich an dem rauchenden Trümmerhaufen höchlich ergötzt habe, ohne seinen eignen Schaden dabei im Geringsten in Anschlag zu bringen. Aber nicht ohne Nutzen übte er das Kriegshandwerk in der Jugend; er lernte damals, was er später zu seiner Zeit in Erfüllung gebracht hat. Denn als er im Fortgang der Zeit gezwungen war, bestand er unter Gottes Schutz die mühevollsten Kämpfe. Rudolf aber, der ältere Herzog, der schon lasser zum Kampfe war und wohl wußte, daß es schimpflich sei mit dem leiblichen Bruder zu hadern, schützte doch, als die Noth ihn zwang, mannhaft sein Theil. Endlich stand man vom Kampfe ab, nicht ohne daß

großer Schaden dieser Kirche (Fürstenfeld) erwachsen wäre. Denn mit welchem Kriegsdruck das Kloster heimgesucht worden, läßt sich nicht leicht beschreiben. Besonders wurde uns aus den Meiereien (grangiis) das beste Zug- und Schlachtvieh geraubt und dennoch wurden wir noch durch Brand, Steuern und Verköstigung der Gäste über alles Maß belästigt. Viele haben sich daher gewundert, daß wir doch noch ungetheilt geblieben sind und bleiben konnten; aber das Vertrauen auf Gott hat dies bewirkt, der nicht verläßt, die auf ihn hoffen." Die Aussöhnung der Brüder, die, wie oben erwähnt, durch Herzog Friedrich u. A. zu Passau 1311 bewirkt wurde, muß von Seiten Ludwigs nicht aufrichtig gewesen sein; denn als Rudolf dem König 1312 nach Italien nachfolgte und ihn in Pisa traf, bat er ihn um Vermittlung, und Heinrich beauftragte durch Schreiben die Erzbischöfe von Trier und Köln mit einer neuen Ausgleichung. Unterdeß wurde Rudolf, mit dem König in Rom einziehend, nach der Krönung von ihm mit dem Ritterschlag beehrt wegen der ausgezeichneten Tapferkeit, die er bei dem Gefecht in den Gassen und Häusern der Stadt mit den Anhängern Roberts von Neapel bewiesen hatte, und kehrte dann, als der Kaiser den Zug gegen Robert vorbereitete, nach Deutschland zurück, um für den Kaiser zu werben. Bei den Unterhandlungen, die er zu diesem Zwecke mit Herzog Friedrich u. A. pflog, versprach er diesem: im Fall der Erledigung des Thrones diesem zur Erlangung der Krone behülflich zu sein. Auch der Versuch der Ausgleichung zwischen den Brüdern wurde gemacht und führte endlich in dem Vertrag zu München (21. Juni 1313) zu einer Gemeinschaft der Regierung in allen Ländern, in der Weise, daß zwar Rudolf das Kurfürstenamt behielt, aber nach seinem Tode zunächst an seinen Bruder und nach dessen Tode erst an die Söhne vererbte, sowie umgekehrt, wenn Ludwig früher sterben sollte, alle Länder seinem Bruder allein zufallen. Von der Zeit an nennen sich die beiden in Urkunden „allerliebste Brüderlein." Unmittelbar nach diesem Vertrag drohte

dem Einen, Ludwig, von Oesterreich her neuer Kampf; doch ehe wir von diesem berichten, folgen wir unserm Chronisten von Victring zu König Heinrich.

Ausführlich berichtet er, wie Heinrich VII. 1310 den Herzog Heinrich von Kärnthen aus seinem Königreich Böhmen vertreiben *) und seinen eignen Sohn Johann, den vierzehnjährigen,

*) Böhmen hatte, seit Rudolf von Habsburg in der Schlacht auf dem Marchfelde, 1278, den stolzen König Ottokar besiegt, einen vielfachen Herrscherwechsel und in Folge dessen unausgesetzte Kriegsstürme zu bestehen. Der Sohn Ottokars, Wenzel II., dem Rudolf Böhmen und Mähren ließ und seine Tochter Jutta gab, während er dessen Schwester Agnes mit seinem jüngsten Sohne Rudolf verlobte, stand bis 1285 unter harter Vormundschaft des Markgrafen Otto von Brandenburg, dessen Partei in Böhmen mit den Anhängern der Wittwe Ottokars um die Herrschaft stritt. Als Wenzel 1286 selbst von den Böhmen zur Regierung gerufen wurde und sich im darauffolgenden Jahre vermählte, wuchs seine Macht, so daß man ihm nach dem Tode Rudolfs sogar die deutsche Königskrone anbot und auch die österreichischen Stände ihn zum Herrscher begehrten. Durch seine zweite Heirath mit einer polnischen Prinzessin Rixa gelangte er 1300 selbst in den Besitz der polnischen Königskrone und auch die Ungarn machten ihn nach dem Aussterben des eingebornen Königsgeschlechtes (1301) zu ihrem König, denen er aber seinen Sohn Wenzel III. schickte. Beide Kronen gingen bald wieder verloren; in Polen erhob sich Wladislaus, den Kaiser Albrecht begünstigte; in Ungarn erklärten sich, durch den Bann des Papstes geschreckt, viele Bischöfe und Magnaten für den früher schon von dem päpstlichen Stuhle, der Ungarn für päpstliche Lehen erklärt hatte, aufgestellten Sohn des Karl Martell von Anjou, den Prinzen Karl Robert. Wenzel III. floh mit den Insignien in sein Stammland und da er beim Tode seines Vaters, Wenzels II., 1305 König von Böhmen wurde, übertrug er dem Herzog Otto III. von Niederbayern die ungarische Krone, ohne ihn aber gegen Karl Robert unterstützen zu können. Wenzel III. selbst wurde schon 1306 auf einem Feldzuge gegen Wladislaus getödtet, der letzte des Stammes Przemisl. Kaiser Albrecht belehnte nun seinen Sohn Rudolf, der mit der Tante Wenzels III., Agnes, vermählt war, mit der böhmischen Krone; da dieser aber schon im nächsten Jahre, 1307, starb, nahm der Schwager Wenzels III., Heinrich von Kärnthen, der Gemahl seiner Schwester Anna mit Hülfe seiner Kärnthner und der Ritter seines Verwandten, des Markgrafen von Meißen, Besitz vom Land gegen

bereits im Jahre vorher mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Böhmenkönigs Wenzeslaus vermählten, durch die Erzbischöfe von Trier und Mainz in sein Reich einsetzen ließ. Herzog Heinrich hatte den jungen Markgrafen von Meißen, seinen Schwestersohn, zu Hülfe gerufen. Da aber Prag dem jungen Johann die Thore öffnete und der Markgraf die Uebermacht auf Seiten des Gegners erkannte, kehrte er, nachdem er sich die Belehnung des eignen Landes, die noch in Schwebe war, gesichert hatte, auf Wunsch seines Vaters zurück, „traurig und bekümmert, weil er seinem Oheim nicht zur Hand sein konnte. Dieser Jüngling, schön von Antlitz, mit goldnem Lockenhaar, am einen Fuße lahm, wird kurz nach seiner Rückkehr nahe bei Leipzig (Liptzkensem civitatem), in seiner Provinz Osterland, bei dem Wasser, welches die Elster genannt wird, an der langen Brücke durchbohrt und stirbt augenblicklich. Die Gemahlin Heinrichs (von Kärnthen), Anna, die auch eine Tochter des Böhmenkönigs Wenzeslaus war, wirft sich dem Erzbischof von Mainz (unter dessen Führung Johann nach Böhmen gekommen war) zu Füßen, indem sie um sichern Abzug aus Böhmen bittet. Doppelter Kummer ängstete sie. Zuerst, weil sie von der

---

den Willen der böhmischen Großen. Heinrich zeigte sich aber so unfähig, so habsüchtig und dabei so thöricht zurückstoßend gegen die Eingeborenen, denen er seine Deutschen überall vorzog, daß sie sich seiner zu entledigen suchten. Und er selbst gab die Gelegenheit dazu in die Hand. Indem er, um sich vor seiner jüngeren Schwägerin Elisabeth (Elsa bei Albert), einer heroischen, leidenschaftlichen Jungfrau von zwanzig Jahren, in der Herrschaft zu sichern, diese zu einer Heirath zwingen wollte, und als sie sich weigerte, in den Kerker warf, wußte sie zu entkommen und warf sich den böhmischen Rittern in die Arme. Diese boten, um eine mächtige Stütze zu haben, dem neuen Kaiser die Hand der Prinzessin für seinen vierzehnjährigen Sohn Johann; in Frankfurt ward (Juli 1310) die Uebereinkunft mit den Böhmen getroffen und im September zu Speyer die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert. Der Chronist bemerkt dabei: Die Feierlichkeit der Hochzeit aber zu Speyer wurde gestört durch den alten Rangstreit des Mainzers und Kölners, deren Jeder zur Rechten des Königs sitzen wollte.

Schwester, die schon als Königin anerkannt wurde, keine Förderung ihres Abzuges durch Wagen oder Pferde erhalten konnte, weder für sich selbst, noch für ihre Jungfrauen, noch für ihre Habseligkeiten; dann, weil der Pfalzgraf Rudolf, ihres Mannes Blutsverwandter, ihr das Geleit für den Abzug verweigerte, vorgebend, wenn er ihr oder seinem Oheim beistünde, werde er des Königs Gunst verlieren. Aber der Graf von Oettingen und der Burggraf Friedrich erleichterten ihr eifrig diesen Kummer. Und nachdem ihnen die Herrin mit all ihrer Habe übergeben worden war, brachten sie dieselbe und ihren Gemahl Heinrich mit allen seinen Anhängern, unter unermeßlichem Klagen und Weinen derselben aus dem Reiche bis dahin, wo nichts mehr zu befürchten war."

„Bei dieser Gelegenheit ereignete sich etwas in Pilsen, das wunderbar erscheint. Eine Frau fand in ihrem Krautgarten eine goldne Münze, auf welcher das königliche Bildniß war und der Name der Victoria eingeschrieben stand; sie brachte dieselbe ihrem Manne. Dieser überlegt eifrigst, wem er sie darbieten solle oder was sie bedeute. Da die Zeit sich mit der Ueberlegung hinauszieht, wird die Münze verloren, und wieder gefunden, doch abermals verloren. Und in seinen Träumen erkannte der Mann, daß er den Denar dem König Heinrich schenken müsse. Und weil die Münze, so oft verloren, nicht in seine Hände gelangen konnte, trug er um dieser Umstände willen auch den Namen des Siegers keineswegs im Reiche davon. Aber daß zu diesem Ausgang der Dinge jene Münze etwas beigetragen habe, ist in keiner Weise anzunehmen, sondern vielmehr zu glauben, daß sie das Bild und den Namen irgend eines alten Herrschers getragen habe, wie man es oft gesehen hat. Und so wird Heinrich mit seiner Gemahlin aus dem Königreiche vertrieben und, in sein Bergland zurückkehrend, betrat er Böhmen nicht wieder."

Heinrich VII. fordert unterdeß in Speyer die Fürsten zum Römerzuge auf und rüstet mit allem Eifer.

„In diesem Jahre, fährt der Chronist S. 367 fort, erhielt Waldemar, der Markgraf von Brandenburg, nach dem Tode seiner Bruderskinder und Oheime, allein das ganze in viele Theile getrennte Land zu seiner Regierung. Und stolz auf die Stärke und Ausdehnung seiner Macht, sagte er einen glänzenden und merkwürdigen Hoftag den Königen und Fürsten nah und fern an, indem er verkündigte, er werde Hochzeit halten mit der Tochter seines Oheims, und lud sie alle durch reitende Boten zu diesem Freudenfeste ein. Die Hochzeit hielt er in einer Stadt am Meere, welche Rostock heißt und an dem Hafen gelegen ist, wo man nach Dacia (Dänemark), Swecia und Norwegia und in andre Theile schifft, in welchem auch Schiffe aus verschiednen Ländern und mit verschiednen Waaren aus fernen Gegenden anlegen.

Auf diesem Hofe war auch der König von Dacien zugegen mit zwei Herzögen, seinen Brüdern, und mit einer unermeßlichen Menge seines Volkes, unzählige Herzöge, Grafen, Barone aus Sachsen und die Markgrafen von Schleswig, Stettin, Rügen, Magnipolen (Großpolen?) und Große sowohl aus jenen, als auch auswärtigen Ländern, deren Zahl kaum geschätzt werden konnte. Der Markgraf wird durch die Hand des Königs von Dacien mit großer Würde zum Ritter geschlagen, und 1700 junge Krieger werden mit dem höchsten Pompe von dem Markgrafen mit dem Ritterschmucke bekleidet. Von schönen Edelfrauen aus verschiednen Gegenden und Rittern war eine unzählbare Menge zugegen, deren Schönheit unvergleichlich war. Zelte waren auf dem Felde errichtet, die mit Scharlach geschmückt, mit Vorhängen, Sesseln, Polstern wie Gold schimmernd erschienen. Brunnen waren da mit Wein, Bier und Meth gefüllt zum Trank für Jedermann, Keller gefüllt mit Fleisch, Fischen und Getreide, Schiffe beladen mit Gewürzen aller Art, um das Verlangen nach leiblichen Genüssen vollständig zu befriedigen. All diese Herrlichkeit sank bald nachher in Asche zusammen. Denn wegen der unerlaubten Heirat

und um ihn für seinen hochmüthigen Prunk zu strafen, starb der Markgraf ohne einen Erben und sein ganzes Land kam an das Reich. Ihm können wir die Verse Ovids zurufen, der sagt:

Immer blühen die Veilchen nicht, noch die Lilien vom Cynthos,
Oede starret der Dorn, welcher die Rose verlor."

„Im Jahre des Herrn 1311 zieht der König nach Italien. Bei sich hatte er unter andern bedeutenden Männern den Herzog Leopold von Oesterreich, seine eignen Brüder den Erzbischof Balduin und den Grafen Walram, den Bischof von Lüttich (Leodiensem), seinen Verwandten und Freund, den Grafen von Savoyen, welcher die Schwester seiner Gemahlin, der Königin, zur Ehe hatte. Dieser war ihm als Nachbar und Vertrauter der Ligurer besonders nothwendig und nützlich bei der Ordnung der Angelegenheiten. Manche zogen auch aus Neugierde mit, Andre aus Verwandtschaft, Andre um der Neuheit willen bei einem so ungewöhnlichen Unternehmen, um mit eignen Augen zu sehen, was geschähe. Und über den Bernhard (montem Jovis) gehend, gelangte er nach Mailand, der Hauptstadt Liguriens. Dort wurde er glänzend empfangen und in der Kirche des heiligen Ambrosius sammt der Königin mit der eisernen Reichskrone gekrönt durch den Mailänder Casto von Thurn."

„Aber bald umnebelte sich der heitere Himmel, denn sie gedachten die Verherrlichung in Schmähung, den Schmuck in Schimpf, die Ehre in Nichts zu verwandeln. Der mächtigste der Stadt nämlich, Guido von Thurn, empfand bitter, daß seines Ansehens Macht über die Stadt gemindert werde und der Kaiser fortan die Händel der Bürger und aller, die herzukamen, nach Recht und Gerechtigkeit schlichten werde. Daher machte er eine Verschwörung gegen den König und die Seinen und suchte durch Meuchelmörder, die in Häusern und Straßen

vertheilt waren, den Kaiser und Alle um ihn aus dem Wege zu schaffen. Der Kaiser aber wohl vorgesehen fliegt zu den Waffen, eilt durch die engen Gassen auf den freien Platz der Stadt, der die Pfalz heißt, und kämpft entschlossen mit den Seinen, welche helfend herbeiliefen. Einige Brüder der Deutschherren und vor Allen besonders ein gewandter und beherzter Mann dieses Ordens, der sich an die Seite seines Herrn heftete, verwundeten und tödteten viele Gegner und erhielten den Kaiser unversehrt. Herzog Leopold aber, der außerhalb der Mauern bei dem heiligen Gervasius und Protasius sein Quartier hatte, gürtet sich, unkundig dessen, was geschah, als er das Toben und Schreien vernahm, eilig die Waffen um und stürmt wie ein heftiger Wirbelwind in die Stadt (V. 475 ff.). Die Speere werden wie Regengüsse gegen ihn gerichtet, schwere Steine, Bänke, Sessel von den Dächern der Häuser herabgeschleudert, und er hatte die gefährlichsten Hemmnisse zu überwinden, ehe er zu dem Standort des Kaisers durchgedrungen war. Wie er kommt, glänzt neu die Sonne, und entflammte wieder den fast schon erlöschenden Muth. Neue Kämpfe werden begonnen, ein Haus wird niedergerissen, die Wuth und Wildheit der Feinde gebrochen, die Hand des Gegners erstarrt, der Arm erlahmt, der Dolch sinkt, der Kampf erlischt, der Kaiser triumphirt als Sieger. Der Urheber des Frevels, Guido, barg sich fliehend in dem Kloster Claravallis, und von den Mönchen aus einem Weinfasse gezogen, lebte er nachher im Elend."

„Die Kaiserin belohnte den Herzog Leopold, den sie wegen seiner Mannhaftigkeit liebte, am Tage Epiphaniä mit einem goldnen Becher voll Goldgulden (V. 476) und ordnete an, daß er die Tochter ihrer Schwester und des Grafen von Savoyen, Katharina, zur Ehe erhalte. Der Herzog begegnete dort einem Edelmanne jenes Landes, von Correggio, der Waffen und Schild des Herzogthums Oesterreich täuschend ähnlich führte, und sagte ihm, es könne ihm dies großen Schimpf und Nachtheil vo-

seiner und seiner Brüder Seite zuziehen. Dieser aber entgegnete: er habe vernommen, daß seine Vorfahren in alter Zeit von den Herzögen Oesterreichs wegen ihrer Verdienste mit diesen Zeichen geehrt worden seien. Dadurch befriedigt verband der Herzog sich ihn zu engerer Freundschaft und gestattete ihm, sich mit ihm für immer der gewohnten und ererbten Wappen zu bedienen."

„In diesem Jahre feierte der Papst Clemens ein allgemeines Concil in Vienne, in welchem die Clementinischen Statuten erschienen und der Templerorden auf den Wink des Königs von Frankreich ausgerottet wurde. Der König verlangte auch daselbst, daß der Papst Bonifacius ausgegraben und als Ketzer verbrannt würde. Da aber die gesammte Geistlichkeit widerstand, gab er sein Vorhaben auf. Die Punkte aber, die er als Anklage gegen die Templer vorbrachte, waren folgende: Erstens, weil sie das Sacrament der Eucharistie leugneten. Zweitens, weil sie nicht an die Auferstehung der Todten glauben. Drittens, weil sie vom Laster der Sodomie befleckt seien. Viertens, weil sie von denen, die ihren Glauben annehmen, verlangen, daß sie den Gekreuzigten verleugnen und ihm ins Angesicht spucken. Fünftens, weil sie einen Vertrag mit den Sarrazenen gegen die Christen geschlossen und die Stadt Accaron (Accon) hinterlistig ihnen ausgeliefert haben. So wurde dieser berühmte und leuchtende Orden vom Himmel der Kirche gerissen, der unter Heinrich IV. (V.) und Honorius II. entstand im Jahre des Herrn 1108. Ihre Güter wurden andern Kreuzfahrern übertragen, aber von einigen derselben nicht angenommen. Hier muß man die Fragen wiederholen, welche sich schon in alten Büchern finden, wo es heißt: „Soll, wenn Einer sündigt, dein Zorn gegen Alle wüthen? Willst du den Gerechten mit dem Ungerechten verderben? Und wenn Gott unter seinen Engeln eine Schlechtigkeit findet und straft, wie Hiob sagt, so werden die andern durch den Schrecken gereinigt werden." So hätte, wenn etwa auch wirklich in Betreff eines

Einzelnen Fehlerhaftes in jenem heiligen Orden vorhanden war, deßwegen nicht die Gesammtheit verachtet werden dürfen. Denn sein Lob verkündet Bernhard: „Sie leben, sagt er, gemeinschaftlich, in heitrer und reiner Unterhaltung, ohne Weiber und Kinder, und damit nichts fehle an der evangelischen Vollkommenheit, sie wohnen ohne jedes Eigenthum." Und er fügt hinzu: „Anmaßendes Wort, unnützes Werk, unmäßiges Gelächter, selbst leises Murren oder Geflüster, wo man es findet, bleibt nie ungerügt. Schach (scacos) und Würfel verwünschen sie, verabscheuen die Jagd und ergötzen sich auch nicht, wie das gewöhnlich geschieht, an dem Zeitvertreib der Vogelstellerei. Schauspieler, Zauberer, Erzähler, offenhafte Lieder oder Schauspiele verschmähen und verwünschen sie als Nichtigkeiten und verderblichen Unsinn. Das alles sieht nicht aus wie Irrthum, sondern ächte Mönchszucht."

Wir übergehen die Kämpfe des Kaisers in Brixen und Treviso, die das nächste Kapitel schildert.

„Als er dort (in Pisa) sich aufhielt, siehe, da warf sich jener umherirrende Flüchtling, Herzog Johann, Kaiser Albrechts Mörder, im Gewande der Augustiner ihm zu Füßen und flehte seine Gnade an, indem er sagte, er sei vom Papst an ihn gewiesen, welcher erklärt habe, dieses Verbrechen sei mehr nach weltlichen, als geistlichen Gesetzen zu richten. Der Kaiser, unschlüssig, was er thun solle, gerieth in keine geringe Verlegenheit. Dem Bittenden Verzeihung zu weigern hielt er für gottlos, eine solche Schandthat aber ungestraft zu lassen schien ihm durchaus nicht gerecht und dabei sehr verwegen. Im Kampfe zwischen Frömmigkeit und Gerechtigkeit fand er jedoch das Mittel, daß der Schuldige zwar nicht getödtet, aber nichts destoweniger durch engste Haft gestraft würde. Er ließ ihn in einen Thurm einschließen und bis zum Tage seines Todes sorgfältig bewachen, damit er so wenigstens bereuen und die Gnade Gottes erlangen könne."

Von der Kaiserin erzählt der Chronist im weiteren Verlauf, S. 372: „Es erkrankte aber (in Janua) die Kaiserin heftig und die überhandnehmende Krankheit führte ihren Tod herbei am 13. December. Unter dem Weinen und unaussprechlichen Seufzen des Kaisers und des ganzen Hofes wurde sie dort begraben. Ein Beweis ihrer Frömmigkeit und Heiligkeit war folgender Vorgang. Als sie bei ihrem Aufenthalte in Mailand beim Mahle des Herrn (Gründonnerstag) armen Frauen die Füße wusch und Kleider unter sie vertheilte, spottete ein Teufel durch den Mund der einen ihrer Demuth. Sobald aber die Kaiserin, mit den Waffen des Glaubens den bösen Geist bekämpfend, mit der Hand ihre Wange schlug, scheuchte sie alsbald aus ihr den unreinen Geist, wie ich aus dem Munde des Herrn Bischofs Heinrich von Trident guten Andenkens, der Kanzler des kaiserlichen Hofes war, vernommen habe. So verwandelte sich der Citherklang des Kaisers durch den Tod der so innig geliebten Gefährtin in Trauer und der Orgelton in die Stimme der Weinenden (Sic imperatoris cithara in luctum per mortem consortis tam dilectae, et organum ejus in vocem flentium est conversum). Welcher, keinen Trost von den Freunden annehmend, von allzuheftigem Schmerz innerlich getroffen, die Verse Ovids zu sagen schien:

Manche Wunde wird schlimmer, bemühest du dich sie zu heilen,
Besser, die heilende Hand hätte sie gar nicht berührt.
Solche Wunden sind dies, die, da die Heilung nicht möglich,
Nicht zu betasten mir dünkt wohl das Beste zu sein."

Der nächste Abschnitt berichtet, wie der Kaiser, von den Seinen gedrängt, in die Verlobung willigt mit der jüngsten Tochter des Königs Albrecht, Katharina, und wie er unterdeß in Rom die Kaiserkrone empfängt.

„Nach der Krönung verlangten die Cardinäle von dem Kaiser, daß er der Kirche den Schwur der Treue leiste. Er antwortete: nach dem Recht habe er Keinem einen Eid zu leisten, außer wegen der Wahrung der Rechte

des deutschen und römischen Reiches, und das sei schon geschehen in verflossenen Zeiten. Wie heftig der Papst darüber erzürnt war und wie sehr es ihm mißfiel und er das vom Eide mißbilligte, zeigt die Clementinische Decretalie. Nichts desto weniger bestätigte der Kaiser die von den alten Königen und Kaisern gegebenen Privilegien der römischen Kirche durch die Hand des Bischofs Heinrich von Trident."

Die Ursini, in Verbindung mit dem Bruder des Königs Robert, erregen einen Aufstand; es kommt zu blutigem Kampf und Sieg des Kaisers und er kehrt nach Tuscien zurück, um Ruhe zu neuer Rüstung zu gewinnen. Aber auch hier lauert überall Verrath. „Mehrmals suchen die Gegner ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, aber seine Verdienste und besonders die göttliche Gnade schützte ihn erbarmungsvoll. Denn wie Horaz sagt:

Weder die Saite gibt stets den Ton, den die Hand und das Herz will,
Dem, der den vollen verlangt, antwortet gar oft sie mit scharfem,
Noch trifft immer der Bogen, wohin er sich drohend gewendet.

Im folgenden Jahre wendet er sich ernstlich gegen Robert, nachdem er ihn als Beleidiger kaiserlicher Majestät wegen der angemaßten Herrschaft über Apulien ꝛc. vorgeladen und den nicht erschienenen in die Acht gethan hatte. „Sein ganzes Heer, brennend vor Verlangen, jenen zu vertreiben, schien dem Kaiser die Verse Lucans zuzurufen:

Daß so zähe Geduld in dir die Kräfte zurückhält,
Alle beklagen wir dies. Fehlt denn das Vertrauen zu uns dir?
Weil noch warm das Blut die athmenden Körper beweget
Und die Geschosse zu schleudern die sehnigen Arme vermögen,
Ist zu kämpfen es Zeit, so rufen sie."

„Während er mit allem Eifer diesem Unternehmen oblag, kam er zur Zeit des Monats August in das Gebiet von Siena zu einem kleinen Orte, Boniconventus genannt. Als er dort der Gottesverehrung hingegeben war und nur auf Göttliches Sinn und Gedanken gewandt hielt und zu dem Genuß des

heiligen Abendmahles sich fromm vorbereitete, nahm er nach Vollendung der heiligen Messe mit gebogenen Knieen den Leib des Herrn, und als er den Trank des Kelches empfangen hatte, durchbebte alsbald eine Gewalt zitternder Schwäche seine Brust und zog die Eingeweide wie durch eine Masse von Edelsteinstaub zusammen (adamantina congerie). Und während die Aerzte urtheilten, daß er Gift getrunken habe, und durch Aufrichtung des Körpers es herauszutreiben versuchten, wenn er nur erlaubte, daß sie die Füße nach oben und das Haupt nach unten kehren ließen *) zu beschleunigter Entfernung desselben, wies er dies zurück mit den Worten: er könne und wolle nicht rühmlicher sterben, als während er den Urheber des Lebens leibhaftig bei sich wisse und habe. Und so gab er unter Gebet und Erhebung der Hände in die Hände des Herrn seinen Geist. Ueber seinen Tod bestehen verschiedene Berichte. Einige sagen, der Geistliche, welcher ihm das Abendmahl gereicht, habe in den Trank des Bechers sachte und heimlich den Staub eines zerriebenen Diamantsteines gemischt, der die Eigenschaft habe, auch das Eisen anzuziehen, und deßwegen seien die Eingeweide so schnell zusammengezogen worden, und dies sei durch die Florentiner veranstaltet worden. Man sagt auch, er habe, als er sich tödtlich im Innern erschüttert gefühlt, dem Geistlichen selbst gerathen, schleunig zu entfliehen, und dieser sei unverletzt nach Florenz gekommen und dort mit den höchsten Lobsprüchen

*) Dieses Verfahren wurde öfter angewendet. So erzählt der Mönch von Fürstenfeld (gewöhnlich Volcmar genannt) in seiner Chronik bei Gelegenheit des Vergiftungsversuches an dem jungen Sohne Ottokars von Böhmen: Wir Schüler, nach Art der Knaben, die sich gern allzu dreist und zudringlich in Alles, was vorgeht, zu mischen pflegen, laufen fort auf den Berg (Hradschin), und in das königliche Schloß eintretend, sahen wir daselbst den König, an den Füßen in Schlingen hängend, das Haupt rückwärts gebeugt, damit nach dem Rathe der Aerzte aus den innersten Eingeweiden ausflösse, was er vergiftetes getrunken oder gekostet hatte, durch welche tödtliche Veranstaltung er mit Hülfe Gottes kaum noch der Todesgefahr entging. Boehm. Fontes I. p. 9.

empfangen worden, weil er das Vaterland, wie sie sagten, von der Tyrannei des Kaisers befreit habe. Wie sich dies verhalte, gestehe ich nicht zu wissen. Daß ein so fluchwürdiges Verbrechen von einem Geistlichen geschehen sei, der so bekannt und dem Kaiser so werth war, ist schwer oder vielmehr durchaus nicht zu glauben.*) Ich habe aber von einem Manne, dem verehrungswürdigen Pater Bertrand, dem Patriarchen von Aquileja, welcher Untersuchungsrichter der Processe des heiligen Palastes des Papstes einige Jahre hindurch war, gehört, daß die Bitterkeit des allzuheftigen Schmerzes darüber, daß er nicht Rache nehmen konnte an seinen Gegnern, ihn so durchdrungen habe, daß er die Gefahr des Todes nicht habe überwinden können. Daher fand man bei der Oeffnung der Leiche, als man die Eingeweide herausnahm, sein Herz in zwei Theile gespalten, so daß manche behaupteten, er habe zwei Herzen gehabt."

Er regierte zwei Jahre als König und nicht ganz drei als Kaiser. Sein Körper ward nach Pisa gebracht und dort ehrenvoll in seinem hangenden (pendulo) und kostbaren Sarg oder Behälter aufgestellt. Er war ein frommer und gottergebner Mann, dem göttlichen Dienste häufig hingegeben, im Herzen kühn, körperlich gewandt, er fürchtete Gott, liebte Kirchen und Klöster und befreite insbesondre die babenbergische Kirche von den großen Schulden, die auf ihr lasteten. Einstmals, als ein Barbier mit Abnehmen seines Bartes beschäftigt war, fühlte er, wie dessen Hand zitternd sich bewegte, sodaß ihm das

*) Die Vergiftung erzählen eine Reihe von Chroniken, während andre sie bezweifeln oder darüber schweigen. Die italienischen Chroniken nehmen alle den Tod durch Krankheit an, so Villani. s. Böhmer's Regesten. Nicht minder triftige Beweise gegen die Vergiftung durch einen Predigermönch sind die drei Zeugnißbriefe vom 14. Sept. 1313 aus dem kaiserlich gesinnten Arezzo, sowie eine von Ficker in Venedig aufgefundene Stelle in einer Chronik, deren Inhalt auf der Aussage des kaiserlichen Arztes und dem Verhöre des angeschuldigten Mönches beruht. s. J. E. Kopp: Gesch. der eidgenössischen Bünde. Bd. IVa. S. 333.

Scheermesser fast aus den Händen entglitt, und indem er seine Hand festhielt, sagte er: „Halt ein, nichts Gutes bringt dieses Zittern deiner Hand.“ Alsbald gestand dieser, er sei durch Geld bestochen worden, den Unschuldigen zu vertilgen. „Wodurch, sagte der Kaiser, habe ich das verdient? Hätte es in seinem Ermessen gestanden, so hätte er die That verheimlicht und dem Unglücklichen das Leben gelassen, wenn nicht so Viele anwesend gewesen und Kunde davon gehabt hätten.“

Seine Verlobte, Katharina, kam, geleitet von dem König Johann von Böhmen, dem Sohne des Kaisers und einem großen und auserwählten Gepränge, um nach Italien zu gehen, nach der Stadt Diessenhofen am Ufer des Rheines (zwischen Constanz und Schaffhausen). Als sie daselbst die Trauerkunde vernahm, wäre sie in dem Meere von Kummer versunken aus allzugroßer Herzensangst, wäre ihr der Trost der Verwandten nicht zu Hülfe gekommen. Sie selbst blieb vorerst in jener Gegend und soll mit heimlichen und verstohlenen Thränen gar häufig den Tod ihres Verlobten beweint und mit ihrer Mutter Elisabeth seine Exequien mit frommem Eifer gefeiert haben. Sein Sohn aber, der nach Böhmen zurückkehrte, vergaß schnell den Tod des Vaters und verwickelte sich vielfach in die Eitelkeiten dieser Welt. Der Erzbischof von Trier kehrte, nicht ohne große Mühen und Beschwerlichkeiten, mit Mehreren auf seinen Sitz zurück in großer Trauer und ließ fast alle die Thaten seines Bruders in seinem Palaste aufs herrlichste und kunstreichste abbilden (es sind Zeichnungen der Art noch in einem jetzt im Trier'schen Archiv zu Coblenz befindlichen Codex enthalten). Von den Uebrigen blieben einige, den neuen Kaiser erwartend, dem der Weg schon bereitet war; Krieg führend unter der Fahne des Hauptes Konradins, des einst in jenen Gegenden unschuldig gemordeten, waren sie siegreich. Italien aber und alle die Städte, die zum Kaiser hielten, und ganz Alemannien fing in seiner Würde und Kraft zu siechen an, da es das Hauptglied verloren hatte, durch welches alle andern Kraft erhielten

und in ihrer Kraft erhalten wurden, wie der wundervolle Versemacher Quintus Serenus von dem leiblichen Körper sagt:

„Die behaupten, es sei der Magen der König des ganzen
Körpers, sie scheinen die wahre Erkenntniß gefunden zu haben.
Denn ist der Magen gesund, so stärkt er sämmtliche Glieder,
Leidet dagegen er Schmerz, so fühlen sich alle gebrochen.
Ja, wenn Heilung nicht hilft, schwächt selbst das Gehirn er, so sagt man,
Und lenkt ab auf sich die höheren Sinne des Innern.“

Uebergehend zu der Geschichte der beiden Gegenkönige berichtet unser Chronist S. 378 ff. die der Wahl vorhergehenden Zerwürfnisse und ihre augenblickliche Schlichtung.

„In dem erwähnten Jahre 1313, als der Tod des Kaisers schon allgemein bekannt geworden war, führt Herzog Friedrich von Oesterreich die Herren und Ritter seiner Länder, nämlich die Grafen von Heunenburg, Pfannberg, zwei Grafen von Hals, Ulrich von Walse mit einem auserlesenen Gefolge und mit den Edeln von Niederbayern in das Gebiet von Oberbayern, damit sie seine und seiner Brüder Länder besuchten und vor neuer Verwirrung, wie das leicht geschieht, beschützten. Er soll auch große Geldsummen geschickt haben, damit sie durch reichliche Spenden Freunde und Vertheidiger anlockten und zusammenbrächten und die Einflußreicheren, wie sie es passend fänden, zu Gunsten seiner Erwählung stimmten.

Als sie aber an den Ort Gammelsdorf kamen, nicht weit von der Stadt Landshut, stellte sich ihnen Herzog Ludwig von Bayern gerüstet entgegen und verhinderte ihren Durchzug. Es war nämlich von früher noch ein Funke alten Hasses in seiner Brust geblieben, weil die Bayern und Oesterreicher selten in wahrer Freundschaft zusammenkommen konnten. Es verdroß ihn auch, daß die Ritter Niederbayerns, denen er aufrichtig wohlwollte, in diesem Geleite waren und ohne sein Wissen in sein Land einzuziehen gewagt hatten. Während nun

von beiden Seiten Worte des Haders mehr als des Friedens gewechselt wurden, werden sie, nachdem sie ihre Schaaren geordnet und vertheilt hatten, schnell handgemein. Der Herzog aber, der kühn war und im Herzen nach Kampf dürstete, ward seinen Gegnern überlegen. Und obgleich diese aufs tapferste stritten, befleckten doch manche ihren Ruhm und wichen, aus Furcht vor dem gewaltigen Streit, aus der Schlacht; Andre dagegen hielten den Feinden in der Nähe trefflich Stand. Der Graf Ulrich von Pfannberg wird zum Ritter geschlagen und für sein tapfres Gebaren wird ihm die Schwester des hochmächtigen Grafen Ulrich von Walse zur Gattin versprochen. Da sie aber demungeachtet alle sich überwunden erkannten, geben sie dem Herzog für ihren freien Abzug das Versprechen nach Kriegssitte (nicht mehr gegen ihn zu kämpfen), in der Hoffnung, daß zwischen ihm und Friedrich gleichmäßige Verträge die Freundschaft wieder herstellten. *)

---

*) Da unser österreichischer Chronist über die eigentliche Ursache des Streites bei Gammelsdorf weggeht, berichten wir sie nach dem Fürstenfelder Geschichtsschreiber. Die Ursache war die Vormundschaftsangelegenheit. Herzog Otto von Niederbayern (Titularkönig von Ungarn) war am 9. Sept. 1312 mit Hinterlassung eines 13 Tage alten Sohnes, Heinrich (des Natternbergers, wie er von seinem Geburtsort genannt wurde) gestorben und hatte diesen und seine beiden noch unmündigen Neffen unter die Obhut der Städte Straubing und Landshut gestellt, B. 53 ff., unter dem eidlichen Gelöbniß der Prinzen, ihren Oheim, den Herzog Ludwig von Oberbayern, als einzigen Vormund anzuerkennen. Die niederbayrischen Grafen und Ritter verdroß es, daß sie Handwerkern und andern gemeinen Bürgern nachgesetzt wurden; auf ihren Antrieb schlossen die Prinzen und ihre Mütter ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich ab unter Einwilligung ihres Pflegers Ludwig (13. Nov. 1312). Nun belästigten die Mütter und der Adel (besonders die Grafen von Hals und Puechberg) die beiden Städte so, daß diese den Mitvormund um Schutz anriefen. Bald verbreitete sich Zwietracht und Fehde über das ganze Land und es konnte kaum ein ruhiger Winkel mehr gefunden werden. Die Mütter der Prinzen mit ihren Rathgebern rufen darauf Friedrichs Hülfe an und nehmen ihn (Urkunde am 1. Sept. 1313 zu Passau) zum Pfleger

Friedrich war über diesen schlimmen Ausgang höchst betrübt und mit großer Klugheit und Vorsicht bemühte er sich,

---

und Schirmer ihrer Personen, Länder und Leute auf 6 Jahre an (bis zur Mündigkeit des älteren Heinrich II.).

„Herzog Friedrich, fährt der Chronist fort, nahm die ihm angebotne Vormundschaft an und kam auch sogleich nach Bayern herauf, um sich in den Besitz der ihm übertragenen Gewalt zu setzen. Als er sich eines Tages im Schlosse zu Landau an der Isar aufhielt, kam zu ihm Herzog Ludwig von Oberbayern. Bald entspann sich ein Wortwechsel über diesen Gegenstand, der am Ende so heftig wurde, daß Ludwig nach seinem Schwerte griff und nur durch die Umstehenden von unziemlicher Thätlichkeit abgehalten wurde. Herzog Friedrich gab die Erklärung, er wolle bald seinem Vetter Gelegenheit verschaffen, seine Streithitze auf seinem eigenen Gebiete abzukühlen. Es wurde gegenseitig der Krieg erklärt, und die beiden Fürsten, Jugendfreunde, in jeder Hinsicht herrliche mit großen Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstete Männer, schieden von einander als Todfeinde. Herzog Friedrich ging nach Schwaben zu seinem Bruder Leopold, um dort Truppen aufzubieten. In Oesterreich sammelte Ulrich von Walse, der Landeshauptmann, ein starkes Kriegsheer; Ungarn, Cumanen, Slavonier waren darunter, beutelustige Völker; sie nahmen Säcke mit und große Geldbeutel, um den ihnen verheißenen Raub leicht nach Hause bringen zu können. In Bayern angelangt, schloß sich an dieses Heer der unzufriedene niederländische Adel mit seiner Mannschaft an. Herzog Ludwig befand sich in einer sehr bedenklichen Lage. Von Osten und Westen her zogen starke Kriegsheere gegen sein Land. Noch niederschlagender für ihn war, daß sein Bruder Rudolf, jetzt wieder Mitregent, den Krieg mit Friedrich, dem er sehr geneigt war, und dem er sogar bei einer Reichsvacatur seine Wahlstimmen versprochen hatte, mißbilligte.

Ludwig konnte in solcher Lage nichts anders thun, als schnell seine Mannschaft aufbieten. Es geschah dieses im Monat Oktober. Es sammelten sich um ihn die oberbayrischen und nordgauischen Ritter mit ihren Leuten, vor allen die Bürger der Städte, nicht nur der in seinem Lande gelegenen, sondern auch der niederbayrischen Hauptstädte, Landshut und Straubing. Auch viele Ritter aus Franken und Schwaben schlossen sich seinem Heere an, welches an der Straße zwischen Augsburg und München am Zeidelbach (bei dem Kloster Altenmünster) sich aufgestellt hatte. Es ward diese Stellung in der Absicht genommen, um die Verbindung der beiden österreichischen Heere zu verhindern, und nach Umständen mit gesammter Macht über das eine oder das andere herfallen zu können. Die Gelegenheit dazu

den Gefangenen Freiheit zu verschaffen. Und auf einen bestimmten Tag (im April 1314) kommen Friedrich und Ludwig in Salzburg

---

bot sich auch bald dar. Denn schon stürmten die australischen Raubhorden über die Flüsse Inn, Rott und Vils heran, hatten sich der Stadt Landshut bemächtiget, und waren von da bis in die Gegend von Mosburg vorgerückt. Als Ludwig solches in Erfahrung gebracht, setzte er sich an die Spitze der Reiterei, und zog schnell durch das Glon- und Ammerthal, 10 Stunden lang, in die Gegend, wo die Amper sich mit der Isar verbindet. Der Feind war bei Volkmannstorf bereits über letztern Fluß gegangen, und in den Ebenen des Dorfes Gammelsdorf (eine Stunde nördlich von Isareck) gelagert. Ein dicker Nebel verbarg ihm Ludwigs Ankunft. Am 9. November Mittags geschah der Angriff, unvermuthet und mit solcher Hitze, Kraft und Schnelligkeit, daß sich das österreichische Heer schon nach der ersten Stunde auflöste, und nicht mehr in Schlachtordnung stellen, sondern nur noch theilweise fechten konnte. Ein nordgauischer Ritter, Rüdiger der Pinzinger, drang mit unwiderstehlicher Gewalt auf den feindlichen Panierträger ein, brach sein Panier mit seltenem Muthe, und machte ihn zum Gefangenen. Die Ungarn und Cumanen, gute, besonders der Reiterei lästige Pfeilschützen konnten des dicken Nebels wegen von ihrer Waffe keinen Gebrauch machen. Alles wurde durch die bayrische Reiterei über den Haufen geworfen und rannte in wilder Flucht gegen die Brücke bei Volkmannstorf. Sie brach unter der Last der Schwerbewaffneten. Dieser Umstand vollendete die gänzliche Niederlage der österreichischen Armee, welche jetzt von einander abgeschnitten auf beiden Seiten des Stromes sich befand. Besonders ausgezeichnet haben sich in diesem Treffen die Herren von Schwezzelberg. Als sie sahen, daß Herzog Ludwig mit zu großer Hitze vorwärts drang, hielten sie absichtlich ihre Pferde an, und nahmen an dem Streite nicht eher Antheil, als bis beide Theile ganz ermüdet vom Kampfe waren. In diesem dem Schlachten gewinnenden Momente brachen sie mit ihren Leuten los, und durchritten nicht einmal, sondern im alles niederwerfenden Galopp das Schlachtfeld. Bei Sonnenuntergang war das ganze Schlachtfeld mit feindlichen Leichen bedeckt, und Herzog Ludwig wird von den Seinigen als Sieger begrüßt. Dreihundert und fünfzig Edelleute, Oesterreicher sowohl als Niederbayern, wurden gefangen; einige derselben wurden auf ihr Ehrenwort, nimmer feindlich gegen den Herzog zu dienen, frei gelassen, andere aber auf Rosse und Wagen gebunden in die Gewahrsame der Schlösser und Städte geführt. Das ganze Lager mit vielen Wagen und großen Schätzen, mit kostbaren Kleidern, Gold, Silber und andern Kleinodien wurde dem benachbarten Landvolk

zusammen und während sie dort in Einem Bette schliefen, kam das Gespräch auch auf das Reich und Friedrich vertraute Ludwig an, daß er nach der Regierung strebe. Ludwig erwiederte ihm, er könne bei seinen geringen Kräften nicht darnach streben; daher wolle er, da Friedrich selbst reich und mächtig sei und alles, was dazu gehöre, in Ueberfluß besitze, sich für ihn mit seiner Person und seinen Mitteln eifrigst bemühen. Unter solchen Gesprächen werden die Gefangenen freigelassen unter der Bedingung, daß sie ferner nichts gegen Ludwig unternehmen, und keinem gegen ihn beistehen. Durch die festesten Verträge wird dies bekräftigt, und nach Erneuerung ihres Freundschaftsbundes schieden sie in heiterster Stimmung von einander."

„In diesem Jahre begann Friedrich das Karthäuserkloster Maurbach nahe bei Wien zu gründen, das auch Allerheiligenthal heißt, und versah es königlich mit Geld und Einkünften. Den Mönch Gottfried, der Prior des Karthäuserklosters Seitz oder St. Johannsthal war, ließ er dorthin übersiedeln als ersten Vorsteher seiner Stiftung." Währenddem sandte Herzog Friedrich, weil er keine Ehegenossin hatte, den Abt von St. Lambert

---

und den Bürgern der Städte Mosburg und Landshut als Beute zu Theil. Davon sind viele reich geworden und sind es noch bis auf den heutigen Tag, sagt der Berichterstatter. Den Bürgern von Landshut, welche sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, verlieh Ludwig statt der bisherigen drei Pikelhauben drei Helme in ihre Stadtwappen, weil sie Rittern gleich für ihre drei jungen Fürsten gestritten. Die Nachricht von diesem wichtigen Siege verbreitete sich schnell in ganz Deutschland, und dem Herzog Ludwig ist aus demselben großer Ruhm erwachsen. Allgemein war die Rede, daß er nicht nur ein tapferer und muthiger Kämpfer sei, sondern auch die Kunst verstehe, große Heeresmassen von einem Ort an den andern schnell zu bringen und an den Punkt zu stellen, wo der Tapferkeit Sieg zu Theil wird. Der Fürstenfelder Chronist macht in Bezug auf die Freilassung der Gefangenen die naive Bemerkung: ideo dicebatur ab ipso (Ludovico): hic retibus novit pisces concludere, sed nescit desquamare, scit aves capere, sed non novit deplumare, d. h. er weiß die Fische ins Netz zu locken, aber nicht zu schuppen, er versteht die Vögel zu fangen, aber nicht zu rupfen.

mit dem Ritter Rudolf von Lichtenstein, Heinrich von Walse und geistlichen und weltlichen angesehenen Personen nach Arragonien, zur Werbung um des Königs Tochter Elisabeth, und Dietrich von Wussau, der später Bischof von Laventinum ward, ein ausgezeichneter Lehrer des Staatsrechts (doctor decretorum) begleitete sie nach Hofe. Sie war eine ausgezeichnet schöne Jungfrau von trefflichem Charakter, von erlauchter Abkunft und der Ruf ihrer Schönheit und Tugend hatte ihn mit Liebe zu ihr erfüllt. Sie selbst ihres Theils soll ein Traumgesicht belehrt haben, daß ihr eines Königs Sohn, der Herzog von Oesterreich nämlich, als Gemahl zu Theil werde (V. 410 ff.). Als nun die feierliche Gesandtschaft kam, um die Heirat abzuschließen, gelobte sie freudigen Herzens mit ihnen ziehen zu wollen. Der Vater stattete sie aufs glänzendste aus und gab ihr den hochverehrten Erzbischof von Gerunda (Gerona) als Begleiter mit. Als sie durch Carpentras (bei Avignon) kam, schickte ihr der Papst zu ihrem Einzug (in Avignon) ein wunderschönes Pferd, kräftigte sie dann durch den apostolischen Segen und entließ sie mit Gebeten für die glückliche Vollendung ihrer begonnenen Reise. Und an den Ufern des Rheines anlangend, kam sie in die Besitzungen ihres Verlobten und fand hier bei den Freunden und vorzüglich bei den Schwestern Friedrichs Trost und vertrauliches Familienleben. Dort blieb sie einige Zeit und gönnte sich nach den Beschwerden einer so weiten Reise mit ihrem Gefolge kurze Ruhe. Wie Ovidius sagt:

Gönne dir Rast. Das Land, das geruht, trägt reichliche Zinsen;
Gern schlürft trockenes Land ein das himmlische Naß.

„Im Jahre des Herrn 1314 brachte Friedrich, der nach Erneuerung und Bekräftigung seines Freundschaftsbundes mit dem Herzog Ludwig von Bayern, mit aller Vorsicht und Klugheit nach der Reichsregierung begehrte, den Pfalzgrafen Rudolf, Ludwigs Bruder, auf seine Seite. Er schickte auch Vertraute zum Erzbischof Heinrich von Köln und verständigte sich mit ihm gleichfalls in der Weise, daß sein Bruder, Herzog Heinrich, die

Tochter des Grafen Ruprecht von Wernenburg, der ein Bruder des Erzbischofs war, heiraten sollte. Darauf hin versprach der Erzbischof für seine Wahl zu stimmen und stellte sogleich sich mit 500 Mannen ihm zu Diensten. Und der junge Herzog beging alsbald in jenem Lande seine feierliche Hochzeit und verweilte daselbst eine Zeit lang."

„Unterdessen gelangt die Tochter des Königs von Arragonien mit Katharina, der einstigen Verlobten des Kaisers, im Monat Januar auf ihrer Fahrt nach Oesterreich in das Land Kärnthen. Dort kam ihnen Friedrich frohen Muthes entgegen und als er grüßend seine Braut gewahrte (V. 1162 ff.), hob er die Umhüllung des Wagens auf, ergriff ihre Hand und redete sie mit kurzen Worten züchtig und bescheiden an. Darauf tröstete er seine Schwester mit der Hoffnung auf einen andern Gemahl und freute sich, auf alle Weise für ihre sichere Aufnahme Sorge tragen zu können. Später verband er sie mit dem Sohne des Königs Robert, dem Herzog von Calabrien und sandte sie ihm mit stattlichem Geleite."

„Darauf ruft Friedrich zu sich den König Karl von Ungarn, den Herzog Heinrich von Kärnthen, seine Brüder, die Herzöge Leopold, Albert, Heinrich und Otto und mehrere Grafen, Ritter und Barone und den Erzbischof Wikard von Salzburg. Zugegen waren auch seine Schwester Frau Agnes, einst Königin von Ungarn, und seine Mutter Frau Elisabeth, die Königin der Römer; diese bemühte er sich aufs Angelegentlichste zu trösten; mit den versammelten Fürsten aber hielt er geheime Berathung und forderte sie auf, ihm mit Rath und That zur Erwerbung der Königskrone beizustehen. Alle freuten sich seiner Bewerbung, priesen ihn, weil er so Gewaltiges und Erhabenes im Sinne habe, und versprachen ihm zur Hand zu sein und ihn mit allen Kräften zu unterstützen."

„Unterdeß waren die Kurfürsten Peter von Mainz und Balduin von Trier mit dem Könige Johann von Böhmen in Berathung getreten, und da die Macht Friedrichs ihr Mißtrauen

erweckt hat, reizen sie den Herzog Ludwig von Bayern durch die Frage, warum er selbst, der doch durch Adel und Würde keineswegs dem Herzog von Oesterreich nachstehe, nicht auf das Recht und den Ruhm der Reichsregierung Anspruch mache, da sie doch bereit seien ihn in Allem zu unterstützen und mit ihrer Macht und Person ihm treue Dienste zu leisten. Auf diese Botschaft hin rüstete sich Ludwig, der keinen sich näherstehend erachtete als sich selbst, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zum Wahltage, im Vertrauen hauptsächlich auf die, welche sich ihm zur Hülfe verpflichtet hatten für den ganzen Verlauf dieser Handlung."

Der übrige Theil des Abschnittes erzählt den Zug, den Friedrich zur Unterstützung der Paduaner gegen die Veroneser machen ließ; ferner den Tod des Papstes Clemens V. und des Königs Philipps IV. von Frankreich und seiner Söhne bis zur Thronbesteigung Philipps von Valois und seine Kriege mit Eduard IV. von England; kleinere kriegerische Vorgänge in Italien und schließt:

„Auch in Alemannien traten viele Erschütterungen ein, und wer nehmen konnte, nahm, weil die schon ruchbar gewordene Uneinigkeit der Fürsten in Betreff der Wahl Adel und Bürger spaltete, wie man Aehnliches aus der Vorzeit im alten Testamente liest: Ich sah ganz Israel durch die Gebirge zerstreut wie Schafe ohne Hirten." Sodaß die Verse des Prosperus auch auf diese Zeiten angewandt werden können, welcher sagt:

Draußen pochen die Feinde, vertheilt auf die Berge zum Kampfe;
Drinnen herrschet im Staat und in dem Hause der Zwist."

Fünftes Buch.

Von der Wahl Friedrichs und Ludwigs und der Krönung beider.

„Im obenerwähnten Jahre des Herrn 1314 trafen Friedrich und Ludwig so prächtig, als sie konnten, am Orte der Wahl zu Frankfurt zusammen.*) Die Stadt stand Ludwig offen und

---

*) Die Verhandlungen, die dem solennen Wahlakte vorausgingen, berichtet unser Chronist nicht. Nach Heinrichs Tode bemühten sich beide Parteien, die habsburgische und die luxemburgische, um die Stimmen der Kurfürsten. Die Habsburger hatten vor Allen den Erzbischof von Köln, Heinrich von Virneburg, ihren Verwandten, durch 40,000 Mark Silber gewonnen (Olenschl. Urk. XIX.); ferner den älteren Bruder Ludwigs, den Pfalzgrafen Rudolf, der als älterer Prinz die pfalzbayrische Kurstimme führte; auch er hatte schon 1312, wo eine Wahl noch nicht in Aussicht stand, sich gegen eine große Geldsumme verpflichtet, Friedrich oder Leopold seine Stimme vorkommenden Falls zu geben und in förmlicher Urkunde (Speyer, 17. März 1314) dies bestätigt. Daß Ludwig selbst bei der Zusammenkunft zu Salzburg, 14. April, ebenfalls gelobte, Friedrich anzuerkennen und ihm nicht hinderlich zu sein bei der Bewerbung, ist schon erwähnt. Auch Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg versprach seine Stimme, die er aber gemeinschaftlich mit Waldemar von Brandenburg führte; ebenso der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der aber mit dem Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg um die Kurstimme stritt. Papst Clemens V., König Robert von Neapel und sein Sohn Karl, der Friedrichs Schwester Katharina, nach dem Tode Heinrichs VII., ihres Bräutigams, geheiratet hatte, waren seiner Wahl günstig, und König Karl von Ungarn, ein Vetter Roberts, schloß mit den Herzögen ein Schutz- und Trutzbündniß. Die Häupter der luxemburgischen Partei waren Heinrichs VII. Bruder, der Erzbischof Balduin von Trier und Heinrichs Sohn, Johann von Böhmen (geb. 1296; Reichsvikar 1310 und in demselben Jahre mit Böhmen belehnt; 1311 vermählt mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth); letzterer verwaltete noch immer die Reichsverweserschaft. Da selbst der Besitz von Böhmen, auf das immer noch Heinrich von Kärnthen Anspruch machte, in Frage stand, wenn die Habsburger in ihrer Bewerbung siegten, lag es im besondern Interesse Balduins und Johanns, wenigstens einen auf den Thron zu bringen, der ihrem Hause

er konnte sich aus ihr mit hinreichendem Unterhalt versehen. Friedrich schlug sein Lager außerhalb der Mauern (das Chron.

---

weniger gefährlich schien. Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, ein noch von Albrechts Zeit her erbitterter Feind der Habsburger, trat alsbald auf ihre Seite. Als Direktor des Kurfürstenkollegiums hält er Ende September 1313 circa Confluentiam, also wahrscheinlich zu Rhense (Boehmer, Regest. 1839. S. 234) eine Vorberathung der drei geistlichen Kurfürsten; sie konnten sich nicht verständigen; im Oktober trifft Peter Aichspalter mit Johann von Böhmen in Würzburg zusammen; daß hier noch Johann selbst als Bewerber auftrat und sogar dem Pfalzgrafen Rudolf Versprechungen machte, ergeben die Regesten. Der Sieg Ludwigs bei Gammelsdorf am 9. November änderte in sofern die Verhältnisse, als nun Peter bei der Jugend Johanns (17 Jahre alt) auf den siegreichen Ludwig sein Augenmerk richtete; wenigstens berichten die Räthe Peters und des Herzogs Rudolf von Bayern am 21. December 1313 dem Erzbischof zu Bacherach über die Bedingungen, die Rudolf eingehen will, wenn der Erzbischof ihm oder seinem Bruder die Stimme bei der Königswahl gebe (10,000 Mark Silber, Burg und Stadt Weinheim und die Burg Reichenstein). Durch die Bemühungen Friedrichs und Leopolds wurde freilich Rudolf wieder auf ihre Seite gebracht. Am 28. April versprach er zu Speyer eidlich dem Herzog Friedrich seine Stimme; ebenso der Markgraf Heinrich am 1. Mai, und der Kölner Erzbischof am 9. Mai zu Bacherach. Um somehr mußten Peter Aichspalter, Balduin, und der junge Böhmenkönig sich beeilen, ihnen entgegen zu arbeiten. Auf den Juni 1314 berief daher Kurfürst Peter das Kollegium nach Rhense; nur zwei Erzbischöfe waren zugegen, der Kölner, sowie Johann von Böhmen, Pfalzgraf Rudolf, der Herzog von Sachsen und der Markgraf Waldemar waren durch Gesandte vertreten; aber eine Einigung wurde auch hier nicht erzielt, da der Kölner auf Friedrich, die beiden andern auf Johann bestanden. Vorübergehend hatte die luxemburgische Partei schon früher an Markgraf Heinrich von Brandenburg (V. 202) und an den Grafen Amadeus von Savoyen (V. 202) gedacht (s. Olenschlager, S. 78 f.). Unmittelbar darauf schrieb Peter die Wahl auf den 19. Oktober aus; zugleich aber brachte er seine Genossen dahin, ihre Stimme auf den, durch den Gammelsdorfer Sieg berühmt gewordenen Bayernherzog zu vereinigen und in ihm den mächtigen Habsburgern einen ebenbürtigen Nebenbuhler gegenüber zu stellen, der, trotz des Vertrags zu Salzburg, noch ihr Feind sei (V. 232 ff.) und, wenn es zum Krieg kommen sollte, die Habsburger seinen tapfern Arm nochmals fühlen lassen könne. Die beiden Erzbischöfe

Albert. Argentin. nennt Sachsenhausen) auf dem einen Ufer des Maines (fluminis Mogi) auf, und was ihm auf dem Rheinstrom

---

senden sofort Vertraute an Herzog Ludwig und lassen ihm Eröffnungen machen und zu einer Zusammenkunft am Rhein einladen. Ein Chronist (Petr. Zittav. bei Dobner Monum. 5, 337) versichert, Ludwig habe sich sofort, beistimmend und zugreifend, nach dem Rhein begeben; die Mehrzahl aber, die darüber berichtet, wie Burgundus hist. bavar. und Johann. Vitodur. versichert, er habe zunächst Einwendungen gemacht. Das Wort, das er Friedrich gegeben, gestatte ihm nicht, auf ihr Begehr einzugehen; eines Fürsten Wort müsse so verbindlich sein, als beim gemeinen Manne die heiligsten Eide; sie möchten ihm nicht zumuthen, daß er an seinen nächsten Verwandten zum Verräther werde. Auch sei sein Muth und seine Tapferkeit nicht hinreichend, um ihn als Kaiser im Ansehen zu erhalten; zum Beherrscher des deutschen Reiches genügten nicht Eigenschaften des Gemüthes und Geistes; er müsse auch durch seine Macht hervorragen. Er selbst könne sich aber nicht mächtig nennen; *nur die Hälfte der Pfalz und der dritte Theil Bayerns stehe in seiner Gewalt und aus dessen Einkünften könne er die Last einer Krone nicht unterstützen* (V. 246 ff.). Uebrigens werde Friedrich nicht abstehen und also ein Krieg unvermeidlich sein, da die Gerechtsame zweier erwählten Könige nur das Schwert entscheiden könne; *sie möchten ihre Stimmen lieber auf Friedrich übertragen* (V. 250 ff.). Erst als die Erzbischöfe wiederholt in ihn gedrungen waren und ihn wegen seines Versprechens beruhigt hatten durch die Versicherung, ein Eid in dieser Sache könne ihn nicht gegen sich selbst binden, sondern nur, sobald ein dritter erwählt würde; *da er selbst in Person erwählt sei, verhalte sich's anders und er müsse dem Rufe des Reichs folgen* (V. 551 ff.): willigte er im Vertrauen auf des mächtigen Johanns Hülfe und Unterstützung bei einer Zusammenkunft, wahrscheinlich zu Lorch, endlich ein. Welche Verbindlichkeiten übrigens Ludwig gegen seine Wähler eingehen mußte, beweisen die zahlreichen von ihm vor der wirklichen Wahl ausgestellten Urkunden, besonders die zu Lorch am 12. September erlassene, in welcher er dem Erzbischof von Mainz den Zoll zu Lahnstein, die Stadt Seligenstadt und den Bachgau, den Zoll zu Ehrenfels und verschiedne Erweiterungen der geistlichen Gerichtsbarkeit verspricht; worauf am 20. September der Erzbischof nochmals eidlich gelobt ihn zu wählen. In der zweiten der am 12. September 1314 in Lorch ausgestellten Urkunden (s. Guden. No. XXX.), die neben andern Schenkungen auch eine Summe von 10,000 Mark feines Silber auswirft für die Mühen und Ausgaben

zugeführt wurde, raubte Feindeshand (Albert. Argent. Peter von Mainz nahm mit seinen Schiffen dem Friedrich die Lebensmittel

---

des Erzbischofs, verpfändet Ludwig für den Fall, daß die Zahlungsfrist nicht eingehalten würde, eine Anzahl von edlen Herren und Ministeralien, die zugegen waren und unterzeichneten, z. B. Konrad von Hohenlohe, Andreas von Bruneck, Berthold von Neyffen ꝛc. Dies war also ohne Zweifel die Hauptzusammenkunft. Natürlich verfuhr der Gegner Friedrich und seine Partei nicht anders; so gelobt Leopold zu Siegen am 24. September dem Erzbischof von Köln 40,000 Mark ꝛc. Auf beiden Seiten wurde also, wie dies freilich auch früher schon geschehen war, die Krone gleichsam verhandelt.

Als der Wahltag herannahte, erschienen zuerst die Erzbischöfe von Mainz und Trier, letzterer allein mit 4000 Helmen, unter denen die Grafen von Jülich und Berg; sie besetzten die Frankfurter Vorstädte, das Fischerfeld genannt, im Osten der Stadt, von der Brücke mainaufwärts. Es war dies der gesetzlich zur Wahl bestimmte Ort, der noch in einer Urkunde von 1263 Franken-Erde genannt wird; in der Nähe lag der königliche Kammerhof mit seinen Gütern. Diese Vorstädte (suburbia) reichten bis an das jetzige Friedberger Thor, wo die Neustadt begann, und es gehörte zu ihnen auch der Theil, der jetzt noch das Klapperfeld heißt, wie man sagt, von dem Klappern oder Schlagen an die Schilde, mit dem von hier aus der Vollzug der Königswahl den Bürgern verkündet wurde. Die Klappergasse in Sachsenhausen soll ihren Namen aus jener Zeit haben, wo hier Friedrich der Schöne zum König ausgerufen wurde. Auf dem Klapperfeld stand auch der Hof der Tempelritter und ein Haus, genannt zum kleinen Römer (s. Olenschlager, Erläuterungen zur goldenen Bulle. S. 19 Anm. 4 und 5). Die Vorstadt im Fischerfeld bestand nur aus einer Reihe Häuser, die durch drei schmale Gassen von Mittag nach Mitternacht getheilt waren (s. Baldemar von Peterweil: Chorographia Francofurtensis und Batton: örtliche Beschreibung der Stadt Frankfurt).

Von Böhmen her über Amberg und Nürnberg zog König Johann mit Kriegsleuten; in seinem Gefolge war, gleichfalls mit Kriegsleuten, der Herzog Ludwig von Bayern. Auch Waldemar von Brandenburg und sein Vetter Heinrich und der Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg, welcher gegen Sachsen-Wittenberg die Kurstimme ansprach und für Ludwig sich erklärte, erschienen persönlich an der Spitze von bewaffneter Mannschaft, und stellten sich in denselben Vorstädten auf, am rechten Ufer des Maines. Auf der Gegenseite von Heidelberg her kam der Kurfürst Rudolf, welcher sich am 8. Oktober von seinem Bruder Ludwig in Amberg getrennt hatte,

weg, die von Mainz her kamen); daher drückte die Seinigen einigermaßen der Hunger. Und da die Stimmen der Wähler

und nach der Rheinpfalz gegangen war, mit den eignen und den Truppen des Herzogs Friedrich von Oesterreich, die dieser aus den schwäbischen Vorlanden mit sich genommen; in ihrer Begleitung waren der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg und der Herzog Heinrich von Kärnthen, welche beide auf Wahlstimmen Anspruch machten. (Nach einer Urkunde bei Böhmer, die Kurfürst Rudolf am 17. Oktober in Heidelberg ausstellt, war er bei der Wahl gar nicht zugegen, denn er schreibt den drei geistlichen Kurfürsten, daß er verhindert sei und den Bischof Heinrich von Gurk als Stellvertreter schicke.) Der Erzbischof Heinrich von Köln war nicht dabei, aus Furcht vor der großen Kriegsmacht des Kurfürsten von Trier und des Grafen Johann von Luxemburg (so nannte er den König Johann), mit welchen er in Streit begriffen war; er hatte seine Wahlstimme am 15. Oktober an den Pfalzgrafen Rudolf übertragen. Sie lagerten sich, als sie das eigentliche Wahlfeld am rechten Ufer schon besetzt fanden, am linken in der Vorstadt Sachsenhausen.

Die Bürger von Frankfurt, verstärkt durch die Bürger der umliegenden kleinen Reichsstädte, insonderheit von Wetzlar, Friedberg und Gelnhausen, die seit lange her mit ihnen im wetterauischen Bunde waren, verschlossen die Thore und besetzten die Mauern ihrer befestigten Stadt. Am 19. Oktober, dem zur Wahl bestimmten Tage warteten die Wahlfürsten am rechten Ufer bis nach Mittag auf die am linken Ufer gelagerten, und schickten dann, als sie an dem gesetzmäßigen Wahlplatze nicht erschienen, einen Gesandten ab mit der Einladung, sie möchten, weil sie heute nicht erschienen seien, am morgigen Tage erscheinen, an diesem werde die Wahl ohne weiteren Aufschub vor sich gehen. Allein statt zu gehorchen und die gesetzlichen Förmlichkeiten zu beobachten, nahmen sie bald nach Abgang des Gesandten einseitig den Wahlakt vor, und proklamirten Friedrich Herzog von Oesterreich als römischen König, wahrscheinlich in der Hoffnung, durch Zuvorkommen in der Zeit ein Recht zu begründen. Als die Gegenpartei dieses in Erfahrung gebracht hatte, schritt auch sie am andern Morgen zur Wahl. Sie fiel verabredeter Maßen auf Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog von Bayern. Die Frankfurter, aufgefordert, dem rechtmäßig gewählten König die Thore zu öffnen, gehorchten ohne Widerrede, und Ludwig wurde dann nach alter Sitte der Elevation in der St. Bartholomäus-Kirche auf den Altar erhoben, und dem Volk als König gezeigt. Vergebens bemühte sich der Herzog Friedrich, daß auch ihm die Bürger von Frankfurt die Thore öffnen und seine Erhebung in der nämlichen

sich nicht vereinigen konnten, „wird im Innern von Troja's Mauern gefehlt, wie von außen," indem die in der Stadt dem

---

Kirche nach den vorgeschriebenen Förmlichkeiten erlauben sollten. Sie hielten sich fest an den bereits anerkannten König Ludwig und verweigerten Friedrich den Einzug. Nach diesem blieben die beiden Gegenkönige noch einige Tage mit ihren Truppen auf den Plätzen stehen, wo sie waren gewählt worden, um der Welt zu zeigen, welcher der stärkere sei und über den andern auch in dieser Hinsicht ein Uebergewicht habe. Friedrich von Oesterreich mußte zuerst den Wahlplatz verlassen wegen Mangels an Lebensmitteln, die ihm zu Wasser und zu Land der Erzbischof von Mainz mit seinen Truppen abschnitt. Sein Heer ging auseinander, die Schwaben und Pfälzer nach Haus: er selbst schlug sich mit weniger Reiterei durch, und kam nach Bonn, wo ihn sein Freund, der Erzbischof Heinrich von Köln, am 25. November krönte, weil die von Ludwigs rechtmäßiger Wahl durch die Frankfurter benachrichtigten Bürger von Aachen ihre Stadt, den gesetzlichen Ort der Krönung, ihm verschlossen. Dahin kam Ludwig am folgenden Tag an der Spitze von 4000 Reitern, und wurde, weil der gesetzmäßige Krönungsbischof, der Kurfürst von Köln, die Verrichtung dieser Ceremonie verweigerte, sammt seiner Gemahlin Beatrix von dem Kurfürsten von Mainz zum römischen König gekrönt, am 26. November. Beide Theile ließen dann Verkündigungsschreiben ausgehen an das deutsche Reich und an den zu wählenden Papst; denn Clemens V. war unterdessen gestorben (am 20. April 1314) und ein Nachfolger noch nicht gewählt. In diesem Schreiben suchte jeder Theil die Rechtmäßigkeit seiner Wahl zu beweisen und bat den Papst um Anerkennung.

So weit der Wahl- und Krönungsbericht, den wir größtentheils aus Buchner, S. 285 ff., genommen haben. Ludwig war also von den Erzbischöfen von Mainz und Trier, von dem König von Böhmen, von dem Markgrafen Waldemar und von dem Herzog Johann von Sachsen, von fünf Stimmen erwählt; Friedrich nur vom Pfalzgrafen Rudolf und von dem Erzbischof von Köln, mit zwei Stimmen, denn Heinrich von Kärnthen hatte offenbar kein Stimmrecht gegen Johann, und auch Herzog Rudolfs von Sachsen Anspruch gegenüber dem Herzog Johann war nicht anerkannt. Buchner's Bemerkung, daß den Aachnern die Erwählung durch die Frankfurter kund gegeben worden sei, ist nicht ganz genau; die Stadt Wetzlar erließ vielmehr, nach Böhmer, Wahlakten Nr. 42, am 25. Oktober das Schreiben an Aachen, nachdem schon am 22. die Kurfürsten, jeder in besonderem Schreiben, den vier wetterauischen Städten, die in Frankfurt vertreten waren, die vollzogene Wahl mit der Aufforderung der Aner-

Ludwig, die draußen dem Friedrich mit jubelndem Glückwunsch die Ehre der Herrschaft zusprechen; so verfinstert sich die Sonne

---

kennung bekannt gemacht hatten und am 23. die feierliche Elevation vorgenommen war. Das Schreiben des Erzbischofs von Mainz, mit dem die andern gleichlauteten, heißt übersetzt im Auszuge (s. Olenschl. a. a. O. Urk. XXVIII.): Peter, von Gottes Gnaden Erzbischof ꝛc. den klugen Männern in Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen, Schultheißen, Schöffen ꝛc.: Da an dem genau und unwiderruflich bezeichneten Tag zur Wahl ꝛc. bei Frankfurt mit uns zusammengekommen waren unsre Mitkurfürsten Balduin ꝛc., die andern aber zu erscheinen sich weigerten und auch keine Stellvertreter sandten, woraus die volle Macht, einen geeigneten zum römischen König zu wählen, bei uns, den Gegenwärtigen, verblieb; haben wir, nach Vernichtung der Wahlstimmen der Abwesenden für diesen Fall, auf den Erlauchten Fürsten ꝛc. unsre Stimmen gelenkt und ihn einmüthig zum römischen König ernennen zu müssen geglaubt. Deßwegen ersuchen und ermahnen wir Euer Liebden und heischen von Euch aufs angelegentlichste, daß Ihr diesem Herren Ludwig, als einem rechtmäßig und einmüthig erwählten römischen Könige, gehorchet und Treue leistet und Euch ihm bereit zeiget zu allen guten Diensten, dergestalt, daß er, der Herr und König und wir Fürsten auf Eure Ehren, Vortheile und Freiheiten bei allen Gelegenheiten mit verdienter Freudigkeit Bedacht nehmen können. Gegeben im Lager bei Frankfurt XI. Kal. Nov.

Aus dem Schreiben der Stadt Wetzlar heben wir nur hervor, was den Beweis giebt, daß die Stadt Wetzlar, ohne Zweifel im Namen der vier wetterauischen Städte, die Verkündigung der Wahl an die Krönungsstadt übernommen hat. „Den klugen und sehr ehrbaren Männern, dem Schultheiß ꝛc. der Stadt Aachen, wie auch allen Edeln der Länder ꝛc. der Schultheiß ꝛc. der Stadt Wetzlar ꝛc." Es folgt nun fast wörtlich das Schreiben des Erzbischofs. „Wir haben nach sorgfältiger Berathung und nachdem wir den klugen Rath unsrer Herren eingezogen, am 23. Oktober unserm allergestrengesten Herren, Ludwig, römischem König, die Stadt Frankfurt aufgeschlossen und für Recht gehalten, daß ihm, nachdem er auf den Altar des heil. Bartholomäus erhoben worden war, als unserm wahren Herren Huldigung und Gehorsam gebührend von Jedermann geleistet werden müsse."

Man sieht hieraus, daß die Stadt Wetzlar bei diesem Wahlakte vorzugsweise die Bewachung der Thore übernommen hatte; vielleicht wechselten die vier Städte darin ab oder wurde durchs Loos eine zur Oberaufsicht gewählt.

der Freundschaft und sie gehen als Feinde auseinander. Friedrich kam den Main überschreitend mit wenigen seiner Vertrautesten

---

Wahrscheinlich ward auf dem Reichstage 1147 die Stadt Frankfurt zur rechtmäßigen Wahlstätte bestimmt; wenigstens wurden hier Barbarossa, Friedrich II. zweimal, Otto IV. u. a. gewählt. Da die Fürsten mit starker Mannschaft kamen, trieb zuweilen Vorsicht die Bürger zur Verschließung der Thore. Friedrich II. verbot dieses bei schwerer Strafe, wie aus der österreichischen Reimchronik von Hornigk hervorgeht, wo es heißt:

Die Fürsten sagten ym slecht,
Sie hetten daz wol vernommen,
Ez wer ee auch also chomen
Daz Frankchenfurter irew Tor
Den Chur-Herren hieten vor
Beslozzen und versart:
Dew (die) selb sach wart
Dem Kayser Fridreich
Gechlagt chlegleich,
Do er den nägsten Hof het,
Der seczt an der stet,
Und gepot daz,
Daz daz Recht furbaz
Stet solt beleiben:
Er hiez ez auch schreiben
An allen den Puechen,
An den man dew Recht sol suechen,
Wenn hinfur
Die Herren zu der Chur
Hincz (hin nach) Frankchfurt chemen,
Und ob sy daz vernemen,
Daz man sew (sie) nicht enwolt
Lan in dew Stat, so solt
Man den Kunig hie vor welen,
Und denn vor zellen
Dem, der da erwelt wurd,
Daz er pesäcz Frankchenfurt,
Unczt (bis) daz pesßrung geschech
Den Chur-Herren umb ir Smech
Der selben Traczhait.

in die Stadt Bonn, die zum Sprengel des Kölner Erzbischofs gehört, und sandte zu den Aachnern Botschaft, daß sie ihm den Zugang zum Sitze Karls gewährten. Diese antworteten: sie seien schon durch andre Verträge vorher angegangen und gebunden, nach ihren unverbrüchlichen Satzungen wollten sie zuvor die Macht Beider erproben und würden danach diesem oder jenem günstig und bereit sein. Unterdessen rüsteten sich die Anhänger Friedrichs, Herzog Heinrich von Kärnthen und Graf Heinrich von Görz mit andern angesehenen Männern mit Zurücklassung ihrer Zelte zur Rückkehr in die Heimat. Nicht geringe Angst hatten sie neben der Hungersnoth von den Bewohnern der Gegend zu bestehen, sodaß sie sich auf den Feldern mit den eßbaren Theilen der Rüben sättigten *) und mehrere durch eine

---

Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. wurden in der Stadt gewählt (s. Olenschlager, Erläuterung der goldnen Bulle, S. 15). Bei streitigen Wahlen mußte der Gewählte sechs Wochen vor der Stadt lagern, ehe er eingelassen wurde. War bis dahin der Gegner nicht erschienen, um seine Ansprüche geltend zu machen, so öffnete die Stadt ihre Thore zur Elevation. So bei Günther und Ruprecht. Bei Ludwig, dem die Städte gewogen waren, hielt man die übliche Lagerung um so weniger für nöthig, da der Gegner Friedrich schon entwichen war.

*) Aehnliches erzählt, ohne sonderliche Berücksichtigung der Zeitfolge, der Verf. der Vita Ludovici IV., ein enthusiastischer Anhänger Ludwigs, voll Ueberschwänglichkeit und Redseligkeit, ohne Zweifel ein Bayer, vielleicht, wie Böhmer meint, ein Mönch des Klosters Raitenbuch, ohne Angabe der Zeit und des Ortes der Begebenheit (s. Boehm. Font. I. 154): König Ludwig zwang ihn (Friedrich), in einen Rübengarten einzudringen, nicht sein Reich zu finden, sondern sich und den Seinigen Schande zu bereiten (B. 680). Und wunderbar! der auf einem gepanzerten Rosse saß, gab Roß und Waffe für eine Rübenmahlzeit, aus übergroßem Hunger; das trieb ihn aber doch nicht, mit den Seinigen eiligst zurückzukehren. Im Gegentheil, nach Ablauf des Jahres zog König Friedrich durch Nieder- und Oberbayern und nöthigte Ludwig, in seinen Festungen zu verharren mit großen Kosten (1319). Wiederum, im darauffolgenden Jahre (1315), zwang der Herr, König Ludwig, den König Friedrich auf eine Insel zwischen dem Lech und Rhein, eine Ueberschwemmung der Wasser kam

rasche neue Art von Kriegsdienst gleichsam auf der Flucht Ritter wurden und den Titel dieser Würde ohne des Kriegsherolds Ruf mit in die Heimat zurückbrachten."

Ludwig aber, dem die Grafen und Ritter um Aachen günstig waren (Wilhelm von Holland, Gerhard von Jülich, Adolf von Berg, der Burggraf Friedrich von Nürnberg; die Bischöfe und geistlichen Fürsten, außer Köln, Salzburg und Passau; so wie fast alle Reichsstädte, selbst Köln, waren laut Urkunden auf seine Seite getreten; nur die Städte am Oberrhein von Selz an, mit Ausnahme von Bern und Solothurn, hielten zu Oesterreich, wie auch viele Reichsritter in Schwaben, z. B. die Grafen von Helfenstein, Werdenberg ꝛc., die oberschwäbischen Städte Ulm, Memmingen, Kempten ꝛc., auch einige niederschwäbische, namentlich Eßlingen, das aber später zu Ludwig übertrat), erlangte durch seine Macht den Eintritt (mit 4000 Reitern) und nachdem er mit seiner Gemahlin (Beatrix), der Tochter eines (schlesischen) Herzogs, am 26. November vom Erzbischof von Mainz gekrönt worden war, verrichtete er sein Königsamt dort und in Köln, durch Belehnung und andre Obliegenheiten. Auch in Speyer, wohin er sich zunächst begab, vollbrachte er nach altem Herkommen, feierlichst, was zu den Befugnissen des neuen Königs gehört. Die Stadt Augsburg, Bayern, Böhmen, Franken und das untere Ribaurien (zwischen Lippe und Lahn), außer dem Sprengel des Kölner Erzbischofs, hatte er in seiner Gewalt mit andern Winkeln des Reiches und machte dort Gebrauch von dem Rechte des königlichen Namens und hielt in den Städten, die ihm günstig waren, glänzende Reichstage. Friedrich aber wird in der Kirche des seligen Cassius in der obenerwähnten Stadt Bonn am 25. November von dem Erzbischof Heinrich von Köln gekrönt und als rechtmäßig erwählter König, als der gerechte,

---

dazu und nöthigte ihn, nicht auf Feldern und in Wäldern zu schlafen, sondern auf die Pferde zu steigen und so in den Wassern zu wandeln bis zum dritten Tag, was bis zur Stunde Niemand gesehen. Und so entfloh er gleichsam schiffend.

mächtige, weise und tüchtige verkündet.*) Dieser hatte Oesterreich, Steier, Kärnthen, das obere Schwaben und in ihrem Umfang die tapfersten Vorkämpfer, er legte sich auch den königlichen Namen zu und schrieb Reichstage aus in den bedeutenderen ihm

*) Der oben erwähnte Verf. der Vita Lud. IV. erzählt Beider Krönung folgender Maßen (Boehm. Font. I. 152 f.): Die 5 Kurfürsten führten Herzog Ludwig an einen sichern Ort zu Aachen, wo er (25. Nov.) mit Ruhm und Ehre gekrönt wird in dem Münster der preiswürdigen heil. Maria, damit er selbst auch sei ein König des Preises. Daselbst werden Messen gefeiert, die göttlichen Mysterien vollbracht und Gott gelobt in Ewigkeit; daselbst wird er vor allem Volke entkleidet, in die heiligen Gewänder gehüllt und auf die rechte Seite des Altares erhoben, da wird er zum römischen König gesalbt und am rechten Orte und mit der rechten Krone (ist unrichtig) mit seiner Gemahlin gekrönt und zum König von allem Volk ausgerufen, dort auch mit dem heiligsten Leibe unsers Herrn Jesu Christi gespeist und von der großen versammelten Menge: Es lebe der König! es lebe der König! gerufen, dort wird dem ganzen Erdkreis verkündet, daß er wieder einen Herrn habe, und derselbe ihm persönlich gezeigt: schön von Ansehn, tapfer und ehrbar von Person, mit krausem zurückgestrichenem Haar, mit starken Augenbrauen, hellen Augen, gebogener Nase, lächelndem angenehmem Mund, glänzendem rundem Hals, an Armen und Beinen gut bestellt, durch seine Sitten wohlbekannt, von Gemüth heiter, der christlichste Mann, froh den Fröhlichen, ernst den Ernsten! O Gott, welcher Jubel! Welches Festgetöse! Und so möge er regieren glücklich für immer. Gastmähler werden gefeiert, Festzüge veranstaltet, auch die Königin wird gepriesen; Geschenke werden gegeben, Versprechungen entgegengenommen. Es juble der Erdkreis über eines solchen Königs Ruhm immerdar.

Von demselben Jahre 1314 will ich noch Wunderbares berichten. Der andre Theil der Kurfürsten ruft, was von Anfang der Welt noch nicht geschehen ist, den Herzog Friedrich in eine Stadt, die Bonn heißt, und er wird da im Felde auf einem Fasse gekrönt (V. 672 f.) und zum König ausgerufen (25. Nov.). Wer hat je solche Thaten gehört, sag, ich bitte dich, daß zwei zugleich von Anbeginn der Zeiten römische Könige gewesen seien! O ihr Herren Kurfürsten, warum sind Euch von Gott Besitz und Ehren gegeben worden? Ein solcher Zwiespalt, wie er in Ewigkeit nicht gehört worden ist, woher ist er der Kirche entstanden aus irgend einem Theile? Wehe, wehe, wehe! Denn zwischen jenen ursprünglichen, wahrhaftigen, mächtigen Fürsten sind Kämpfe entsprungen auf der

zugethanen Orten und feierte sie zur bestimmten Zeit mit allem Glanze. So wird im Buch der Könige geschrieben: „Nach dem Tode des Königs Zambri war das Volk in zwei Parteien getheilt; die eine Hälfte folgte dem Tebni, die andre dem Ambri."

„In diesem Jahre stirbt die römische Königin Elisabeth in Oesterreich, der Herzöge verehrungswürdige Mutter, ihr Leichnam wurde nach Königsfelden, welches Kloster sie erbaut hatte, übergeführt. Es ist übrigens nicht zu verwundern, daß von ihrem Geschlechte das unversehrte Reich in dem Streit jener Beiden gespalten wurde, denn an Adel, Würde, Großmuth schienen sie gleich, aber an Reichthum und Macht war der eine dem andern weit überlegen. Diese und noch viele hat Alemannia (heißt hier überall schon Deutschland) erzeugt, welche das Steuer des Reiches zu führen vermochten, wenn sie nicht das Geschick durch ehrgeizigen Wetteifer ihrer Kraft zu gegenseitigem Verderben bewaffnet hätte. Denn nach Karls III. Tode erhob ein Theil des Volkes in Italien, wie oben erwähnt ist, den Herzog Berengar von Forum Julii (Friaul), ein andres Guido, den Sohn des Herzogs von Spoleto zur königlichen Würde. Aus deren Wettstreit folgten ebensolche Niederlagen, wie bei diesen, und das Blut floß ebenso in Strömen, sodaß nach des Herrn Verkündigung das in sich selbst gespaltene Reich fast den Jammer gänzlicher Verödung zu bestehen hatte und Bischöfe, Aebte, Prälaten, Herzöge, Markgrafen, Grafen, unter sich uneins, ihre entgegenstrebenden Bemühungen für diesen und jenen opferten. Uebrigens ist es auch nicht sehr ungebräuchlich gewesen, obgleich es bei diesem so schien, daß Friedrich nicht an dem gesetzmäßigen Orte gekrönt wurde. Denn nach dem Tode Heinrichs (VI.) in Apulien wird, wie wir in den Chroniken der Kaiser lesen, sein Bruder Philipp in Mainz zum König erwählt;

---

ganzen Erde! . . . Seht, das muß uns gewaltig Wunder nehmen, daß unter Niedrig und Hoch nicht ein einziger gefunden wurde, weder Papst, noch Cardinal, noch Bischof, noch Patriarch, noch Könige, Herzöge oder Ritter, der diese einträchtig machen konnte.

der Herzog Otto von Sachsen aber in Köln, und dann in Aachen feierlich geweiht, wie oben erwähnt ist. Auch, nachdem Kaiser Arnulf gestorben und in Oettingen, später in Regensburg beigesetzt war, kommen die Ritter und Fürsten des Reiches in Forchheim, einer unbedeutenden Stadt Ostfrankens, zusammen und wählen dort Kaiser Arnulfs Sohn, Ludwig, zum König über sich und setzen ihn, mit den königlichen Zeichen bekleidet, auf den Stuhl des Reiches. Aber das mag hierüber genügen."

Von den beiderseitigen Rüstungen zu kriegerischem Zusammentreffen.

„Im Jahre des Herrn 1315 kehrte Friedrich, nachdem er am Rhein die Verhältnisse geordnet hatte, nach Oesterreich zurück und rüstet daselbst ein Heer zur Unterstützung des Königs von Ungarn gegen einen Edelmann Matthäus von Trentscha, welcher Jahre lang des Königs Gegner war und dem Reich und König viel Beschwerden und Unbill zufügte. Er belagert daher seine Festung Comorn mit Zustimmung des Ungarnkönigs und bedrängte sie durch die Beharrlichkeit der Kämpfenden so sehr, daß er sie, obgleich der Donaufluß sie umgürtete, in seine Gewalt brachte, der königlichen Botmäßigkeit unterwarf und dadurch den König zu besonderer Freundschaft verpflichtete. Der König erkannte auch dankbar an, was geschehen war, und versprach ihm gleiches Maß von Dienstleistungen zur Vergeltung, und erfreut über dieses Versprechen kehrte Friedrich zurück. Sein Bruder Leopold aber hatte schon lange in der Stadt Selz, in der Nähe des Rheines, seinen Standort genommen und beunruhigte von dort aus, so viel er konnte, die Anhänger Ludwigs rings umher, sowohl Ritter als Bürger, in eigener Person oder durch Andere." Bei dieser Gelegenheit siegte, nach anderen Chroniken, Ludwig zum ersten Male seit seiner Krönung den Oesterreichern ob, die von Leopold, nicht Friedrich (wie es V. 681 heißt) geführt wurden. Als nämlich Leopold von Selz gegen Speyer zog, wo Ludwig lagerte, zog letzterer sich auf

den in einer Vorstadt gelegenen, durch eine Mauer geschützten, Judenkirchhof zurück (V. 683 bis 685). Die Oesterreicher wagten nicht, ihn anzugreifen; verheerend zogen sie ab und lösten sich, vielleicht aus Mangel an Lebensmitteln, auf; Ludwig aber besetzte die verlassene Wahlstatt und verfolgte darauf die Feinde bis Straßburg, wo er am 24. März 1315 seinen Einzug hielt. Die Theuerung war in Deutschland so groß (V. 661 ff.), daß der Scheffel Waizen in Regensburg nach unserer Rechnung 45 fl. galt (s. Chronik von Regensburg). „Unterdeß führte Friedrich seine Braut nach Basel, hielt feierliche Hochzeit daselbst und vollzog ihre Krönung unter dem allgemeinen Jauchzen des überall herzuströmenden Volkes."

Das Chron. Alb. Arg. p. 119 berichtet über die Hochzeit: Es wurde aber auf das Fest der Pfingsten ein glänzender Hoftag von den Oesterreichern nach Basel ausgeschrieben, bei welchem die Hochzeit des erwählten Königs Friedrich mit der Tochter des Königs von Arragonien, und Leopolds mit einer Tochter des Grafen von Savoyen gefeiert wurde. Wer könnte beschreiben, wie viel und wie herrliche Lanzenspiele und selbst Turniere da gehalten wurden. Daselbst wurde der Graf von Katzenellenbogen durch einen gewissen Gerhard von Gebweiler beim Speerwerfen niedergestreckt; er starb in aufrichtiger Reue und wurde unter großem Wehklagen und Weinen der Basler Frauen auf den Rhein hinabgebracht. Es wurden dort auch die Heiligthümer von einem Cisterzienser gezeigt, welche den Königen gehören sollen, nämlich die Lanze, ein Nagel, ein Stück vom Kreuz des Erlösers, die Krone, das Schwert Karls und anderes; auch brach ein Gerüst zusammen unter der Menschenmasse, wodurch Viele getödtet wurden. Zur Zeit des Speerwerfens brach ein andres Gerüst, wodurch sehr viele Frauen verletzt und viele Kleinode verloren wurden. Dort wurde Johannes von Klingenberg für den kräftigsten Ritter in vergangener und gegenwärtiger Zeit erklärt und blieb es noch nach 30 Jahren.

„Ludwig bemächtigte sich aus Feindschaft gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen Rudolf, mit aller Anstrengung seiner Festungen, Plätze und Leute und Alles dessen, was ihm unterthan und zugehörig war, und riß sie nach schweren Belagerungen erobernd an sich, indem er behauptete, dieser sei der Vernichter der brüderlichen Liebe, der Urheber dieser Spaltung, und daher der Verwirrer des ganzen Reiches, gegen göttliches und menschliches Recht der Helfer Friedrichs zum Schimpf des eignen Bruders. Nachdem er daher mehrere Burgen und Befestigungen des Bruders besetzt hatte, kündigte er ihm Fehde bis auf den Tod an. Und da dieser von Friedrich nicht losgerissen werden konnte, reizte er ihn durch mannichfache Belästigungen so sehr, daß er nicht lange darauf mit seiner Gemahlin, die eine Tochter des Königs Adolf war, nach Oesterreich wanderte und dort die Noth seines Zustandes bejammerte. Als er mit seiner Gemahlin gestorben war, gab Ludwig seinen Söhnen das Eingezogene zurück und trat in freundschaftliches Verhältniß zu ihnen."

Da unser Chronist das Verhältniß Ludwigs zu seinem Bruder nur beiläufig berührt, sei hier der Verlauf der Bruderfehde kurz eingeschaltet. Es war hauptsächlich Rudolfs Gemahlin, Mathilde, die den Haß zu schüren suchte; auf ihren Rath begab er sich nach der Krönung von Heidelberg nach Bayern, um München und Augsburg auf Friedrichs Seite zu bringen; wahrscheinlich war Friedrich bei ihm. Nach dem für Ludwig glücklichen Ausgang des Kampfes am Rhein zog dieser über Nürnberg, wo der Burggraf Friedrich ihm huldigte und ihm 200 Helme stellte, nach Bayern und hielt am 15. April seinen Einzug in München. Sein Bruder Rudolf kam ihm scheinbar freundlich entgegengeritten an der Spitze der Bürger; aber schon nach 3 Tagen zerfielen sie, da Rudolf die Bedingungen, die Ludwig eingegangen hatte (Abtretung von Weinheim rc. an Mainz), nicht annehmen wollte. Noch mehr zerfielen sie, da Ludwig gegen den Willen Rudolfs, um München einen geräumigen Marktplatz zu geben, mehrere Häuser abreißen ließ. Rudolf

bezog mißvergnügt mit seiner Gemahlin sein Schloß Wolfrathshausen, 6 Stunden oberhalb München. Zwar führte der Bischof von Freysingen einen Vergleich herbei, und Ludwig konnte, nachdem ihm seine Mündel in Landshut gehuldigt und die Stände Niederbayerns zu Regensburg die geforderten Steuern bewilligt hatten, am 12. Juli in München mit den versammelten Ständen Oberbayerns seine Erhebung mit großen Festlichkeiten begehen; aber Rudolf und seine Gemahlin blieben zu Wolfrathshausen. Bald darauf fiel Friedrich sengend und mordend in Bayern ein; Landsberg wurde verbrannt, der Feind näherte sich der Hauptstadt. Ludwig, der sein Heer entlassen hatte, entwich nach Friedberg und von da auf Einladung der Bürger nach Augsburg. Rudolf zog sich in die feste Burg Vohburg an der Donau zurück und zeigte durch seine Unthätigkeit, daß er es mit Oesterreich halte. Der Plan, Ludwig gefangen zu nehmen, war durch seine Flucht vereitelt. Bald sammelten sich auch Ludwigs Schaaren und der Krieg wüthete fort. Zu Ende Oktober stand Ludwig seinem Gegner Leopold bei Buchloe gegenüber. Das Flüßchen Wertach trat aus und setzte Alles unter Wasser, sodaß es den Pferden bis an den Bauch ging. (V. 691 ff., wo es von Ludwig gesagt und Landsberg angegeben wird, das in dieser Fehde zweimal angezündet wurde). Leopolds ganzes Heer wäre verloren gewesen, wenn Ludwig ihn angegriffen hätte. Er ließ sich aber durch feige Rathgeber abhalten und Leopold entwischte mit seinem Heere, um nachher bei Morgarten eine empfindliche Niederlage zu erleiden. Mit verstärkter Macht stand Ludwig 1316 im Feld. Zuerst kämpfte er im März gegen den Grafen Kraft von Hohenlohe; dieser hatte, als Ludwig Ende 1314 vom Rheine heimzog, das Haus in Herrieden, in welchem der König übernachtete, anzünden lassen. (V. 689 ff. Uhl. nennt Schillingsfürst selbst, die benachbarte Hauptfeste des Hohenlohers.) Herrieden, das eigentlich dem Bischof von Eichstädt gehörte, aber vom Grafen Kraft besetzt war, wurde am 1. April mit Feuer und

Schwert vertilgt und dann die Hauptburg des Grafen, Schillingsfürst, am 25. April weggenommen. Dann zog Ludwig gegen Rudolf, Vohburg wurde erobert und nebst anderen Burgen zerstört, zuletzt auch Wolfrathshausen. Von da wandte sich Ludwig gegen die österreichischen Brüder, die durch Schwaben Rudolf zu Hülfe kommen wollten. Nachdem er auch hier siegreich gewesen, legte Rudolf, muthlos und krank, durch Vertrag die Regierung nieder gegen eine Pension und ein Witthum seiner Gemahlin. Er verließ das Land; einige behaupten, er habe den Rest seiner Tage in England, andere in Oesterreich zugebracht. Das Monument, das man ihm in der Augustinerkirche in Heidelberg errichtete, giebt den 19. August 1319 als seinen Todestag an.

„Da aber Friedrich sieht, daß Ludwig ohne vereinte Kräfte nicht niederzuwerfen sei, spricht er den König von Ungarn wegen des versprochenen Gegendienstes mahnend an. Dieser antwortete, ohne Sold könne er keine Soldaten haben; er werde aber dennoch seinen Wünschen nachkommen, wenn Friedrich das Land, welches das Heiratsgut seiner Schwester Agnes, der früheren Königin Ungarns und Wittwe des Königs Andreas, nämlich Scutta (Schütt) und Bosonium (Pösing), seinem Reiche zurückgeben und so den lange abgerissenen Fetzen in das alte Gewebe einflicken wolle. Nach einiger Ueberlegung hin und wieder hielt es Friedrich zuletzt doch für passender, der Schwester die Mitgift durch andre Einkünfte zu ersetzen, als sich des Königs Hülfe zu berauben, die so wichtig für die glückliche Ausführung seines Unternehmens war. Nach Abschluß dieses Vertrags sagen die Ungarn ihre Bereitschaft zur festgesetzten Frist zu und nachdem sie Bosonium und sein Gebiet an sich gezogen, zogen sie vom König weg.“

„Auch Leopold, König Friedrichs Bruder, zog, um seine und des Bruders Macht für die bevorstehenden Kämpfe zu vermehren, mit einer tapfern und trefflichen Schaar Soldaten und Ritter gegen die Schwyzer, ein Volk, das in den Bergen

wohnt, unter keiner Herrschaft Joch gebeugt ist, in Waffen nicht geübt, sondern in den Beschäftigungen der Hirten auf den Weiden aufgewachsen; in festem Vertrauen, daß er sie unterjochen und sie zu seinen und seines Bruders Reichsdiensten zwingen könne. Diese, entschlossen ihre Freiheit zu vertheidigen und mit den umwohnenden Bergbewohnern im Bunde, gestatteten dem Herzog den Einzug und stellten sich dann sogleich den zwischen steilen Bergen eingeschlossenen entgegen und warfen Felsen, die wie Steinböcke von den Abhängen sprangen, auf sie und tödteten so die meisten, da sie sich weder vertheidigen noch auf irgend eine Weise entkommen konnten. Es fielen aber dort vier von Toggenburg, edle und mächtige Männer mit vielen andern, so daß dort die Blüthe der Ritterschaft zusammengesunken sein soll. Der Herzog selbst entkam durch Zurechtweisung eines Mannes, welcher die Steige des Ausgangs beachtete, mit genauer Noth und blieb fortan voll Wuth über den Tod der Edeln."

„Aber auch Ludwig, da er hörte, wie Friedrich überall Schaaren sammelte gegen ihn, verhielt sich nicht lässiger. Was er haben konnte, vertheilte er, ging die größten Verbindlichkeiten ein, versprach den Rittern und Soldaten Güter und befestigte, wohl bewaffnet zur Vertheidigung gegen den stärkeren, seine Hauptstadt (atrium). Und so suchten beide, in königlichem Glanze strahlend, einer dem andern drohende Gefahren, so viel sie konnten, zu bereiten und fügten sich mit wüthendem Herzen begierig alle mögliche Unbill zu, gemäß den Worten des Boethius, der sagt:

Auf des Thrones Gipfel siehst
Du die Könige sitzen hoch,
Strahlend in des Purpurs Glanze
Mit trauriger Wehr umzäunt,
Sich mit falschem Blicke drohend,
Schnaubend in des Herzens Wuth.

Von verschiedenen Unternehmungen Friedrichs, der Versöhnung Johanns, des Königs von Böhmen, und des Herzogs Heinrich von Kärnthen, und einigem Andern.

„Im Jahre des Herrn 1316 zog Friedrich mit einem vereinigten Heere durch Kärnthen und die Gebirge und belagerte Eßlingen, eine Ludwig ergebene Stadt. Mit raschem Andrang schlug er ein festes Lager dicht an der Stadt und ließ Vorkehrungen treffen, um den Neckarfluß abzulenken. Aber umsonst, denn die Bürger hinderten die Werkleute mit Maschinen und Wurfgeschossen. Und da er nichts ausrichtete, verlegt er sein Lager nach Norden auf den Berg und bringt die Stadt in die äußerste Bedrängniß. Ludwig ruft den Erzbischof von Trier und den König von Böhmen, die aus Böhmen kamen, zu Hülfe, um die Belagerung aufzuheben, und schlägt auf der andern Seite sein Lager am Ufer des Neckar auf (14. bis 19. September). Von beiden Seiten aber erwartete man täglich ein Treffen, endlich wird es bei der Tränkung der Lastthiere unvermerkt von den Troßknechten mitten im Flusse begonnen, die ganze Heeresmacht von beiden Seiten wird darein verwickelt und man kämpft noch bei Fackelschein bis in die Dämmerung hinein. Das Handgemenge löst sich erst, nachdem die meisten Pferde und 1700 Menschen niedergemetzelt, wenige nur gefangen waren und kein Theil konnte sich den Sieg zusprechen (V. 699 ff.).“ *)

---

*) Das Chron. Viti Arenpeckii bemerkt (bei Pez I. 1238): Keiner ging als Sieger aus dem Kampf, und da die Sommerhitze drückte und die Nahrung selten war, faßten die Fürsten auf beiden Seiten den Entschluß, ihrer Wege zu ziehen und thaten dies auch. Es wird dies Treffen von Arenpeck, mit größerer Wahrscheinlichkeit, in's Jahr 1318 gesetzt. Aventin bewahrt einen schönen Zug aus diesem Treffen. Ein österr. Ritter, Heinrich Schweinkenrist, warf sich fechtend gegen den Mannlichsten der Bayern und verwundete ihn mit harten Streichen, daß ihm das Blut

Die Wahl des Papstes Johanns XXII. (28. Juni bis 7. August 1316) wird nun gemeldet. Der Verfasser fügt hinzu: „Dieser Papst war durch Einige in folgender Irrlehre verstrickt worden: daß die Seelen der Heiligen und im Fegfeuer Gereinigten, von ihren Leibern getrennt, noch nicht im Himmel seien, noch in der Gemeinschaft der heiligen Engel, noch auch von Angesicht zu Angesicht die Herrlichkeit der Gottheit sähen bis nach der Wiederannahme des Leibes und nach dem Tage des letzten Gerichtes. Jedoch vor seinem Tode widerrief er öffentlich und in Schriften diese Irrlehre. Aber es ist sehr zu fürchten, daß die katholische Kirche, bevor der Antichrist kommt, von dieser Ketzerei angesteckt und gänzlich von diesem Irrthume verführt werde: daß die heiligen und gereinigten Seelen noch nicht in vollkommener Seligkeit und im Schauen der Gottheit mit den heiligen Engeln seien. Aus einer solchen Irrlehre könnten aber der Antichrist und seine Apostel oder Schüler und Boten Veranlassung nehmen zu predigen und zu betheuern, daß er selbst der Messias sei, der uns und die heiligen Väter erst erlösen und in das Land der Verheißung führen soll, d. h. zu der ewigen Freude im Anschauen der Herrlichkeit Gottes."

Es folgen Einzelheiten, die für unsre Geschichte werthlos sind.

„Friedrich schickte (1317) den Abt Konrad von Salem, späteren Bischof von Gurk, an den päpstlichen Hof, um die

---

den Panzer überfloß. Der Bayer, unerschrocken, stieß den Gaul des Ritters nieder und machte ihn zum Gefangenen. Da stürmten Andere herzu, den Oesterreicher zu tödten. Der Bayer aber schützte ihn mit eignem Schwert, gab ihm sein eignes Schlachtroß, hob ihn hinauf und ließ ihn gegen Wort und Handschlag von dannen ziehen, daß er sich wieder einstellen wolle, seine Freiheit zu lösen. Dieser Bayer war Stephan von Gumpenberg gewesen, dessen noch bestehendes Geschlecht schon damals unter den edelsten blühte. Und zur bestimmten Frist erschien der Ritter aus Oesterreich mit Roß und Waffen, dem großmüthigen Ueberwinder das Lösegeld zu zahlen; doch Gumpenberg sprach: „Deß hab' ich nicht Noth!" und erließ ihm die Schuld.

Zustimmung und Bestätigung des Papstes zu verlangen. Da der Abt seinen Großvater Rudolf und seinen Vater Albrecht wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an die Kirche rühmte, und hinzufügte: ist die Wurzel heilig, so sind es auch die Zweige; ist die Masse heilig, so auch das einzelne Stück; antwortete der Papst: von Salomo sei der entartete Roboam entsprossen; und er gewährte das Verlangte nicht."

„Unterdeß rüstet Friedrich sein zweites Unternehmen gegen die Stadt Speyer und schlägt die Zelte dicht an den Mauern auf. Ludwig, der sein Lager ihm gegenüber errichtet hat, wird von Friedrich, während er weniger sorgsam die Wachen beachtet, heftig angegriffen und muß auf den wohlbefestigten Kirchhof der Juden zurückweichen (V. 682 ff.). Dort aber hielt er sich eine Zeit lang, bis die Heere ohne weiteren Kampf sich beiderseitig trennten." Es ist diese Wiederholung wohl ein Irrthum des Chronisten. Nach andrer Erzählung, die durch die Daten der Urkunden bestätigt wird, kam Ludwig, der sich im August und September 1317 in München, Landshut und Amberg aufgehalten hatte, erst im Oktober an den Rhein, er befand sich am 18. in Frankfurt. Dann zog er den Speyerern zu Hülfe gegen Landau; die Stadt ergab sich und wurde gegen einen Schadenersatz von 5600 Pfund Augsburger Pfennige an die Speyerer unversehrt gelassen.

„Im Jahre des Herrn 1318 (wahrscheinlich 1320, Böhmer) locken die Bürger von Straßburg, die uneins waren, beide Könige an sich, da die einen an Ludwig, die andern an Friedrich hielten. Letzterer hatte für den Augenblick die größere Gunst der Stadt, da ihm ein zahlreiches Heer zur Seite stand, in welchem sich besonders der Fußgänger die Fülle befanden. Auch Ludwig kommt herbei und ordnet seine Zelte am Flusse Bruscha (der Breuschbach, der bei Straßburg in den Rhein fällt) gegenüber den Zelten Friedrichs. Nach häufigem Geplänkel rücken sie zuletzt verabredeter Maßen in geordneten Reihen mit aufgestülpten Helmen und gezogenen Schwertern gegen einander, sodaß die Schlacht

im Gange schien. Aber bald trennten sich wider Erwarten die Parteien und gingen wie früher ohne Erfolg auseinander." Ludwig hatte zu Anfang des Jahres eine große Gefahr beseitigt, indem er eine Verbindung böhmischer Edelleute mit Friedrich gegen König Johann durch seine Vermittlung löste (zu Tauß am 23. April). Leopold rückte, als er diesen unerwarteten Eidbruch der Böhmen vernahm, zornig gegen Straßburg, dessen Bürger Ludwig zugethan waren, während der Bischof zu Oesterreich hielt. Ludwig rückte mit einem Heere, das er zu Nördlingen am 7. Juli musterte, zunächst gegen das vom Kölner besetzte Wiesbaden und Scharfenstein. Einen Monat mußte er Wiesbaden belagern, bis der bedrängte Erzbischof ihn anerkannte. Dann erst rückte er in das Elsaß. Daß das Zusammentreffen ohne Entscheidung blieb, schreibt man einem Waffenstillstand zu, den Johann von Böhmen vermittelte.

„Ludwig nahm nach dem Tode seiner Gemahlin die Tochter des Grafen von Holland zur Ehe und feierte die Hochzeit in Köln." Der Chronist ist hier in der Zeit unsicher. Ludwigs Gemahlin Beatrix starb erst am 21. August 1321. Am 15. August 1323 wurde der Heiratsvertrag mit Margaretha, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, durch beiderseitige Kommissäre in Köln ausgefertigt; das Heiratsgut betrug 47,000 Pfd. Heller, die Widerlagen 11,000 Pfd. jährlich. Die Heirat selbst fand ebenfalls zu Köln (nicht zu Arnstadt, wie Buchner S. 335 behauptet) am 25. und 26. Februar 1324 (nicht im August 1323) statt. Vorher hatte er seine Tochter Mechthilde mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen verheiratet und seinen Sohn, den Markgrafen Ludwig, mit Margaretha, einer dänischen Prinzessin, verlobt. „Guta, die Schwester der Herzöge (von Oesterreich), wird mit dem Grafen Ulrich von Oettingen verbunden, und durch dessen Hülfe und Rath Friedrich nicht wenig gestärkt, Ludwig dagegen in hohem Grade beunruhigt, da dieser mit allen seinen Geheimnissen besonders vertraut war." Dieses Faktum fällt in die ersten Monate des Jahres 1319. Ludwig

von Oettingen war der vertraute Rathgeber des Königs (secretarius et servitor, postea eum persequebatur ad unguem). Wahrscheinlich wurde sein Abfall durch Rudolfs Gemahlin bewirkt. Ludwig war ein schon alter Wittwer und hatte erwachsene Kinder. Gleichzeitig heiratete Adolf, Rudolfs ältester Sohn, die Tochter des Grafen von Oettingen. Ohne Zweifel sollte dieser, wenn der Anschlag auf Ludwig gelänge, seine Länder erhalten. Man hatte nämlich keinen geringeren Plan, als Ludwig ums Leben zu bringen. Gegen Ende September rückten zwei österreichische Heere gegen Bayern vor, das eine unter Leopold an den unteren Lech, das andre unter Friedrich an den Inn. Ludwig, der nach dem Abfall des Grafen von Oettingen den Grafen Berthold von Neyffen an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt hatte, zog mit zahlreichem Heere in aller Eile über Freising und Landshut, wo sich an ihn die niederbayrischen Fürsten anschlossen, dem König Friedrich entgegen.

„Im Jahre des Herrn 1320 (es war im September 1319) umzingelt Ludwig das salzburgische Städtchen Mühldorf; zu seinem Entsatze und zur Unterstützung des Bischofs von Salzburg, auf den es abgesehen war, zogen aus Oesterreich Friedrich und aus Schwaben Leopold mit einem Heere herbei. Sie nöthigen Ludwig, der die Brücke über den Innfluß bei dem Städtchen durch eine Masse hineingeworfener Baumstämme zu zerstören trachtete, damit Friedrich nicht hinüberkäme zu seinem Oheim Heinrich, sich nach Regensburg zu flüchten. Friedrich aber und Leopold durchziehen mit Gewalt das Land und verwüsten es, ohne daß Jemand sich zur Wehre setzt.“ Der Salzburger Chronist fügt hinzu: Friedrich richtete eine solche Verwüstung an durch Brand, Raub und Zerstörung, wie es bis hierher in Bayern unerhört war und nirgends zeigte sich ihm, wo er ging, stand und wiederkehrte, ein Vertheidiger oder Widersacher. Er sagt naiv: Ludwig zog sich, ich weiß nicht durch welchen Geist getrieben, zurück. Andre Quellen geben aber Folgendes an. In der Nacht vom 28. auf den 29. September

entstand auf einmal im Lager ein Gerücht, Ludwig solle am Morgen des Michaelitages während der Messe von Meuchelmördern, deren es bei dem Heere eine Menge gebe, ums Leben gebracht und sein Heer dem Feinde überliefert werden; die Hauptleute seien bestochen, der Soldat verrathen. Uebelgesinnte, namentlich von der Partei Rudolfs, hatten absichtlich dieses Gerücht ausgesprengt. Der Schrecken, welchen es verursachte, war so groß, daß noch vor Anbruch des Tages der Herzog Heinrich und seine Leute aufbrachen und die ihnen angewiesenen Posten verließen. Hierauf kam das ganze Lager in Bewegung, allenthalben panischer Schreck, Jedermann, wer konnte, ergriff die Flucht. Vergebens suchte Ludwig die Fliehenden aufzuhalten; als er durch das Lager ritt, waren alle Zelte leer und umgeworfen, und ihm blieb nichts anders übrig, als mit dem Reste seiner Getreuen die Straße nach München einzuschlagen. Was nachher von den Oesterreichern geschah, war ein abscheulicher Raubzug gegen die armen Bauern; an Städte und Schlösser wagten sie sich nicht.

Wir ergänzen hier unsern Chronisten, der gleich auf die Schlacht bei Mühldorf übergeht. Ist diese Geschichte auch kleinlich und unerquicklich, so dient ein Bild derselben doch, den dunkeln Hintergrund zu zeichnen, aus dem die Haupthandlung unsres Dramas sich hervorhebt. Den König Ludwig befiel bei diesen traurigen Erfahrungen große Schwermuth; sein Land sah er verwüstet, einen großen Theil des bayrischen Adels immer noch auf Seiten Rudolfs und der Oesterreicher; dazu starb ihm sein treuester Helfer, Peter von Mainz (Sommer 1320, an seine Stelle kam Mathäus von Bucheck, ein Burgunder). Die wider Willen ihm aufgesetzte Krone war an all dem unsäglichen Elend Schuld. Der Fürsten Pflicht aber ist, das Wohl der Unterthanen zu fördern; sollte es nicht besser sein, einer Herrschaft zu entsagen, wenn dadurch das Land gewinnt? Sein wahrhaft frommer Sinn ließ ihn daran oft denken, während er den Winter von 1319 auf 1320 in München, Amberg, Nürnberg

zubrachte. Ausländischen Freunden theilte er auch den Gedanken mit, der Krone entsagen zu wollen; den bayrischen Räthen wagte er noch nicht davon zu sprechen (Chron. de gest. princ. Eine zierliche Rede, die er dabei hielt, theilt Nic. Burg. mit). Allein seine Freunde sprachen ihm Muth ein; ein Gott lenke die Schicksale der Menschen; in künftigem Jahre könne der Himmel sich wieder aufheitern; er dürfe von dem einmal betretenen Wege nicht abweichen. Bald fing in ihm auch wieder das zu einem kleinen Funken erloschene Feuer an in Flammen aufzulodern. Es wurde ihm wieder warm ums Herz, besonders als er in die treuen Rheinlande kam. Drei Monate (März bis Mai) brachte er meist in Frankfurt zu, wo er unter Anderem die Rechte der wetterauischen Städte bestätigte (29. und 30. Mai) und sie unter der Bedingung eines Vorschusses von den Reichsabgaben freisprach. Bald war um ihn ein höchst ansehnliches Heer von Rittern (der Mönch von Fürstenfeld giebt 3000 an) versammelt. „Großer Gott, soll er ausgerufen haben, wie wunderbar sind deine Schickungen!“ Mit diesem Heere zog er im Sommer gen Speyer, vor dem Leopold mit 60 Fähnlein schwäbischer Städte und Herren seit Monaten lagerte. Leopold zog sich in das Elsaß zurück, wo sich der Bischof von Straßburg und ein Graf Ulrich von Ferretas ihm anschlossen. Hinter dem Breuschbach stellten sie sich auf, um den heranziehenden Friedrich zu erwarten. Aber Ludwig, im Verein mit Johann von Böhmen und dem Erzbischof von Trier, kam zuvor und zog am 6. August in Straßburg ein. Der größere Theil der Bürger jubelte ihm zu; aber österreichisch Gesinnte, die Zorner, bereiteten ihm Untergang. Schon war sein Haus umstellt und man wollte den Wirth zwingen, zu öffnen. Durch die Treue und Anhänglichkeit des Letzteren entkam der König zu dem Heere, das vor der Stadt lagerte. Doch schon Ende August zog er sich, als Friedrich seine Truppen mit denen des Bruders vereinigt hatte, über die Breusch zurück. Albert von Straßburg (bei Urstis. S. 120) erzählt: Als Friedrich seinem Bruder zu

Hülfe eilte, gerieth er aus Versehen in das Lager Ludwigs; als er, seinen Irrthum gewahrend, glücklich wieder entkommen war (V. 685 ff.), umarmte ihn Leopold voll Freude und rief, bitterlich weinend: O Herr, wie lange und in welcher Gefahr habt Ihr mich gelassen! Ludwig löste bald darauf sein Heer auf und brachte den Winter in Reichsangelegenheiten in Frankfurt (wo er am 27. September Hoftag hielt), Nürnberg und Amberg zu. Erst im Februar 1321 kam er wieder nach München und verstärkte hier und an andern Orten Bayerns und Böhmens seine Heereskraft durch Verträge; namentlich gewann er Heinrich von Kärnthen durch eine Heirat mit einer niederbayrischen Herzogstochter. Das Jahr 1321 verlief ruhig, da Friedrich, vom Papste Johann XXII. (Jakob von Cahors, Sohn eines französischen Schusters, 1316 nach $2\frac{1}{2}$jähriger Sedisvacanz erhoben) angelockt, durch seinen Bruder Heinrich dem päpstlichen Heere Hülfe nach Italien sandte gegen Matthäo Visconti. Erst als Friedrich, überzeugt, daß die Versprechungen des Papstes Trug seien und er die Kaiserkrone an Frankreich bringen wolle, seinen Bruder zurückrief (Ende Mai 1322), wurden ernstliche Anstalten zu einem neuen Feldzuge gemacht. Friedrich hatte den König Karl von Ungarn für sich gewonnen; Steiermärker und Oesterreicher wurden aufgeboten; auch die Bundesgenossen wurden dringend eingeladen, namentlich die Bischöfe von Salzburg und Passau. Herzog Leopold sammelte in Elsaß und Schwaben ein Heer. Auch Ludwig bot alle Kräfte auf; Johann kam, die niederbayrischen Herzöge und der Burggraf Friedrich führten zahlreiche Schaaren herbei; die Ingolstädter, Landshuter, Regensburger, besonders aber die Münchner ergriffen freudig die Waffen; eine ziemliche Zahl von auswärtigen Herren traten in seine Dienste. Vom Rhein und Niederland kam Balduin mit großer Macht; im Ganzen 1500 Reiter und 30,000 Fußgänger. Die Feinde hatten bereits den Inn mit furchtbarer Verwüstung überschritten; die Steiermärker waren über Admont und Salzburg gekommen; der Erzbischof

schloß sich mit 93 Rittern und 1000 Schwerbewaffneten an; die Oesterreicher waren auf dem rechten Donau-Ufer, die Ungarn, 4000 an Zahl, größtentheils Reiter und Bogenschützen, darunter viele der noch heidnischen Cumanen, auf dem linken heraufgezogen. Sie hausten gräulich, zündeten Dörfer an, übten Gewalt an Frauen, plünderten die Kirchen, warfen die Reliquien und Hostien umher, brieten Hunde und Katzen ꝛc. Die Oesterreichischen schlugen bei Mühldorf ihr Lager auf; Friedrich, sein Bruder Heinrich und der Erzbischof von Salzburg befehligten sie, auch die Bischöfe von Passau und Lavant waren zugegen. Als die Bayern erfuhren, daß die Gegner schon den Inn überschritten hatten, nahmen sie ihre Stellung an dem Flüßchen Isen, wo sie an der westlichen Seite durch Berge und Wälder gedeckt waren; das Hauptquartier beider Könige (Ludwigs und Johanns) aber war in dem Dorfe Ampfing (daher nennt auch Uhland nur dieses). Da Friedrich Nachricht hatte, daß sein Bruder Leopold im Anzuge sei, blieb er vier Tage unbeweglich in seinem Lager stehen, während Ludwigs Heer sich von Stunde zu Stunde vermehrte. Leopold hatte ein Heer von 20,000 Fußgängern und 1500 Reitern. Da er schon vor der Mitte des Septembers vom Bodensee aufgebrochen war, hätte er viel zeitiger eintreffen können; aber er verlor unterwegs mehrere Tage mit Züchtigung des abtrünnig gewordenen Grafen von Montfort. Dessen Schloß Tetnang belagerte er, verwüstete ringsum Bäume, Saaten, Getraide, Gärten, Waldung, Alles, was er fand und wurde nur durch einen Fußfall der Gräfin von der Zerstörung des Schlosses abgehalten (Johann von Winterthur). Auch Ludwig erhielt am 27. September Nachricht durch den Fürstenfelder Abt, daß Leopold bereits am Lech angekommen sei und an die Isar vorrücke, um sich mit Friedrich zu verbinden. Daraufhin wurde die Schlacht beschlossen und am Abend den Gegnern angesagt. Friedrich bestand darauf, daß man sie annehme, obgleich der Marschall Dietrich von Pilichdorf, die Brüder Ulrich und Heinrich von Walse und die erfahrensten Hauptleute

zu warten riethen (s. Act. III. Sc. 2). Uebrigens blieb auch keine Wahl, denn die Bayern hatten noch in der Nacht ihm den Rückzug über den Inn abgeschnitten.

Dies die Einleitung zur Schlacht, wie sie Albert von Straßburg giebt. Hören wir nun weiter unsern Chronisten von Victring.

„In diesem Jahre (1322) kehrte Herzog Heinrich von Oesterreich von Brixen (soll Brescia heißen), wo er vergebens für die Kirche gekämpft hatte, nach Alemannien zurück zur Unterstützung der Brüder in dem bevorstehenden Treffen (bei Mühldorf), das in den trostlosen Zeiten (per interpolata tempora) zum Schaden vieler Gegenden Dinge und Menschen bis dahin ängstlich hinausgezogen worden war. Denn wie Horatius sagt:

Während die Schaaren der Reiter entfliehn und die Haufen des Fußvolks,
Schleppt man der Kön'ge Fortuna herbei mit gefesselten Händen.

Von dem Treffen Friedrichs und Ludwigs und den Ereignissen bei demselben.

„In dem nämlichen Jahre 1322 sammelte Friedrich, um der Noth ein Ende zu machen, und durch eine Schlacht seinen Handel mit Ludwig zu beenden, sein Heer, Ungarn und Cumanen herbeirufend. Und er schickt den Emicho von Alzei zum Herzog Heinrich von Kärnthen, ihn zu mahnen, daß er, wie er versprochen, komme und ihm beistehe. Als dieser auf seinem Weg in das Kloster Admont kam, verkündete ihm der Abt des Ortes, Engelbert, ein in der Literatur wohlbewanderter Mann, daß das Unternehmen dem König Friedrich nicht nützlich sein und in keiner Weise zum Glück ausschlagen werde (V. 829 ff.). Dieser Mann scharfen Geistes schrieb an die jungen Herzöge über die Art, wie Fürsten regieren sollen, und sprach unter Anderm überaus

klar über den Antichrist mit Berufung auf Daniel und die Apokalypse. Da wurde er auf Anstiften eines Laienkämmerers von zweien seiner Mönche zum Bischof von Salzburg gebracht und angeklagt, daß er in Angelegenheiten des Klosters Schaden bringe. In einer Nacht sah genannter Laie sich am Ufer eines neben dem Kloster liegenden Sees mit den beiden Mönchen stehen und der selige Blasius, der Patron des Ortes kam, mit dem Ruder die Wellen durchfurchend, riß die beiden Mönche und den Laien mit sich mitten in den See, der fürchterliche Wellen schlug und versenkte sie erbitterten Gemüthes in die Tiefe, indem er ihnen wegen ihrer Lüge und Treulosigkeit gegen seinen Diener und treuen Hirten der Kirche heftige Vorwürfe machte. Als es Morgen geworden, warf sich der Kämmerer voll Todesangst zitternd zu des Abtes Füßen und um Gnade flehend, entdeckte er Alles, was er gesehen. Gehe, sprach der Abt, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben und die Mönche mit dir, der selige Beatus beschließt Eure Schandthat und das mir zugefügte Unrecht also zu rächen. Das geschah auch nach kurzer Zeit. Auch der Magister Bartholomeus, von Verona gebürtig, heimisch an den Höfen der Fürsten, ein in der Astronomie und den Naturwissenschaften erfahrener Mann, behauptete, daß der König Friedrich (d. i. sein Stern) immer im Schweife des Löwen gesehen werde und nicht zum gewünschten Ziele gelange" (B. 512).

„Friedrich aber, die Prophezeihungen verachtend und Alles Gott anheimstellend, fällt in Bayern ein mit seinem Bruder Heinrich und dem Bischof Friedrich von Salzburg. Seines Bruders Leopold Ankunft erwartend, zögerte er eine kleine Weile und übte Raub und Brand ringsum. Ludwig, der den König Johann von Böhmen und Heinrich, den Herzog von Bayern, bei sich hat, sinnt darauf ihn abzuhalten, daß er nicht vordringe. Herzog Leopold aber verweilte noch, um seinem Bruder um so erfolgreicher beizustehen; jedoch schickte er einen Boten, der des Bruders Stellung und die Zeit des Kampfes erforschen

und ihm Alles wieder melden solle; er selbst wartet in der Nähe des Klosters Fürstenfeld auf die Rückkehr des Boten. Dieser aber wird auf dem Wege von einem Anhänger Ludwigs aufgefangen und Leopold in seiner Erwartung getäuscht.

Unterdessen wird die Schlacht angekündigt und angenommen. Und die Messe wird vor Friedrich in der ersten Morgendämmerung gefeiert. Und nachdem die Reliquien daselbst aufgestellt sind, wird zugleich auch der goldne Ring oder Kreis herbeigebracht (V. 846 ff.), der weissagend die Erfolge vorher anzeigen soll. Aber auf wunderbare Weise wurde er entwendet und man konnte ihn trotz alles Suchens nicht wiederfinden, obgleich einige der That bezichtigt wurden, die sich aber nach strenger Untersuchung als unschuldig erwiesen. (Zusatz: Nachher im Jahre 1343 wurde nach dem Tode der andren Brüder das Gold bei einem in Oesterreich gestorbenen Mönch gefunden und dem Herzog Albrecht überreicht, der darüber von allzu großer Freude erfüllt ward.) Es wird erzählt, daß dasselbe Gold damals überaus bleich geworden sei (846 ff.), das sonst mit wunderbarem Glanze zum Glück geleuchtet und den Vorfahren Friederichs den Siegestriumph öfters angezeigt habe (836 ff.). Man glaubt nämlich, es stamme von dem her, das die drei Magier dem Herrn dargebracht haben. Und das ist nicht zu wundern: denn Josephus schreibt, ein Sardonyx auf der rechten Schulter des Hohenpriesters habe, da sein Opfer dem Herrn gefiel, solchen Glanz ausgestrahlt, daß auch den fern Stehenden sein Strahl geschienen habe. Den zur Schlacht Schreitenden sei, wenn Gott mit ihnen war, ganz nach Recht und Vernunft (rationalis) ein solcher Glanz in den Steinen erschienen, damit allem Volke offenbar würde, daß Gott zu ihrer Hülfe gegenwärtig sei. Er fügt hinzu, dieser Glanz des Sardonyx habe ebenso naturgemäß aufgehört 200 Jahre vor der Zeit, in der er dieses geschrieben, weil Gott die Ueberschreitungen des Gesetzes mit Unwillen trug."

„Friedrich ordnet daher die Schlacht an und stellt seinen

Bruder Heinrich mit den Steierern und die Reiterschaar des Bischofs von Salzburg ins Vordertreffen. Ludwig aber bestimmte den Böhmenkönig, der sein Heer anführte, mit dem Bayernherzog Heinrich, seinem Schwiegersohne, zu den vordersten Führern, während die andern auf beiden Seiten in ihrer Ordnung aufgestellt waren. Beiden werden auch die kaiserlichen Adler vorausgetragen. Aber Ludwig begann, nachdem er seinen Anzug vervielfältigt hatte, das Treffen (V. 778 f.).*) Seiner

*) Das Chron. Alb. Arg. p. 121 f. gibt über das: habitum plurificans einigen Aufschluß, indem es sagt: „Ludwig selbst aber erschien selbzwölfte (duodecimus) in blauen Waffenröcken (armis blaueis, s. Uhl. V. 784) mit weißen Kreuzen, damit er nicht erkannt würde, ohne die königlichen Zeichen. Denn er zweifelte nicht, daß man ihn, falls er unterliege, tödten werde.“ Dann fährt der Chronist fort: Es waren ihm aber zugegen der Burggraf Ludwig (Friedrich) von Nürnberg, zwei Herren von Oettingen, Wilhelm von Montfort und viele Grafen und Barone. Und als sie an einen kleinen Fluß gekommen waren, der ihr Heer trennte, drängten die Pfeilschützen des Oesterreichers ihn so sehr, daß er sich zu seinem in der Nähe an jenem Flusse gelegenen Lager, die Wasserburg (soll wohl Zamburg heißen, denn Wasserburg war 7 Stunden entfernt) wandte, indem sie zeitig dort übersetzten. Als man aber wahrgenommen, daß die Bayern hinübergegangen seien und mehrere riethen, daß Friedrich allmählich nach der Richtung sich wende, in der Leopold kommen mußte, machte sich Friedrich allzu ungestüm ganz und gar zum Kampf bereit, indem er gegen den Rath der Seinigen in königlicher Rüstung einherschritt; eine Schaar von 500 Reitern schickte er voraus, dieser folgten mit der Fahne 800 Reiter. Zuletzt kam er selbst mit einer Schaar von 800 Reitern. Der Kampf begann, das Feldzeichen des Bayers wurde niedergeworfen; die Oesterreicher kämpften hitzig und vor Allen Friedrich mit eigner Hand (50 soll er nach dem Chronisten von Kloster-Neuburg getödtet haben), der gewaltiger als alle in der Schlacht erachtet wurde; die Schlachtordnung der Bayern wich, so daß der Oesterreicher vollständig gesiegt zu haben wähnte: siehe, da riefen die bayrischen Ritter die Fußschaaren, die gewichen waren, zurück und von den Pferden abspringend (terrae se committentes) erneuerten sie mit ihnen das Gefecht. Darauf kam der Burggraf von Nürnberg mit einer Reiterschaar, unter großem Geschrei, die österreichischen Pfeilschützen flohen, und viele mit ihnen, Herzog Heinrich wurde gefangen, die österreichische Fahne niedergeworfen, die Oesterreicher wendeten zum größeren Theil den

Schaar trug ein beherzter Mann aus dem fränkischen Geschlechte Derer von Schlüsselberg das Banner tapfer voran. Aber mit nicht geringerem Geistesmuth erfüllt stärkte ein Edler von Geroldseck, aus der Elsässischen Ritterschaft, die Schaaren Friedrichs durch behendes Vortragen seines Paniers. Unter Geschrei und Drommetengeschmetter kommen die ersten Linien ins Handgemenge und alsbald werden die Böhmischen Feldzeichen niedergeworfen. Darauf ziehen sie sich seitwärts zu einem Hügel, kehren den Sonnenstrahlen den Rücken zu und lenken dadurch auf die Augen der Gegner die feuersprühenden Sonnenstrahlen und blenden ihren Blick (V. 955 ff.). So wußte einst Hanibal im Kampfe mit den Römern, da er erfahren, daß der Fluß Aufidus frühmorgens die Lüfte errege, daß sie Sand und Staub mit sich führten, die Schlachtreihen so zu führen, daß die ganze Macht des Windes den Seinigen auf den Rücken, den Römern in Gesicht und Augen blies, und warf dadurch das Heer der Römer nieder (V. 960 f.). Friedrich aber, als er zur Hülfe des Bruders und der Seinigen in den Kampf schritt, theilte

---

Rücken, die Angesehenen wurden gefangen: da fragte Friedrich, der von den Seinigen verlassen, nachdem sein Pferd durchstochen worden war, zur Erde sprang, einen Waffenträger, welcher ihn gefangen nehmen wollte und ihn nicht erkannte: wessen Diener er sei. Als dieser zur Antwort gab, er diene dem Burggrafen, ließ Friedrich den Burggrafen herbeirufen, reichte ihm sein Schwert und übergab sich seiner Gnade; dieser aber versicherte ihn seines Lebens und brachte ihn dem Bayer. (Der Waffenträger war Albrecht von Rindsmaul, Pfleger d. h. Statthalter zu Neustadt an der Aisch, einem zum Burggrafenthum Nürnberg gehörenden Städtchen, nicht Neustadt an der Donau, wie man häufig angenommen hat). Da der Bayer ihn begrüßte und sagte: „Vetter, Ihr seid uns willkommen!“ wußte dieser vor Bestürzung (da er Ludwig getödtet zu haben glaubte, V. 1013 ff.) nichts zu erwiedern. Obgleich aber Viele riethen, Ludwig solle zum Beweis seines Sieges auf dem Schlachtfelde übernachten: zog sich doch Ludwig, die Schaaren Leopolds fürchtend, zurück. Dieses Treffen wurde am Tage des heil. Michael geliefert, an welchem es 50 (49) Jahre waren, daß der Großvater beider, Rudolf von Habsburg, zum König der Römer erwählt worden war und dadurch die Oesterreicher an Macht zugenommen hatten.

wie ein Blitz, der dem Donner vorausgeht, die Linien, und beide kämpften so tapfer, daß man von ihnen rühmte, sie seien schneller als die Adler, tapfrer als die Löwen gewesen, wie es von der Schlacht der Trojaner heißt:

„Als die Genossen er sah entweichen dem widrigen Kriegsgott,
Flieget der König der Danaer hoch zu Roß um die Schaaren
Und ermahnet die Führer und stärkt die Gemüther zum Kampfe.“

Und dann:

„So stürmt gegen die Feinde in wilder Hast der Atride,
Und verwirret der Phrygier Reihn, mit dem Speer sie bedrängend.
Glänzender Muth des Führers entzündet die Kraft der Achiver.
Hoffnung schärfet aufs Neu die ermattenden Waffen des Kriegers.“

Nachdem sie aber wunderbar gekämpft hatten, wird Herzog Heinrich, da Ungarn und Cumanen sich zur Flucht neigen, für den Böhmenkönig gefangen. Friedrich wird nachher von dem Burggrafen Friedrich ergriffen und dem König Ludwig übergeben. Diesen glaubte Friedrich im Treffen getödtet zu haben und war erstaunt, ihn am Leben zu finden. Bald darauf wurde Friedrich auf das Schloß Dornburg (an der Isen), dann auf die Burg Trausennicht (Trausnitz)*) gebracht, sein Bruder Heinrich nach Böhmen, Edle und Ritter, die mit ihnen in Gefangenschaft geriethen, werden theils zum Herzog Heinrich, theils an verschiedne Orte in kläglichen Verwahr abgeführt; viele auch auf bestimmte Frist entlassen,**) andre durch Lösegeld oder

*) Als Friedrich sich als Gefangener dem Schlosse Trausnitz bei Nabburg näherte, in das er geführt wurde, sagte er: Was hat dies Schloß für einen Namen? Der Schloßvogt Weigel, dem er übergeben war, antwortete: Trausnitz. Worauf der Herzog: „Es haist pillich Trausnitz, wan ich sein nicht entrawt hette, das ich in solicher maß solt her gefurt werden.“ (Denn ich hätte ihm nicht zugetraut, daß ich auf solche Weise hergeführt werden sollte.) Viti Arenpeckii Chron. bei Pez I. 1240.

**) Das Chron. Claustro-Neob. berichtet darüber bei Pez I. 485: „Nach Ablauf der Frist stellten sie sich wieder denen, die sie gefangen hatten, und wurden in engstem Gewahrsam gehalten. Und nicht mit Unrecht.

durch Bitten und Gnade frei. Dieses Treffen wurde am vierten vor den Calenden des Oktobers (28. September) in den Wiesen von Ampfing bei Mühldorf im Salzburger Gebiet geliefert. Dieses Unglück soll Friedrich getroffen haben, weil er die Cumanen, ein grausames und gottloses Volk, das nach Menschenblut dürstete, zur Vernichtung von Christen herbeigezogen, wie einst zu Amasias, dem König von Juda gesagt wurde, als er gegen die Idumäer kämpfte: „O König, daß nicht das Heer Israels mit dir ausziehe, denn nicht ist der Herr mit Israel und allen Söhnen Ephraims. Wenn du glaubst, die Kriege beruhten auf der Stärke des Heeres, so wird dich der Herr von

---

Denn als sie zum Krieg auszogen, plünderten sie das eigne Land, Oesterreich, und behandelten es feindseliger, als die Heiden, als ob sie nie wieder zurückkehren wollten. Keinen schonend, raubten sie, wo sie konnten, die Habe der Bauern, Bürger und Edelleute; die Bauern einzelner Herren, die sie gefangen hatten, brieten sie, wenn sie sich nicht durch Geld lösten, über dem Feuer oder peinigten sie mit andern Strafen; Gefäße, Fässer und andern Hausrath zertrümmerten oder verbrannten sie und, was das Abscheulichste war, das Getreide und den Wein, den sie nicht mitnehmen konnten, schütteten sie, wenn sie nicht Bezahlung erhielten, in den Koth der Straßen, oder in das fließende Wasser; auch die Castelle einiger vom niedrigen Adel, was vorher unerhört war, suchten sie, wenn sie sich nicht mit Geld loskauften, mit den Waffen in der Hand, sowie mit Pfeilen und Brandfackeln feindlich heim. Aehnliches verübten die Ungarn und Heiden auf der andern Seite der Donau, zündeten die Häuser der Armen an, übten Gewalt an Frauen, Wittwen und Mädchen, erbrachen und plünderten gottlos die Kirchen und warfen mit kirchenschänderischen Händen unter Verhöhnung des christlichen Glaubens die Reliquien der Heiligen und das hochwürdigste Gut auf dem Boden umher. Noch andre Schandthaten begingen sowohl die Heiden, als die Oesterreicher, die sich Christen nannten, alle Gottesfurcht hintansetzend, denn sie schonten weder Geschlecht noch Alter, noch Mönche und Nonnen oder Geistliche, noch irgend einen Stand. Daher sind sie mit vollem Recht durch Gottes Gericht mit persönlicher Gefangenschaft, mit härtesten Körperzüchtigungen, mit Verlust ihrer Güter, mit Schmach aller Art bestraft worden, weil sie in dem Allem auf's Schändlichste gesündigt hatten."

den Feinden besiegen lassen. Denn des Herrn ist es zu unterstützen und in die Flucht zu schlagen.“ Und so ging diese Schlacht aus. Denn nach Sallustius: wird durch des Feindes Flucht, Gefangennehmung und Niederwerfung das Treffen geendet und der Sieg bereitet. Wie Ovid sagt:

„Liegt zu Boden der Feind, ist sie geendet die Schlacht.“ *)

---

*) Wir lassen hier die interessante Darstellung der Schlacht von einem Gleichzeitigen folgen, welche Böhmer zu den Perlen deutscher Geschichtschreibung rechnet; sie ist eines der ältesten Denkmäler geschichtlicher Prosa in deutscher Sprache, in kräftiger, kurzer Diction an die Heldenlieder erinnernd, und um so glaubwürdiger, da sie ohne Zweifel von einem Oesterreicher herrührt; s. Boehmer, Fontes I, 161 bis 164. — „Do lat man wizzen alle liute daz des hohen vürsten künic Albrehtes sun künic Friderich von Rome da en Kriege erwelt wart, er an einem teile und sin oeheim (Vetter) von der Phalze künic Ludewic an dem andern teile, von dem ungetriwen bischove von Meinze. Des ir beider Krieges ein anevanc was. Da groze menege in obern landen von verdarp, lant unde liute, witewen unde weisen, wan manec reise (Kriegszug) michel unde groz uf von Osterriche und Stire dar umbe geschach hinz (hinzu oder nach) Beiern hinz Swaben uf zuo dem Rine. Unt wert daz wol in daz sehste iar daz sie ofte und dicke groze herschaft uf daz velt brahten und daz künic Ludewic ze allen ziten daz velt vlühtec rumen muoste und künic Johann von Beheim von Lützelburc der sin helfaere was mit ime. Des waren sie so lange en Kriege beidenthalben die künige unz daz des iares do von Kristes geburte ergangen waren MCCC zwei unt zweinzic iare. Des erchtages (Dinstags) an sant Micheles abende striten sie mit einander in Beiern oberthalben Landeshuot uf der gickelvehen (buntscheckigen) wise bi einem kleinen wazzer heizet diu Iser (ist die Isen, ein Flüßchen, das links in den Inn fließt). Da was künic Friderich von Osterriche hin komen mit den lantherren von Osterriche und von Stire, mit Heiden und mit Ungern die im künic Karel von Ungern sin oeheim ze helfe gelihen hat. Er was ouch uf sines bruoder helfe herzoge Liupolt der ein groze maht von Swaben von dem Rine uf daz velt braht het, uz komen. Der wart des geirret daz sie zuo ein ander niht komen mohten, da von daz

„Von den Thaten nach dem Krieg und der Lösung der Brüder aus der Gefangenschaft.“

„In demselben Jahre noch nach der Schlacht durchzog Ludwig die Städte des Reiches und wurde von manchen bisher

---

sich die lantherren mit willen so lange durch roubes gewin in dem lante ze Osterriche gesumet heten. Anders waeren sie wol ungevohten zuo ein ander komen und het ouch künic Friderich die besten lantherren in Osterriche, in Stire und in Kärnden hinder ime lazen. Do man daz ersach do het künic Ludewic von Beiern mit künic Johan von Böheim helfaere uz allen landen zuo einander braht und ouch die durch aventiure (um der Abenteuer willen), durch der Heiden willen, dar komen waren, ein groz her und het daz allez ze Ampfingen ligunde (liegend). Daz kom da allez zuo ein ander kume in vier tagen. Do sie sich da nach einander zuo dem wazzer geleiten (legten oder lagerten), daz diu here an ein ander wol gesehen mohten, pruovten daz die wisen herren von Osterriche daz sie überladen waeren mit heres kraft (d. h. daß sie übertroffen wären durch die Heereskraft der Feinde), und gaben künic Friderichen manec wisen rat, Dietrich der marschalk von Pilichdorf her Uolrich her Heinrich bruoder von Walse und die andern wisen herren. Den wolt er mit nihte volgen und wolt niuwan (nur) striten und iach (sagte): „er hiet (hätte) so vil witewen unde weisen gemachet und so vil unbilde an der kristenheite begangen daz er niht lenger den strit uf schieben welle, swie (wie auch) ez ergienge.“

Des morgens vruo waren sie bereit mit vier roten. Künic Friderich under des riches banier, herzoge Heinrich von Osterriche sin bruoder under der banier von Osterriche die der marschalk Dieterich von Pilichdorf vuorte, diu dritte her Uolrich und her Heinrich die bruoder von Walse und ir süne, diu vierde under des erzebischoves von Salzburg banier. Alle die herren, die da waren die vahten manliche, sam die Unger und die Heiden. Der herren banier vlugen staeteclichen an den berc. Da vuor engegene der künic von Beheim mit des von Beiern here, wan der von Beiern in den strit nie enkom. Er hielt da bi uf einem luze (Versteck; gewöhnlich die luze) in sinem blaben wapenrocke. Do diu her da ze ein ander brasten da sach man heldenwerc. Da streit künic Friderich also riterliche daz man im gap den pris, daz in allem dem

feindlich Gesinnten mit Ehrerweisungen aufgenommen." Von vielen Seiten, auch aus Italien, wurde ihm gehuldigt; seine

---

strite nie bezzer riter gewesen waere. Er vaht so manliche daz nie dehein man küenern man en strite kume gesehen het. Do het er den strit aller dinge unz (bis) uf vruo ezzens zit behabt, daz sie wol vünf hundert der besten uf die erde gesatzt heten, dannoch mer die alle gesichert heten (sich in Sicherheit gebracht hätten). Und was ouch künic Johan von Beheim uf die erde bracht, daz er lac des vor genanten marschalkes von Pilichdorf rosse under den vüezen. Dem wart uf geholfen von einem namenlosen herren von Osterriche, den man doch wol erkennet swa man in nennet (wäre das nicht vielleicht der Verfasser selbst, der wahrscheinlich ein Salzburger war, da die älteste Handschrift dort gefunden wurde?). Da von der strit verlorn wart.

Da daz alles ergie do kom der burcgrave von Nürenberc mit einem grozen here guoter riterschaft geraster liute über das wazzer gezogt, daz man wante ez waere herzoge Liupolt und riten die daz her an. Und alle die gesichert heten die brachen alle geliche und wurden die herren alle gevangen von Osterriche und künic Friderich und der marschalk an dem lesten. Die wurden gevuort des ersten uf Dornberc da der Goldecker uf saz ze den ziten. Des morgens gein Oettingen. Da komen die herren alle zuo einander und wart der künic Ludewic von Beiern mit sinem rate über ein daz künic Friderich gein Trousiniht in die burc — viztuom Wiglins, diu da lit ob Regensburc uf einem wazzer heizet diu Nab — wart gevuort in die vanknüsse. Da er gevangen lac in daz dritte iar, swie er im doch gelobt het do er sich im gevangen gap mit sinen triwen: „er solt libes unde guotes aller dinge von im sicher sin."

Dar nach besaz künic Ludewic von Beiern daz hus ze Burgouve mit aller siner maht. Des was burcgrave her Burchart von Elrbach und sin sun zwen uz erwelt degene und heten in dem huse wol driu hundert helme biderber liute die tägelichen dem here abe brachen ane zal ros unde hengest. Und lac da vor wol ein vierteil eines iares und mohte niht geschaffen. Do huop sich herzoge Albrecht uf mit vrumen liuten zuo sinem bruoder herzoge Liupolten. Die besamten sich mit einer grozen maht und zogten vor Burgouwe. Do sie sich beidenthalben eines gelobten strites vermezzen heten und do man des morgens gestriten solte do entran der von Beiern bi der naht mit allem sinem here und rumten lasterliche daz wal.

Getreuen belohnte er; namentlich den Bäckern in München schenkte er ein Haus im Thale und gestattete ihnen, eine geistliche

---

Do wolten sie zetal in Beiern gezogt sin, do bedachte sich der von Beiern und zogt gein Trousiniht zuo dem Künige Friderich und verteidingten (verglichen) sich mit ein ander nach ir beider bihtegaere (Beichtiger) rat des prior (Gottfried) von Murbach und eines prior Augustiner ordens (Konrad Tattendorfer, Prior des Augustinerklosters in München) und wart künic Friderich ledic.

Da die Schlacht bei Ampfing oder Mühldorf nicht nur den Mittelpunkt unsres Dramas bildet, sondern auch das entscheidende Ereigniß in den Kämpfen der beiden Könige ist, so glauben wir dem Geschichtsunterrichte zu dienen, indem wir hier noch nach Buchner eine Uebersicht des Ganges der Schlacht geben (der Plan der Schlacht findet sich in Spruner's Atlas). Zuvor sei noch ein Vers angeführt, den Meichelbek II. 2, 164 aufbewahrt. Aus ihm geht hervor, daß die Sage den Bäckerknechten Münchens eine besondere Rolle in der Schlacht zum Schutze ihres Königs zugetheilt und Uhland also mit Recht den Bürgermuth in dem Bäcker und seinem Sohne verkörpert hat (III. 1. und 4, wo sie mit den andern Münchenern ihren König triumphirend auf den Schultern tragen). Der Vers lautet:

Unglikh thet ob den Kaiser schweben,
Der Feind hett ihn gar hart umgeben.
Da solches die Bekher Knecht ersachen,
Theten sie sich den Kaiser nachen.

Was den Seifried Schweppermann als Feldhauptmann und Ordner der Schlacht betrifft, so hat Uhland die Quellen genau genug gekannt, um zu wissen, daß dessen Name nicht bei den Chronisten vorkommt und er zum ersten Male in dieser Rolle bei Aventinus und dann bei Nicol. Burgundus erscheint. Ein Ritter des Namens, aus einer Patrizierfamilie in Nürnberg, begleitete den Burggrafen im Jahre 1315 im Kampfe für Ludwig. Er starb 1337 und ist zu Castel bei Amberg begraben. Auf seinem Grabsteine stehen jene Worte: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Olenschlager, Mannert, Zschokke erzählen die Geschichte, ohne Zweifel zu erheben. Buchner S. 325 Anm. giebt es als Tradition, indem er sagt, Schweppermann, ein Ritter im Nordgau, im Dienste des Burggrafen, der am Abend erst angekommen, habe den Plan zur Schlacht gemacht. Dann erwähnt er S. 328 in der Anmerkung die Eier-Anekdote, wie sie Uhl. aufgenommen, ohne sie als Sage zu bezeichnen. Hagen:

Gesellschaft unter dem Schutze der Jungfrau Maria zu errichten und das Zeichen des Adlers in ihrer Standarte zu führen. Dem

---

deutsche Geschichte I. 95 hat das Ganze verworfen. Daß Uhland die schöne Tradition benutzt hat, wird Niemand mißbilligen, ebensowenig als Schiller's Anwendung der Tellsage. Auch die Sage hat ihre Wahrheit, nur können wir schwer ihren Zusammenhang mit der wirklichen Geschichte verfolgen. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß schon Aventinus (1477—1534), der die Landesgeschichte doch sehr genau kannte, mit solcher Bestimmtheit den Schweppermann auftreten läßt. Hundert Jahre nachher giebt der unter dem ersten Kurfürsten von Bayern schreibende Nicolaus Burgundus dieselbe Geschichte ziemlich treu, nur mit mehr Rhetorik und Hinzufügung einzelner Züge wieder. Aventinus sagt gleich bei Beschreibung der Schlachtordnung: „Auf der andern Seite ordnet Seyfried Schweppermann, ein Ritter, schon Greis, der von Kindesbeinen an kriegerischen Beschäftigungen obgelegen hatte, von Ludwig beauftragt, das Heer nach der Oertlichkeit und Truppenzahl.“ Dann später: „Seyfried, der ebenso sehr durch persönliche Tapferkeit als durch Leitung mitwirkte, kommt den Böhmen zu Hülfe und hält den Andrang der Feinde ab, bis die Böhmen die Anhöhe besetzt hatten. Dann fügte er zur Tapferkeit die List.“ Nun wird erzählt, wie er Sonne und Wind gegen die Feinde benutzte. Ferner schreibt er ihm die List des Ueberfalls durch den Burggrafen zu. Endlich sagt er nach der Schlacht: „Als aber Ludwig das Heer der Feinde in die Flucht geschlagen, die Uebrigen gefangen sah, läßt er zum Rückzug blasen und heißt die Seinigen, die den ganzen Tag gekämpft hatten, für den Leib sorgen. Da nichts außer wenigen Eiern vorhanden war, den Hunger zu stillen, befiehlt er, Jedem ein Ei, dem Schweppermann aber, durch dessen Eifer er gesiegt hatte, zwei zu geben. Was nachher sprüchwörtlich geworden ist.“ Burgundus erzählt noch Folgendes vor der Schlacht: „Während dies bei den Oesterreichern geschah, durchritt Schweppermann, klüger handelnd, die Ebene, die zwischen der Stellung beider Heere sich weithin ausdehnte, um das Lager der Feinde und die Gelegenheit des Ortes zu erforschen, ob derselbe nicht geeignet sei, einen Hinterhalt von seiner oder des Feindes Seite zu verdecken. Als er nun, so wie er zu Pferde war, das Erforschte dem Kriegsrath mittheilte, bemerkten die, welche nicht fern von ihm standen, daß er am ganzen Leibe zittere, so daß auch die Sporen an den zitternden Füßen klirrten. Das machte den Muth der Soldaten wankend und sie murmelten unter sich, wie denn der den Seinigen Muth einflößen könne in der Schlacht, dem selbst schon vor der Schlacht Kräfte

Könige von Böhmen versetzte er viele Städte, weil er seine Forderung (850,000 fl.) nicht baar entrichten konnte. Der

---

und Muth entwichen; ein Hirsch sei als Führer zu denen gekommen, die einen Löwen erwarteten." Und nun sucht Burgundus dies psychologisch zu erklären. Bei der Eiergeschichte setzt er hinzu: „Das gereichte dem Schweppermann zu großer Ehre und blieb lange in ehrendem Gedächtniß der Nachkommen." Es ist kaum denkbar, daß Schweppermann keinen ansehnlichen Theil an der Schlacht genommen haben sollte. Jedenfalls muß er durch seine Tapferkeit ein Liebling des Volkes gewesen sein, sonst hätte die Sage sich nicht an seinen Namen geheftet. Möglich, daß dann der volksthümliche Aventinus die Geschichte für diese Schlacht fixirt hat.

„Am frühesten Morgen des 28. September geschah der Angriff auf das in 4 Armeecorps aufgestellte österreichische Herr von Seiten des Königs von Böhmen, welcher den linken Flügel befehligte und außer den Böhmen auch die Truppen des Herzogs Heinrich von Landshut unter seinem Commando hatte, bei Mettenheim, einem Dorfe am rechten Ufer der Isen. Am rechten Flügel standen die Haustruppen des Königs Ludwig auf den Fechtwiesen nördlich von Ampfing aufgestellt. Ludwig hatte das Reichspanier dem Grafen Konrad von Schlüsselberg anvertraut, die Insignien der königlichen Würde abgelegt und einen gewöhnlichen blauen, mit weißen Kreuzen besetzten Wappenrock angezogen, nicht aus Furcht, sondern aus Vorsicht; denn er hatte Kunde, daß man ihm nach dem Leben strebe. Er saß auf einem Laufer (leichten Pferde), eilf Ritter in gleichem Anzug dienten zur Bedeckung. Hinter den beiden Abtheilungen des Heeres in der Gegend von Zamberg in Wäldern und Bergen hatte sich, dem Feinde unsichtbar, mit einem dritten Armeecorps, bei welchem 400 schwerbewaffnete Reiter, der Burggraf Friedrich von Nürnberg aufgestellt. Da der König Johann, ein kühner feuriger Ritter, mit seinen Böhmen zu hitzig und rasch vorwärts drang, kam er in große Gefahr: die zahlreichen ungarischen Pfeilschützen hatten in kurzer Zeit 500 seiner besten Reiter erschossen. Ihm selbst sank das Pferd unter dem Leibe, von einem Pfeile getroffen. Schon wollte der Marschall Dietrich von Pilichdorf über ihn wegreiten, als ein österreichischer Edelmann ihn von der Erde aufhob und ihm wieder auf sein Pferd half. Johann rettete sich, allein 500 Mann von seinem Fußvolk mußten sich ergeben, die übrigen ergriffen die Flucht, wurden aber von der rückwärts aufgestellten Reiterei des Herzogs Heinrich von Niederbayern aufgehalten und nahmen dann auf einer Anhöhe hinter der Isen eine neue Stellung. Während dies auf dem linken Flügel vorfiel, stritten die Truppen der beiden Könige mit einem seltnen Heldenmuth;

Tausch der Kurpfalz für Böhmen scheiterte an dem Widerstand der böhmischen Stände, und auch Brandenburg erhielt er nicht,

---

vor allen ausgezeichnet war Friedrich, durch seine königliche Kleidung und herrliche Rüstung Jedermann sichtbar. Er suchte allenthalben seinen Gegner auf und fand ihn nicht; denn Ludwig hatte sich, als die ungarischen Bogenschützen auch diesen Flügel mit ihren Pfeilen angriffen, aus dem Schlachtgetümmel weg nach dem hinter der Isen gelegenen Schlosse Zamberg begeben. Lang und anhaltend war der Streit auf diesen Ebenen, welche noch heutzutage die Fechtwiesen (eigentlich Vehenwiese = bunte Wiese; s. die Bemerkung zu V. 735) genannt werden. Das Kriegsglück lächelte bald den Oesterreichern, bald den Bayern; bald hatten diese, bald jene wieder die Oberhand. Ungestüm, unwiderstehlich drang Friedrich mit 800 geharnischten Reitern in den dichtesten Haufen ein, in dessen Mitte er das Panier seines Gegners wehen sah, ergriff es, brach es, hieb Alles in Stücke. Als nach diesem Angriff das bayrische Fußvolk zurückwich, ertönte das österreichische Lager vom Siegesgeschrei. Allein die Reiterei, welche Ludwig weislich längs den Anhöhen an der Westseite des Schlachtfeldes gestellt hatte, brachte die Fußgänger bald wieder in Ordnung. Vereint drangen beide Waffengattungen von Neuem auf die Ebenen bis Ampfing vor und erneuerten den Kampf. Um diese Zeit (es mochte ungefähr 2 Uhr nach Mittag sein) sah man in der Ferne von Westen her einen großen Reiterhaufen im Anzug: bald konnte man deutlich die österreichische Fahne unterscheiden, die an dessen Spitze wehte. Ein Freudenruf erhob sich unter Friedrichs Truppen, denn alle hielten ihn für den Vortrab des Leopoldschen Heeres. Allein nur zu bald fühlten sie die Täuschung. Es war die Heeresabtheilung des Burggrafen von Nürnberg, welche bisher an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte. Die an dieser Seite stehenden Böhmen und Niederbayern, durch die Ankömmlinge ermuthigt, griffen nun auch wieder an; die Ungarn wurden schon im ersten Zusammentreffen geworfen und ergriffen in wilder Hast die Flucht gegen Mühldorf hin. Dadurch wurde das österreichische Hauptcorps überflügelt und der Burggraf griff es unverzüglich im Rücken an. Allenthalben lösten sich die Glieder; es entstand ein schreckliches Gemetzel. Die so furchtbaren Bogenschützen wurden größtentheils zusammengehauen. Als Friedrichs Bruder, Heinrich, Befehlshaber dieses Flügels, sah, daß ein ähnliches Schicksal ihm bevorstehe und kein Kämpfen mehr helfe, ließ er anzeigen, daß er entschlossen wäre, sich zu ergeben. Nun wollte aber Pilichdorf die Standarte als das Zeichen der Ergebung nicht verabreichen. Es riß daher Heinrich dieselbe ihm aus der Hand und übergab sie dem Sieger. Mit größerem Wider-

da Ludwig, von jetzt an für Vergrößerung seiner Hausmacht arbeitend, die Mark auf seinen noch unmündigen Sohn übertrug. Dadurch entstand die Feindschaft mit Johann. „Heinrich aber, der Herzog von Kärnthen und der Herzog Heinrich von Krain, kommen zu ihm und verlangen, daß er Friedrich frei lasse und auf Verträge eingehe nach der Bestimmung seines Willens. Da sie nichts ausrichteten, kehrten sie unbefriedigt heim. Leopold, der noch Drohungen und Mord athmete, weigerte sich die kaiserlichen Kleinode herauszugeben und bekannte sich noch nicht überwunden trotz der Bedrängnisse, in die die Brüder gerathen waren."

Es wird nun kurz die Unternehmung Ludwigs (1323) in der Lombardei erzählt, wo er durch 800 Reiter und einige tausend Lanzenträger unter den tüchtigsten Feldherren, den Galeazzo Visconti in Mailand gegen die päpstlichen Truppen mit Erfolg unterstützen ließ und hier schon mit dem Bann bedroht wurde. Dann die Verwüstung Siciliens durch den Sohn des Königs Robert; die Reise Johanns von Böhmen zum König von Frankreich und die auf dessen Rath erfolgte Freilassung des Herzogs Heinrich von Oesterreich.

Wir schalten hier eine kurze Darstellung der Kämpfe Ludwigs mit dem Papste Johann XXII. ein. Der Papst, der mit dem Plane umging, die Herrschaft über Deutschland an Karl IV. von Frankreich zu bringen, hatte die Gesandten Ludwigs, die ihm den Sieg bei Ampfing und Friedrichs Gefangenschaft meldeten, nicht ungnädig aufgenommen, da die österreichischen Herzöge, den eigentlichen Plan Johanns merkend, die zu seinen Gunsten nach Italien geschickten Truppen zurückgezogen hatten. Doch mahnte er Ludwig, die Gefangnen zu entlassen und bot seine Vermittlung mit Habsburg an. Ludwig ging darauf nicht

---

stand setzte sich Friedrich dem Andringen der burggräflichen Truppen entgegen. Zuletzt ward er von Allen verlassen, sein Pferd durchbohrt, er selbst stürzte zur Erde. In diesem Augenblick kam ein Ritter heran 2c." (Folgt die Ergebung.)

ein, sandte vielmehr, wie unser Chronist schon berichtet, ein Heer nach Italien gegen die Päpstlichen, die dem Galeazzo Mailand entreißen wollten. Die Deutschen nahmen Mailand ein und der Graf von Neyffen wurde kaiserlicher Statthalter (Sommer 1323). Ludwig rechtfertigte dieses Verfahren in einem Bericht an den Papst, in welchem er hervorhob, daß er als römischer König Mailand in Besitz genommen habe. Der Papst aber wurde von nun an sein erbittertster Gegner und bot Alles auf, um ihn zu stürzen. Schon am 8. Oktober erschien seine erste Bulle gegen Ludwig an der Kirchenthüre zu Avignon. „Ludwig habe als wirklicher römischer König Regierungshandlungen vollzogen, während er doch nur erwählter, von ihm noch nicht bestätigter König sei; die Vergebung der Mark Brandenburg, die Vertheidigung der ketzerischen Viconti. Das dürfe der heilige Vater nicht länger dulden. Da er jedoch wünsche, seinen Sohn Ludwig von Bayern von seinem Irrwege ab auf die Bahn der Wahrheit zu geleiten, so fordere er ihn auf, sogleich der Regierung zu entsagen, das Geschehene zu widerrufen und sich solange ruhig zu verhalten, bis der heilige Vater seine Tauglichkeit zum römischen König geprüft habe. Drei Monate gebe er ihm Frist zur Ausführung.“ Zugleich befahl er bei Strafe des Bannes allen Geistlichen und Weltlichen die fernere Anerkennung des Königs. Das Manifest schickte der Papst nicht einmal dem König zu; um so größer war in Deutschland das Staunen über diese Kühnheit. Doch schickte Ludwig am 12. November eine Gesandtschaft nach Avignon, um die Wahrheit der päpstlichen Bekanntmachung zu erforschen und dann Klage zu führen und einen längeren Termin zu erlangen, vorläufig aber Verwahrung einzulegen. In der Protestation, die in ganz Deutschland bekannt gemacht ward, und wie alle diese Aktenstücke bei Olenschlager abgedruckt ist, erklärt der König: er sei stets ein treuer Anhänger und Beschützer der Kirche gewesen und werde stets dem Papst alle Ehrfurcht erweisen, wie seine Vorfahrer. Zugleich aber werde er, nach

seinem Eide, auch die Würde des Reiches aufrecht erhalten und von Niemandem seine Rechte antasten lassen. Des Papstes Verfahren sei feindselig, unrechtlich, nur auf erdichtete Thatsachen gegründet. Die Behauptung des Papstes, daß ein erwählter römischer König erst die Bestätigung des Papstes abwarten müsse, um gültige Regierungshandlungen zu vollbringen, sei eine rechtswidrige Anmaßung. Ein römischer König sei wirklicher König, sobald er durch die Mehrzahl der Stimmen erwählt sei. Der Papst habe nur das Recht der Krönung; aber selbst der Mangel der Krönung sei nie ein Hinderniß der Reichsverwaltung gewesen. Zehn Jahre habe er schon die Verwaltung geführt, ohne daß er angefochten worden sei ꝛc. Er betrachte das Verfahren gegen ihn als gesetzwidrig und appellire an den Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung, der er als Oberhaupt des Reiches beiwohnen wolle." Das war im Wesentlichen die Vorbereitung zu dem Frankfurter Reichstag des Jahres 1338 und den Beschlüssen des Kurfürstenvereins zu Rense.

Am 2. Januar 1324 lasen die königlichen Gesandten in öffentlicher Audienz zu Avignon die Protestation vor; am 7. Januar erhielten sie in offenem Konsistorium die Antwort: „Der Papst wundre sich über die Kühnheit eines Herzogs von Bayern, daß er sich römischer König nenne vor erfolgter Bestätigung durch den Papst ꝛc.; nach einer Thronerledigung gebühre alles Recht der Regierung allein dem Papste; der Papst solle eigentlich gar keine Antwort geben; da aber der Herzog so inständig bitte, wolle er kurz erwiedern: er sei nicht gewillt ein Haar breit von seinem Urtheil abzugehen, bewillige aber aus besondrer Nachsicht noch zwei Monate, ohne sich zu binden." Alsbald wurde auch dieser Entschluß an den Kirchenthüren angeschlagen. Während dies Verfahren des Papstes allgemein höchlich mißbilligt wurde und der Tadel sich in heftigen Worten kund gab, war Ludwig sehr niedergeschlagen und das Mißgeschick des Landes ging ihm mehr zu Herzen, als seine eignen wachsenden Sorgen und Gefahren. In der That regten sich triumphirend die Feinde.

Die Bischöfe von Salzburg und Passau beeilten sich, die päpstlichen Manifeste zu verbreiten und Leopold rüstete mit neuem Eifer. Dazu kam nun der weit gefährlichere Johann. Während seines Aufenthaltes in Paris im Winter von 1323 auf 1324, wo Karl IV. mit Johanns Schwester Hochzeit machte, kam ein Theilungsplan Deutschlands zur Reife, von dem wohl Papst Johann bei seiner Antwort schon wußte. Die Könige Johann und Karl kamen selbst nach Avignon, wo auch König Robert von Neapel zugegen war, und hier wurde unter Zustimmung Leopolds der Plan vollendet: die Kaiserkrone solle an Karl kommen, Italien an den Papst und Robert, der Norden Deutschlands an Böhmen, der Süden an Habsburg. Zu Bar-sur-Aube sollten im Juni die deutschen Fürsten Ludwig absetzen und Karl wählen. Während König Johann und Leopold die deutschen Fürsten dafür stimmen wollten, solle der Papst durch den Bann gegen Ludwig wirken. Noch während der Anwesenheit der Fürsten zu Avignon erließ dann der Papst am 23. März die Bannbulle gegen Ludwig. Werde er innerhalb drei Monate die Krone nicht niederlegen, so sollten ihn noch härtere Strafen treffen. Bei Strafe des Banns und Interdikts wird Jedermänniglich befohlen, ihm nicht mehr als König zu gehorchen. Niemand brauche ihm sein gegebenes Wort zu halten rc. In alle Reiche wurde diese Bannbulle versandt. Merkenswerth ist, daß der König Christoph von Dänemark, dem bei Uebersendung der Bulle Johann noch insbesondre verbot, seine Tochter dem Sohne Ludwigs zu vermählen, in einer Zuschrift an die Cardinäle diese ermahnt, ihr Oberhaupt auf den Weg der Gerechtigkeit und Liebe gegen Ludwig zu bringen. Auch die Anhänger Ludwigs wurden gebannt. Aber der Bann hatte nicht die erwartete Wirkung; Bologna und Paris, die beiden größten Universitäten Europa's, und der ganze Minoriten-Orden stellte sich auf Ludwigs Seite und besonders letzterer führte von da an, obgleich sich Ludwig in seiner ersten Protestation gegen seine Lehren ausgesprochen hatte, einen erfolgreichen Krieg mit geistigen Waffen

gegen die Herrschsucht und Unlauterkeit des päpstlichen Hofes.*) Der König Ludwig selbst, der damals (April und Mai) sich in

*) Vers 1190 f. nennt der Dichter Johann von Gent, Wilhelm Occam und Marsilius als solche, die Ludwig beistanden durch Wort und Schrift im Kampf gegen den Papst. Nur Wilhelm Occam gehörte den Franziskaner-Minoriten an, sowie auch der berühmte Geheimschreiber Ludwigs, Ulrich Hangör (Ulricus de Augusta); die beiden anderen waren am Hofe Ludwigs, der erstere sein Hoftheologe, wie Olenschlager sagt, der letztere Arzt und dabei ausgezeichneter Redner. Johannes a Janduno, d. h. Johann von Gent, nahm Theil an der Schrift, die Marsilius Patavinus (von Padua), auch Menandrinus genannt, herausgab 1324: defensor pacis adversus usurpatam Romani Pontificis jurisdictionem, für welche sie beide in den Bann gethan wurden. Marsilius, von Padua geboren (Albertinus Mussatus, der selbst von Padua war, nennt ihn Marsilius de Raymondinis, civis Paduanus plebejus, philosophiae gnarus, et ore dissertus), starb auf dem Römerzuge Ludwigs, bei der Rückkehr im Feldlager des Kaisers bei Monte alto am 14. September 1328 an dem Lazarethfieber. Unmittelbar nachher gewann aber Ludwig an den Minoriten Michael Cäsena, dem Ordensgeneral, und Wilhelm Occam, dem Provinzial, die aus Avignon entflohen waren, eine mächtige Stütze. Occam insbesondere blieb bei ihm und starb 1347 in München. Michael Cäsena starb ebendaselbst 1343 und auch Bonagratia von Bergamo, den Ludwig aus Italien mitnahm, lebte bis zu seinem Tode in München. Occam war ein Engländer, Schüler des Duns Scotus, und lehrte längere Zeit in Paris Theologie, dann wurde er Provinzial seines Ordens in England und erwarb sich durch seine Vertheidigung der Rechte des Kaisers den Titel: doctor singularis, invicibilis et venerabilis inceptor. Auch in der Philosophie zeichnete er sich aus durch verschiedene Schriften. Beide werden von Papst Johann in der Bannbulle als die schrecklichsten Ausgeburten der Hölle hingestellt. Wie gefährlich Johann von Gent und Marsilius dem Treiben Johanns XXII. waren, beweisen einige Sätze ihres Buches von der Oberherrlichkeit der weltlichen Macht über die geistliche: daß die zeitlichen Güter der Kirche unter die Oberherrschaft des Kaisers gehörten; daß der h. Petrus nicht mehr, als ein andrer Apostel gewesen, auch von Christus nicht zu seinem Statthalter bestellt worden sei; daß der Kaiser das Recht habe, Päpste ein- und abzusetzen und zu bestrafen; daß die verschiedenen geistlichen Würden, vom Papste bis zum geringsten Leviten, nicht von einer Anordnung Christi, sondern von der ersten christlichen Kirche herstammten, und daß endlich weder der Papst noch die ganze Kirche

Frankfurt aufhielt, ließ nicht auf Antwort warten. Eine zweite Protestation folgte auf den dritten Erlaß oder Prozeß des Papstes; sie ist unterzeichnet Sachsenhusen in capella fratrum ordinis S. Mariae Theutonicorum; Böhmer giebt den 22. Mai als Datum, bemerkt aber, daß es wohl auch der 22. April sein

---

zusammen ohne Bewilligung des Kaisers ein Strafrecht haben. Die Minoriten, zu denen Wilhelm Occam gehörte, waren schon lange mit dem Papste zerfallen. Er hatte bereits 1317 vier Ordensbrüder verbrennen lassen, weil sie ihm das Recht der Entscheidung absprachen in dem Streite wegen der Größe und Form ihrer Kappen. Dann folgte ein wichtigerer Streit mit den Predigermönchen über die Armuth Christi und seiner Apostel. Die Minoriten behaupteten: der Heiland der Welt, so lange er im Fleisch gewesen, habe, wie auch alle seine Jünger und Nachfolger, gar kein Eigenthum gehabt, sondern nur den Gebrauch der Güter, weßwegen ihnen ihr Lehrer auch jede Art des Eigenthums untersagt habe. Die Dominikaner dagegen suchten zu beweisen, daß wer den Genuß einer Sache habe, auch das Recht des Eigenthums haben müsse. Johann entschied sich aus begreiflichen Gründen für letztere; dagegen erklärten die Minoriten diesen Ausspruch für ketzerisch und fanden wegen ihres exemplarischen Lebenswandels überall viel Anhang. In der zweiten Protestation Ludwigs wurde daher mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß der Papst selbst wider Christum und seine Apostel aufgestanden sei, indem er die Lehre des Evangelii von der höchsten Armuth habe anschwärzen und verwerfen wollen, nach welchem doch das Beispiel zeitlicher Vollkommenheit in Verachtung aller irdischen Güter bestehe.

Der Ausspruch des Wilhelm Occam (V. 1195): „Schützt mich Dein Schwert, so schützet Dich mein Wort!“ findet sich bei Aventinus VII. S. 761. Ad Ludovicum dixisse ferunt: Tu nos pugnis, ense, ferro, armis a servitute assere; nos te lingua, calamo, literis, stylo, libris, verbis vindicabimus. Er nennt auch unter denen, die Ludwig unterstützten gegen den Papst: Dantes Alligerius Florentinus; da aber Dante schon 1321 starb, kann sich das höchstens auf seine früheren Briefe und Schriften an Heinrich VII. und für die ghibellinische Herrschaft in Italien beziehen. Doch schildert er sein Wirken schön in den Worten: er streute wieder die Samenkörner höherer Wissenschaften, die allmählich Wurzeln trieben, aufschossen und in unsrer Zeit endlich reifen; ein solches Gewicht hatte er, daß er trotz des Widerstrebens der Barbaren und Tyrannen ringsum die flüchtig gewordenen Wissenschaften zurückführte.

könne, da die bisherigen Abdrücke wohl den Tag, aber nicht den Monat bezeichnen. Der Papst hatte nämlich gesorgt, daß die Exemplare vernichtet wurden, soweit seine Macht reichte; wir haben daher meist Auszüge oder verstümmelte Abschriften (am ausführlichsten bei Olenschlager Nr. XLIII., wo sie, obgleich abgekürzt, 6 Quartseiten einnimmt). Angeschlagen wurde sie in Frankfurt am 24. Oktober. Der Ton der Protestation zeugt von der Rohheit der Zeit, entspricht aber vollkommen dem Ton der päpstlichen Erlasse. Ludwig appellirt an ein allgemeines Concil, vor dem er sich rechtfertigen wolle. Der Anfang möge genügen, um den Ton erkennen zu lassen. „Wir Ludwig &c. erklären gegen Johann, der sich als Papst der zweiundzwanzigste nennt, daß er ein Feind des Friedens sei und Zwietracht und Skandal zu erregen strebt, nicht nur in Italien, was bekannt ist, sondern auch in Alemannia, durch Aufhetzung der Geistlichen und Fürsten, die er durch Boten und Briefe antreibt, gegen das heilige Reich und Uns Krieg zu führen und nach Kräften sich zu empören, und daß er offenkundig Zwietracht pflanze und Unkraut säe unter den Getreuen Christi. Denn öffentlich soll er sagen: wann unter den Königen und Fürsten der Welt Zwietracht herrsche, dann sei der Papst der wahre Papst und werde gefürchtet und jeder fürchte ihn und er könne thun, was ihm beliebe, wodurch er deutlich kund giebt, daß er dürste nach Vergießung von Christenblut. Hauptsächlich aber soll er sagen, die Zwietracht Deutschlands, der Fürsten und Ritter und des Volkes sei das Heil und der Friede des römischen Bischofs und der Kirche. Als daher in Deutschland bei den zwiespältigen Wahlen Gemetzel, Mord, Wunden und Krieg und Blutvergießen zum Schmerz aller Unschuldigen sich häuften, hat er nie einen einzigen Brief oder Boten geschickt zur Verhinderung der Gefahren und Uebel, obgleich er doch Viele in den einzelnen Theilen Deutschlands hatte, die ihm Gelder sammelten und erpreßten, denen er also ohne die geringste Mühe, wenn er gewollt oder ihn das im entferntesten bekümmert hätte, den Auftrag hätte

geben können. Dadurch hat er bewiesen, daß er gegen die Lehre und das Leben und Beispiel Christi handle, dessen Stellvertreter er zu sein lügt und behauptet 2c. Bei aller Rohheit des Tones und Unsauberkeit und Schwülstigkeit der Sprache, die sich übrigens mehr oder weniger in allen schriftlichen Erlassen jener Zeit findet, erfreut doch die Kraft der Argumentation und die Festigkeit und Klarheit des Standpunktes. Er erklärt also in dieser Vertheidigungsschrift den Papst für einen Afterpapst und Erzketzer und spricht ihm jedes Recht ab, einen römischen König zu bestätigen, über die Rechtgläubigkeit eines Christen ein wahres Urtheil zu fällen und einen gültigen Kirchenbann auszusprechen. Seine Prozesse seien also nichtig. Vor einer bald zu versammelnden Synode wolle er sein Betragen rechtfertigen. Johann sei ein von Grund des Herzens verdorbner Mensch, ein großer Uebelthäter und allem Guten abhold; die Frommen verfolge er und lasse sie als Ketzer verbrennen; nur die Schlechten, die Genossen seiner Laster und Lüste, seien in Gnade bei ihm. Die Fürsten möchten vor ihm auf der Hut sein; die nächste Folge der Absetzung des von ihnen gewählten Königs werde der Verlust ihrer Wahlrechte sein und der Untergang des selbständigen römischen Reiches. Wir schwören, schließt die Schrift, gegen diesen Alles, was wir gesagt haben, vor einem allgemeinen Concil erhärten zu wollen 2c. und appelliren an dieses Concil und an den wahren rechtmäßigen künftigen Papst 2c. Allerdings überschritt Ludwig in dieser Schrift seine Befugnisse, da er auch über rein geistliche Angelegenheiten urtheilt; dadurch wurde der Bruch unheilbar und Ludwigs späteres Schwanken und schwächliches Nachgeben rührt von diesem Schritte her, zu dem ihn eben die Minoriten, welche die Schrift abfaßten, verleitet hatten. Der Papst setzte alle Triebfedern in Bewegung, um die königliche Schrift wirkungslos zu machen; an die Kurfürsten schrieb er insbesondere und erklärte die Folgerungen Ludwigs für boshafte Verläumdungen; am 11. Juli wiederholte er die Exkommunikation und befahl den Fürsten, sich zur neuen Königswahl

einzufinden. Leopold und Karl erschienen auch zu Bar-sur-Aube; allein kein Reichsfürst kam, nicht einmal Johann, dessen Verhältniß zu Karl durch den Tod seiner Schwester sich geändert hatte. Sein Oheim, Balduin von Trier, einer der tüchtigsten Fürsten in jener Zeit, mag ihm auch ins Gewissen geredet haben. Die Bannflüche des Papstes wurden in den meisten Ländern Deutschlands abgerissen; die Verordnungen wurden für ungültig erklärt; Bischöfe, die auf seiner Seite standen, verjagt; Ludwig konnte den Erzbischof von Salzburg in die Reichsacht thun, ebenso den Bischof von Passau.

Am eifrigsten aber zeigten sich für Ludwig die Bürger der Reichsstädte; die Straßburger warfen den Priester, der die päpstliche Bannbulle anschlagen wollte, in den Rhein und schlugen ihn, als er sich durch Schwimmen retten wollte, mit Ruderstangen todt; die Dominikaner jagten sie zur Stadt hinaus; die Regensburger aber zwangen ihre Prediger und Mönche durch Hunger, daß sie den seit einiger Zeit eingestellten Gottesdienst wieder halten mußten (V. 1188 bis 1206). Gerade in der Zeit, wo das Interdikt auf Deutschland ruhte, konnte Ludwig seine Hochzeit mit Margaretha in Anwesenheit der drei geistlichen Kurfürsten aufs Glänzendste feiern.

„Im Jahre 1324 hatte Leopold eine Unterredung mit dem Könige von Frankreich in einem Städtchen der Champagne, Bar-sur-Aube und im Kloster Clairvaux. Er bemühte sich, wie man sagt, die Herrschaft im römischen Reich an die Franken, wie ehemals, zu bringen, so daß ihm selbst das Vicariat übertragen würde und dadurch seines Bruders Befreiung leichter erfolgte. Da dies nicht gelang, schieden sie, nachdem sie sich gegenseitig Geschenke gemacht und die Franken den Ruhm und die Macht der Deutschen bewundernd anerkannt hatten. Leopold soll darnach gewisse Zaubermittel angewandt haben, um den Bruder dem Gefängniß zu entreißen; der Mann reinen Glaubens nahm sie aber nicht an,

sondern empfahl dem Herrn vertrauensvoll sein Schicksal.*) „Friedrichs Gemahlin, des Königs

*) (Akt IV. Sc. 3. V. 1344 ff.) Von den Zaubermitteln zur Befreiung findet sich ein weiterer Bericht in mehreren Chroniken; die österreichisch gesinnten weisen mit Entrüstung den Verdacht zurück, als habe Elisabeth zu solchen unheiligen Mitteln ihre Zuflucht genommen, um den Gemahl zu befreien. Das Chron. Austr. von Thomas Ebendorffer von Hasselbach sagt darüber (Pez II, 788 f.): „Herzog Leopold ging während der ganzen Zeit der Gefangenschaft König Friedrichs auf alle Weise gegen Ludwig und seinen Anhang vor. Er soll sogar einige Zaubereien bereitet haben, welche der Regel des heiligen Glaubens zuwider sind; weßwegen noch heute, wie man sagt, die Fenster des Gefängnisses Friedrichs mit dem Zeichen des lebendigmachenden Kreuzes verwahrt sind. Und er erröthete nicht, dies der Gemahlin Friedrichs, Elisabeth, zuzuschreiben, die sich doch während der ganzen Zeit der Gefangenschaft durch Wallfahrten, Fasten und Beten so geißelte, daß sie fast das Gesicht verloren hätte."

Auch in Brenner's historia Cartusiae Maurbacensis (Pez II. 344) findet der Vorfall Erwähnung. Dort heißt es: Niemand blieb sich ähnlicher in diesem herbsten Geschick, als Friedrich, der Glück und Unglück mit Gleichmuth zu ertragen gewohnt, lieber in diesem Elend hätte sterben, als sich auf frevelhafte Weise die Freiheit verschaffen wollen. Denn da irgend einer der Fürsten (er scheut sich, Leopold zu nennen) aus Eifer mehr, als Kenntniß mit Hülfe eines Schwarzkünstlers einen Dämon in den Kerker geschickt hatte, von welchem Friedrich unverletzt, wie der Vertrag gemacht war, in Sicherheit gebracht werden sollte; wollte der überaus fromme Held, obgleich Freiheit und Rettung ihm versprochen war, einem bösen Geiste diese Vortheile nicht verdanken, sondern, überzeugt, daß das Geschick Oesterreichs, wenn auch jetzt schwankend, doch Gott am Herzen liege, ließ er das Ungeheuer abziehen, und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes sich schützend, trieb er das Gespenst in die Flucht. Denn die Seele, die sich des Rechten bewußt ist, fürchtet, wie Bernhard sagt, nicht den Verlust der Güter, nicht die Schmach der Reden, nicht die Mißhandlungen des Körpers, ja selbst durch den Tod wird sie mehr erhoben, als gebeugt." Die ausführlichste Beschreibung aber giebt das Chronicon M. Alberti Argentinensis (s. Germaniae Historicorum etc. ed. Christ. Urstisius Francof. 1585 II. p. 123): „Es fand aber Leopold zu dieser Zeit einen erfahrenen Schwarzkünstler, mit dem er wegen der Befreiung Friedrichs unterhandelte. Als sie beide allein in einer wohl verwahrten Kammer beisammen saßen, Leopold und der Meister, der sein Zeichen machte: sieh' da erschien ein Dämon vor

von Arragonien Tochter Elisabeth, unternahm Wallfahrten, Fasten, Geißelungen mit solcher Strenge, daß sie durch übermäßiges Weinen sich ihrer Sehkraft beraubte. Unterdeß belagerte Ludwig die Festung Burgau vergebens, da Burkard von Hellerbach sie im Namen der österreichischen Herzöge besetzt hielt und fest den Entsatz durch Leopold erwartete. Dieser kam auch mit zahlreichem Heere und trieb Ludwig aus der Umgegend." Da unser Drama aus den Vorgängen vor Burgau eine besondre Scene geschaffen hat (IV. 2. V. 1264 bis 1315), so müssen wir unsern Chronisten ergänzend aus andern Quellen das Nähere berichten. Nachdem Ludwig im Herbst 1324 die Reichskleinode von Leopold empfangen hatte, gab er Friedrich doch nicht frei, sondern verlangte vorher, daß die österreichischen Besatzungen aus den Reichsstädten gezogen würden. Darauf griff Leopold im Zorn von Neuem zu den Waffen und ließ von Burgau und Riesenburg aus, zwei von den Oesterreichern besetzten Schlössern bis tief nach Schwaben verheerende Streifzüge machen. Dadurch sah sich Ludwig zu

---

ihnen, in Gestalt eines Wanderers mit zerrissenen Schuhen, den Hut auf dem Haupte, triefäugig. Leopold sagte zu ihm: Kennt Ihr mich? Jener aber erwiederte: Wohl kenne ich dich. Und nachdem Leopold noch Manches gefragt und ihm auf die Seele gebunden, daß er ohne alle Gefahr Friedrich aus der Gefangenschaft führe, und der Dämon erwiedert hatte, er werde ihn so herausführen, wenn er selbst nur einwillige, wurde Leopold gewaltig erschreckt. Der Dämon aber kam in's Schloß Trausnitz in der Gestalt eines Schülers aus dem Argau (in partibus Ergoviae), um den Hals hatte er einen Sack gehängt, als wollte er in demselben Brote tragen, und er sagte zu Friedrich: Schlüpfe in diesen Sack und ich will dich zu deinem Bruder Leopold bringen. Da dieser fragte, wer er wäre, und jener antwortete: Kümmre dich nicht darum; wenn du hineinschlüpfest, werde ich dich sicher führen: machte Friedrich das Zeichen des Kreuzes und rief den Namen Christi an; so verscheuchte er den Dämon und befahl seinen Wächtern, sie sollten sich durch Reliquien und Gebete vor dem Dämon bewahren, was diese auch sorgfältig thaten. Als Friedrich später befreit war und den Schüler sah, sagte er: dieser ist der Dämon, der mich hat entführen wollen."

neuem Kampfe genöthigt, besonders da die Reichsstädte, z. B. Augsburg dringend seine Dazwischenkunft verlangten. Diese bezahlten auch willig zur Bestreitung des Feldzuges die Reichssteuer auf 3 bis 8 Jahre voraus und viele Ritter und Edle schossen bedeutende Summen vor. Im Spätherbst zog Ludwig vor Burgau und belagerte es vom 10. November 1324 bis zum 10. Januar 1325. Die benachbarten Städte Augsburg, Ulm, Donauwerth, Lauingen ꝛc. sandten ihre Bürgerschaaren zur Unterstützung. Aber die tapfre Besatzung unter Burkard von Ellerbach und seinen Söhnen fügte den Belagerern viel Schaden zu. Dem Rathe der Augsburger, einen Hauptsturm zu machen oder vermittelst eines großen Scheiterhaufens das Nest zu verbrennen, mochte der gutmüthige Ludwig nicht folgen; er wollte nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen vernichten, zu seinem Schaden, wie der Fürstenfelder Chronist sagt, indem er den erbaulichen Satz ausspricht: licet pietas ad multum valet, tamen hic multum nocuit. So zog sich die Belagerung in die Länge und nachdem sie 7 Wochen bei strenger Winterkälte vor der Burg gelegen hatten, baten die Augsburger und andere um Weihnachten, nach Hause ziehen zu dürfen; sie wollten, wenn man sie rufe, wiederkommen. Herzog Leopold und sein Bruder Albrecht, die am Bodensee standen, erfuhren dies alsbald und eilten zum Entsatz mit 400 der kühnsten Reiter heran. Sie hofften nichts Geringeres, als Gefangennahme oder Tod des Gegners. Aber der Burggraf von Nürnberg, der dort in der Nähe war, hörte ihr Vorhaben und eilte ihnen zuvor. In finstrer Nacht kam er zu Ludwig und gab Nachricht von dem, was drohte. Ludwig erkannte nun zu spät, wie thöricht er gehandelt hatte, die Truppen der Städte zu entlassen; er rettete sich eiligst mit seinen 400 Mann über die Donau nach Lauingen und hatte umsonst Zeit, Geld und Leute verloren. Auch das Chron. Claustro-Neob. bei Pez I. 486 berichtet die Schlacht bei Burgau, und nachdem es die Versöhnung kurz erzählt hat, fährt es fort: „Diese beiden, Ludwig und Friedrich, blieben

sortan in so aufrichtiger Freundschaft vereinigt, daß Ludwig (V. 1924 ff.), als er ausziehen wollte, um seinem bedrängten Sohne in Brandenburg Hülfe zu leisten, sein Land mit allen den Seinigen unter den Schutz des Herzogs stellte, damit in seiner Abwesenheit Herzog Leopold, aus Scheu vor dem Bruder, von der Verwüstung zurückgehalten werde.

Zu Anfang des Jahres 1325 war demnach Ludwigs Lage eine sehr bedrängte. Leopold benutzte alsbald den errungenen Vortheil und seinem Dringen Gehör gebend, kamen bald nachher, wie Albert von Straßburg u. A. melden, die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit andern Fürsten zu Rense zusammen (V. 1210 ff.) mit Boten des Papstes und des Königs von Frankreich und unterhandelten dort, allein auf einem Schiffe über den Rhein fahrend, wegen der Erhebung des französischen Königs. Diese Schmach wendete aber Berthold von Bucheck, der Bruder des Mainzer Erzbischofs Matthias, Kommenthur des Deutschordenshauses zu Koblenz, von Deutschland ab, indem er darauf hinwies, wie gefährlich es sei, die deutsche Krone einem Fürsten zu geben, der an Erblichkeit gewöhnt sei. „Nichts sei schändlicher, läßt ihn Burgundus sagen, und für das gemeine Wesen gefährlicher, als Fürsten nach bloßer Willkür des Papstes ab- und einzusetzen. Man suche dem Staat einen Fremden aufzudrängen, mit dem die Deutschen nicht einmal in ihrer Sprache würden reden noch einigen Umgang haben können. Das Reich habe sich vormals bei Einheimischen wohl befunden, und wenn Ludwig die Krone verlieren solle, habe Deutschland keinen Mangel an eingeborenen Fürsten, welchen man die allerhöchste Würde übertragen könne. Wenn man darauf eingehe, werde das deutsche Geld und die Reichsgefälle künftig nach Frankreich gezogen, Deutschland aber von einem Fremden aus der Ferne außer Acht gelassen werden. Ohnedies sei es der Franzosen Gewohnheit,

daß sie jederzeit nur ihre eignen Vortheile beherzigten, und sie führten schon jetzt nichts andres im Schilde, als dem deutschen Reiche Etwas wegzuhaschen und ihrem Scepter zu unterwerfen. Kur-Böhmen und Kur-Trier verabscheuten daher diese Pläne und hielten sich klüglich davon zurück. Noch weniger schiene das deutsche Volk solcher Absetzung des Kaisers geneigt. Derselbe würde auch durch diese ungerechte Behandlung des Papstes nur um so höher in der Gunst steigen, während Frankreich größeren Neid und Haß auf sich lade. Daraus aber werde sich ein weit blutigerer Krieg entzünden, als jemals einer im Reiche gewüthet habe. — Auch der Versuch des päpstlichen Legaten, dem König Karl wenigstens für Lebenszeit die Krone zuzuwenden, scheiterte an dem Widerspruch Böhmens und Triers. Nachdem dieser Plan zu Nichte geworden, brachte Leopold wenigstens ein Bündniß zu Stande; am 18. März 1325 verbanden sich zu Durlach mit ihm Matthias von Mainz, Wolfram von Würzburg und Johann von Straßburg gegen Ludwig. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit setzt Buchner die Verhandlung zu Rense vor die Zusammenkunft Leopolds mit Karl von Valois zu Bar-sur-Aube im Sommer 1324, da schwer zu begreifen ist, wie Leopold nach jenem vollständig gescheiterten Versuche auf denselben Plan zurückkommen konnte. In den Regesten findet sich nur die Zusammenkunft in Frankreich.

„In diesem Jahre starb am Tage des heiligen Matthäus Katharina, die Herzogin von Calabrien, die Schwester der österreichischen Herzöge und wurde in Neapel bestattet. Ludwig klagte, daß er von Leopold zum Besten gehalten werde, und zeigte sich schwieriger in Betreff der Freilassung Friedrichs; bald betheuerte er, er müsse enthauptet, bald in ewiger Haft gehalten, bald aller seiner Herrschaften beraubt werden. Leopold eilte in die für Ludwig gestimmten Gegenden der Wangionen (Wormser) und verwüstete Alles, was er erreichen konnte mit seinen vortrefflichen Kriegsschaaren. Er erlangte auch vom Papste

Johann in den Ländern seiner Herrschaft den geistlichen Zehenten, damit er kräftiger durch ihren Besitz dem Ludwig Widerstand leisten könne. Aber da er vom Tode übereilt wurde, blieben die darüber ausgestellten Erlasse am päpstlichen Hofe. Ludwig schickte aber feierliche Botschaft an den Papst, in der Hoffnung, dadurch Vortheile zu erreichen. Diese kehrte indeß ohne Erfolg zurück, obgleich sie darauf hinzuweisen bemüht war, daß er das Recht zur Herrschaft im Reiche schon durch das Schwert erlangt habe."

„Im Jahre 1325, da die feindseligen Schritte des Papstes häufiger wurden und überall in Deutschland gegen Ludwig sich richteten, fing er an, milder bei sich über Friedrich zu denken. Und siehe! obgleich man sich vielfach ohne Erfolg gemüht hatte, versuchte es nochmals der Karthäuser-Mönch Gottfried, Prior von Maurbach und zu Ludwig kommend in der Kraft des Geistes, redet er ihn furchtlos also an: O erlauchtester Fürst, sagte er, dessen Siegesruhm schon durch alle Zonen der Erde getragen, dessen Name überall mit festlichen Lobeserhebungen gepriesen, dessen Tugend und Frömmigkeit verkündet wird, durch welche das Gemeinwohl geschmückt und der Könige Macht erhöht wird: warum gewähret Ihr Eurem Blutsverwandten und Freunde nicht die Freiheit? Warum erwägt Ihr nicht den Zustand des Reiches? Weßhalb saugt Ihr die Rathschläge der Stolzen ein, welche die Gnade aus dem Herzen der Fürsten auszurotten bemüht sind? Erwäget, daß die Herzöge Oesterreichs noch nicht ihren kriegerischen Eifer aufgegeben haben, noch ihrer Macht und Reichthümer verlustig gegangen sind; durch ihren Beistand könntet Ihr gekräftigt werden und in den eigenen und fremden Landen triumphiren. Welche Ehre erwerbet Ihr, wenn Ihr den Unwillen über Euch in ihren Ländern verbreitet? Nur noch mehr Schande bereitet Ihr Euch und beflecket den Glanz Eurer erhabnen Würde."

Ludwig, der erkannte, daß nach Salomo die Worte der Weisen gleichsam Sporne sind und wie Nägel in der Höhe be-

festigt, befiehlt, den gefangenen Friedrich herauszuführen. Das Amt der heiligen Messe verrichtet der Prior und kräftigt beide durch den heiligen Genuß Einer Hostie, versöhnt Friedrich mit Ludwig durch den Eid und den Kuß des Friedens (V. 1495 ff.) und bindet die Brüder durch Verträge der Unterwerfung und des Gehorsams, daß sie die kaiserlichen Reichskleinodien ausliefern und das Reich nicht länger befehden. Nachdem dies vollbracht war, schließen sie ein so inniges Freundschaftsbündniß, wie einst Jonathan und David. Von diesem Eidschwur sprach der Papst Friedrich los. Aber jener weigerte sich, indem er das Band der Treue höher hielt, indem er sagte: das zieme einem Fürsten nicht und er könne, wenn er es thue, dem Tadel des Volkes nicht entgehen. Friedrich kehrte nach Oesterreich zurück, mit ungeschornem Bart, kaum von den Bekannten erkannt und erregte bei Allen unermeßlichen Jubel.

„In diesem Jahre schwoll ein kleines Bergwasser bei dem Kloster Runa (Runensi) in Steier, das vom Gipfel der Berge fließt, plötzlich so ungestüm an, daß es Alles weit hin überschwemmte, Bäume und gewaltige Felsen fortriß, Mauern spaltete, fast alle Wohnungen, das Kloster, den Umgang und die übrigen Werkstätten bis zum Maß von 4 bis 5 Ellen hoch durchflutete und unvertilgbare Spuren an den Mauern zurückließ, aber die Bücher der Bibliothek und des Klosters nicht beschmutzte. Dasselbe soll nicht lange nachher in dem Kloster des heiligen Kreuzes in Oesterreich geschehen sein.“

„Zu dieser Zeit (zweimal im Sept. 24 und Nov. 26) belagerte König Johann von Böhmen die Stadt Metz, verwüstete die Weinberge, warf die meisten Vertheidigungswerke der Bürger um die Stadt nieder, und verbrannte eine lange Straße vor der Stadt, die bis zum Eingang der Stadt reichte. Er hatte aber bei sich die Bischöfe von Trier und Metz, den Herzog von Lothringen, den Grafen von Bar und eine unzählige Kriegsschaar. Nachdem sich endlich die Bürger außerhalb der Stadt, zu deren Hülfe er gekommen war, mit denen in der Stadt ver-

tragen hatten, hob er die Belagerung auf, nicht besonders erfreut über die Versöhnung Ludwigs und Friedrichs. Und da er hörte, daß die Markgrafschaft Brandenburg dem Reiche zugefallen sei, eilt er zu Ludwig und dringt in ihn, daß er nach seinem Versprechen seiner Bemühungen eingedenk sein, und einem seiner Söhne die Herrschaft übertragen solle, da er dazu schon von einigen Bewohnern des Landes aufgefordert worden sei. Seine Bitte hatte keinen Erfolg, weil Ludwig schon seinen eigenen Sohn dafür bestimmt hatte, zu dessen Machterweiterung er ihm die Tochter des Königs von Dacien (Dänemark) zur Ehe gab. Von dieser Zeit an entstand für die Zukunft eine gewisse Abneigung zwischen Ludwig und dem König von Böhmen. Eine andre Veranlassung zur Abneigung war die, daß die Tochter Johanns, die dem Markgrafen von Meißen gegeben war, zum Vater zurückkehrt nach Lösung der Verträge. Denn die Tochter Ludwigs wird mit dem Markgrafen verbunden und Johann dadurch heftig erzürnt."

Friedrich aber bedient sich in seinem Hause und Lande des Titels des königlichen Namens und unternimmt nichts mehr im Geiste gegen Ludwig, ruhig lebend, Gott Dank sagend und keine Kriege weiter führend, wie Horatius sagt:

„In Ruh' nach den punischen Kriegen."

Die Freilassung Friedrichs und was mit ihr zusammenhängt, die den Kern unsres Drama's bildet, bedarf in ihrer historischen Gestalt eine sorgfältigere Besprechung, als sie unser Chronist gegeben hat. Der schmähliche Rückzug von Burgau (der aber mit Unrecht in manchen Büchern eine Schlacht genannt wird), die erhöhten Anstrengungen Leopolds, die Fürsten zu einer Neuwahl zu stimmen, die Rüstungen in Frankreich, Italien, Ungarn, in Polen, Schlesien und Litthauen zum Einfall in Brandenburg, alle durch den Papst hervorgerufen, die überhandnehmende Gemüthsverstimmung des Königs, die noch

vermehrt wurde durch die äußerste Geldnoth (von Ende Januar bis Ende Februar stellte er allein über 30 Schuldverschreibungen aus): dies Alles machte Ludwig geneigt, den Ausgleichungsversuchen Gehör zu schenken, die von seinem Beichtvater und dem Prior von Maurbach schon früher gemacht worden waren. Den Rath derer, die Friedrichs Tod wollten, hatte er alsbald verworfen und auch nicht die Verläumdungen derer geachtet, die ihm Habsucht als Triebfeder der Gefangenhaltung vorwarfen (V. 1287 ff.). Nachdem sein Beichtvater Tattendorfer mit dem Prior von Maurbach, der als Beichtvater bei Friedrich war, die Bedingungen festgestellt hatte, in die Friedrich bei immerhin noch drohender Lebensgefahr gewilligt hatte, begab sich Ludwig mit seinem Beichtvater in den ersten Tagen des Märzes (V. 1329 u. 41) selbst nach der Trausnitz (V. 1411 ff.). Friedrich, durch dreijährige Gefangenschaft mürbe gemacht, glaubte noch nicht an gütlichen Entscheid, vielmehr bangte ihm vor Gewalt und er erwartete, wie der Fürstenfelder Chronist sagt, den Schreckensboten, der ihm sein Todesurtheil bringen sollte. Daher war er aufs Aeußerste bestürzt, als Ludwig selbst in das Zimmer trat, und meinte, es gälte jetzt sein Leben. Als aber Ludwig ihn mit heiteren Worten anredete, klärte auch Friedrichs Gesicht sich auf, die Furcht verschwand, ein Strahl der Freude durchdrang seine Brust: die beiden Vettern umarmten sich und verziehen einer dem andern alles Uebel und Leid, das sie sich bisher durch ihre Uneinigkeit verursacht hatten. In traulichem Gespräche wurden sie bald einig über die Bedingungen des Friedens und knüpften jene innige Freundschaft wieder, die der Gegenstand der Bewunderung bis auf unsere Zeit geblieben ist. Ludwig hielt sich 8 Tage in Trausnitz und der Umgebung auf. Während der Zeit wurde von dem Grafen Berthold von Henneberg und Dietrich Pilichdorfer, die man herbeigerufen hatte, die Friedensakte ausgefertigt und am 13. März in der Kapelle feierlich beschworen. Die beiden Könige wohnten der Messe bei, legten auf die heilige Hostie einen Eid ab und empfingen dann,

nachdem sie sich den Friedenskuß gegeben, jeder ein Stück derselben. Der lange Zeit geheim gehaltene Vertrag (gegeben zu Trausnicht an der Mitwochen vor dem Suntag, so man singet Lätare, 13. März 1325) lautet buchstäblich, wie sie Olenschlager giebt:

„Wir Bertold Grafe von Hennenberg, und Dietrich der Pilichtorffer Marschalck in Oesterreich, verjehen offendlich an disem Brief, daß wir zwischen dem Durchleuchtigen Herrn Chünig Ludwigen von Rome, und dem Wol gebornen Fürsten Hertzogen Fridrichen von Oesterreich und seinen Brüdern, eine gantze unnd vrauntlich süne geteidingt haben, als hernach geschrieben steht, von worte zu worte. Deß ersten, daß der vorgenannte Hertzog Friderich sich verzeihen sul lauterlich und gäntzlich deß Chünigreiches unnd aller der ansprache, die er daran gehaben möcht, unnd soll die Briefe, damit er erwöhlt ward, ob es ein Wahl geheissen möcht, und alle andere Briefe, die ihm darzu geholffen und fürderlich möchten seyn, von wem ihm die gegeben, und in welcher weiß die geschrieben seynd, wider geben dem Chünige an alles gefärde, und soll auch nach dem Chünigreiche nimmermehr gestellen, mit dheinen Sachen, noch durch niemands Willen oder Anhaltens, noch dheine Hindernuß: noch jemands anweisung oder herzigung, es were von dem, der sich Babst nennet, oder von anders jemands, dem Chünige daran thun, dieweil der Chünige lebet. Darnach sullen die vorgenannten Hertzogen alle fünffe dem Chünige widergeben, was sie des Riches inne habent, und sich unterzogen, Es seyn Herrn, Stätte und gemainglich Land, Leute, unnd Gut, wie das genennet seye, und was sie darvon versetzt habent, oder auf das, das von andern Keysern, und Römischen Chünigen deß Chünigs Vorvarn, vor versetzt ist, oder geslagen, das sullen sie alles lösen und ledigen.

Sie sullen auch alle fünfe, sich zu dem Chünige verbinden ewiglich, bey ihm und seinen Chindern zebleiben und ihn zehelffen wider allermeniglich, swie sie genannt seyn Pfaffen und Layen, und mit nahmen wider den, der sich Babst nennet, und

alle seine helfer und günner, dieweil er wider den Chünig und das Riche ist, unnd zue einer mehrer sicherheit der verbundnus sullen sie schaffen das es geschehe, das der Hertzog von Cherrent (Kärnthen), unnd vier seines rats mit Jm, das seint Meister Heinrich sein schriber; Cunrad von Aufmstein, und Syfrit von Rotemburch, und der hofmeister sein vetter, ob sie dieselben zwen an gevärd gehaben mugen, unnd Grave Rudolf von Hohemberg, Grave Hug von Bregenz, Grave Albrecht von dem Heiligenberg, der Grave von Schebhetingen, Marggrafe Rudolf und Margraf Hesse von Baden, der Graf von Fürstenberg, und Otto von Ochsenstain, sweren zu den heiligen und jr briefe darüber geben, ob das were, das der von Oesterreich einer oder mehr, die Sune uberfuren, oder dem Chünige nicht beholffen weren, als vorgeschriben ist, das sie dann dem Chünige, wider den und die beholffen sein, mit leibe und mit gut an alle gevärde. Mechten sie aber derselben Grafen ainen, oder zwene nicht gehaben, an gevärde, so sullen sie ainen oder zwene als gut an derselben stat gewinnen, nach deß burggraven von Nurenberg Rat, desselben sollen sweren, zwelfe von Swaben, und von Elsasse, die Jr dienstman sein, und zwainzig von Oesterreich und von Styr.

Sie sullen auch alle fünfe Jr Lehen von dem Chünig empfahen, und ihn erchennen und haben für Jren rechten Herrn, und Chünig, unnd ihm gehorsam und undertenig sein, als Fürsten einem Römischen Chünige zuerecht, und sullen auch der Hertzog von Cherrend unnd die Grafen, die obgenannt seint, mit sambt Jn durch slechtes (schlicht, ohne Umschweif) an alle Widerrede ire Lehen empfahen von dem Chünige und ihn für iren rechten Herrn halten und erchennen, und im gehorsam und undertenich sein, als ein Fürste und Grafen einem Römischen Chünig zurecht. Sie sullen auch schaffen, daß alle Fürsten, sie sein Leyen oder Pfaffen, Grafen, vreyen, dienstman unnd ander, swie sie genannt seint, die in ihren dienste untz her chummen seint, von des chrieges wegen, Jre lehen empfahen von dem Chünige, und jn erchennen und haben für iren Herren, und im gehorsam sein

als einem Römischen Chünige ze recht, und swelche Fürsten si sein Leyen oder Pfaffen, Grafen, vreyen, dienstman oder ander, wie sie genannt seint, das nicht tun wolten, gein dem, unnd den sullen sie dem Chünige beholffen sein mit leib und mit gut an geväride, als lang biß derselbe, oder die jre Lehen empfahen von dem Chünige, und in erchennen unnd haben für jren rechten Herren, und jm gehorsam umd underthenig sein, als einem Römischen Chünige ze recht, ane wider die achte die obgenannt seint, die mit dem Hertzogen jr lehen durch slechtes an widerrede empfahen sullen von dem Chünige.

Es sull auch Hertzog Friderich seine Tochter Elsbeten des Chünigs Sun Hertzog Stephan geben, umd sie dem Chünige ze hant einantworten, und sul zu der geben, swas wir Grafe Bertold von Hennenberg, und der Burggrave von Nuremberg heissen, unnd für dasselbe sull er dem Chünige setzen Burgawe und Risepurch mit alle dem, datz darzu gehört, unnd sull der Chünig und der Hertzog die dispensation mit einander gewinnen von dem Stule ze Rome, swenn der Stule mit einer sotan Persone gesetzet würt, von dem in die dispensation fugt zebieten und zegewinnen, unnd wer auch das der Chünig, oder der Hertzog Friderich, oder sie beide abgiengen, dannoch sul die vruntschafft zwischen ir beider Chinder fürganch haben, und sullen sie deß Chünigs Chinder, und deß Hertzog Friderichs Brud' volenden in aller weiß als vorgeschriben steht. Wer auch das der Chünig abgienge, und der Hertzog Friderich zu dem Chünigreich käme, so sul er deß Chünigs Chinden alles das verlihen, daß sie von dem Riche zu lehen haben sullen, und mit Namen die Marche ze Brandenburg, unnd alles, datz darzu gehört, und von alter darzu gehört hat, unnd gehören sull, unnd sie daran beschirmen und behalten, und in ihres gleichen theils von weylant Herzog Rudolfs Chinden gehelffen, nach der Briefe sage, die zwischen dem Chünige und dem vorgenannten weilant Hertzog Rudolfen, seinem Bruder gegeben, und geschriben wurden uber den Zuwurff in dem Aloch, und soll

auch den vorgenannten deß Chünigs Chinden durch slechts beholffen seyn wider aller menniglich, er chume ze dem Riche oder nicht, und sie ihm und sinen Chinden, und sinen Brüdern hinwider.

Es sull auch der Chünig jn, und ihren dienern aller ihrer Pfantung bestetigen, die sie von Keyser Heinrichen, und von andern Römischen Chünigen vor jm haben, als sie das mit Briefen desselben Keyser Heinrichs, und der Chünige vor im den Chünig lehren und bewisen sullen. Es suln auch alle diener beder sit huld haben, und alle Gefangen ledig sin. Es sull auch der Chünig und sine Chinder und die Hertzogen alle fünffe von Oesterreich ewiglich bi einander bliben, unn einander beholffen sin, in allen Sachen wider aller meniglich als oben geschriben steht, und swelcher Pünde und Verstenus der Bischoff von Passaue, und wir Graf Bertold von Hennenberg, der Burggraf von Nuremberg, und ich Dytrich der Pilichtorfer daruber vindent, das sullen sie beyderſit stete behalten, und gäntzlich vollfüren.

Daß die Sune als sie geschriben steht, von worte ze worte, also vollfürt unnd gehalten werde, das sull Herzog Friderich sweren zu den Heiligen, möcht er aber der Sünen nicht zu bringen, so soll er sich wider antworten gen Trausnicht in die Venchnuß, darinne er jetzt ist, auf Johannes tag ze Sunnwende, der schierst kombt. Er sull auch dem Chünige besunder verbundnus thun, mit sin selbs Personen, nach unsers von Hennenberg und des Burggrafen von Nuremberg heisse.

Daruber ze Urchund haben Wir unser Insigel gehanget an dise Notel, die gemacht und geschriben ist ze Trausnicht an der Mitwochen vor dem Suntag so man singet Letare."

Nachdem Friedrich noch bis Ende April in Bayern verweilt hatte, kehrte er nach Wien zurück. Während der dritthalbjährigen Gefangenschaft hatte er sich nie den Bart scheren lassen. Mit unaussprechlicher Wonne ward er besonders von seiner treuen

Gemahlin Elisabeth empfangen. Friedrich nahm es ernst mit seinem Versprechen und that nicht nur seinen Brüdern, sondern allen Fürsten seinen festen Entschluß kund, die Regierung niederzulegen. Auch schickte er die Prinzessin Elisabeth als künftige Gemahlin Stephans nach München. Selbst den Papst suchte er mit Ludwig auszusöhnen. Dieser aber, in allen seinen Plänen bedroht, bot Alles auf, um den Vertrag zu lösen. Leopold war leicht zu bewegen, daß er dem Vertrag seine Bestätigung versage. An Friedrich selbst schrieb er am 4. Mai: „Wir haben glaubwürdig vernommen, daß Dich der Herzog Ludwig von Bayern aus dem Gefängniß entlassen habe. Legt Dir Deine wieder erlangte Freiheit keine Verbindlichkeit auf, so sehe ich mit Freude meinen schon lang gehegten Wunsch erfüllt. Aber leider glaubt man allgemein, daß Du Dich bei Deiner Befreiung durch einen Eid zu Dingen verpflichtet habest, welche Gott mißfallen, Dir selbst schädlich und dem gemeinen Beßten gefährlich sind. Diesem Unwesen wünschen wir abzuhelfen und sind auch der Meinung, daß Dich bloß eine verzeihliche Furcht, welcher in dergleichen Umständen auch der Starkmüthige nicht widerstehen kann, verleitet habe, einen solchen Vertrag einzugehen. Da wir aber wegen ungeheurer Verbrechen, deren sich Ludwig gegen Gott, gegen Uns und die römische Kirche schuldig gemacht hat, ihn in den Bann gethan und aller Ansprüche, die er auf das römische Reich haben könnte, verlustig erklärt und allen geistlichen und weltlichen Personen ohne Ausnahme verboten haben, ihm in irgend einer das Reich betreffenden Sache beizustehen oder unter dem Vorwand einer geleisteten Huldigung, eines Bündnisses, eines Vertrages, eines geschworenen Eides zu gehorchen, weil wir die Gültigkeit aller dergleichen Huldigungen und Eide aus Unsrer Machtvollkommenheit aufgehoben haben: so erhellet daraus ganz klar, daß Deine Versprechungen, Eidschwüre ꝛc. ganz kraftlos und ohne allen Werth seien. Wir erklären sie hiermit auch für null und nichtig, ungültig und kraftlos und für Dich keineswegs verbindlich. Zugleich verbieten

wir dir bei dem Gehorsam, den Du uns zu leisten schuldig bist, und bei Strafe des Bannes, in welchen Du ohne Weiteres verfällst, wenn Du unserem Willen zuwider handelst, in die Haft des uns widerspenstigen und aus der Kirche verbannten Ludwigs zurückzukehren oder ihm, solange er vom päpstlichen Stuhle nicht wieder zu Gnaden angenommen ist, in irgend einem Stücke zu gehorsamen (V. 1624 ff.)."

Daß Friedrich und sein Beichtvater dieser päpstlichen Moral nicht Folge leistete, das ist ihr Ruhm. Als er Leopold, der wie ein Rachegeist heranbrauste, nicht zur Niederlegung der Waffen bewegen konnte (V. 1578 ff.), riß er sich von seiner Gemahlin los und eilte, nach kaum zweimonatlichem Aufenthalt in Wien, zur bestimmten Zeit nach Bayern zurück. „Je gewöhnlicher, sagt der österreichische Geschichtschreiber, der Chorherr Kurz, es im Mittelalter den Fürsten war, mit Verträgen und Eidschwüren zu spielen und sie nur solang zu halten, als ihre Erfüllung einen Vortheil gewährte oder Schwäche und Ohnmacht es unmöglich machten, sie freventlich zu verletzen; desto verehrungswürdiger erschien Friedrichs edle, herrliche That. Ludwig, ebenfalls ein Fürst von hohem Sinn und großer Gewissenhaftigkeit, würdigte Friedrichs Handlungsweise vollkommen nach ihrem innern Werthe und ehrte sich in dieser Würdigung selbst und seinen vormaligen Gegner. Tief gerührt, sagte er zu Friedrich: Nicht nach Trausnitz, Freund! Hier in der Burg zu München sollst Du bleiben und mit mir als König das Reich regieren." „Und so essen, sagt das Chron. aulae regiae, diese zween Fürsten, welche sich Könige nennen, bis auf den heutigen Tag mit einander, trinken mit einander, schlafen zusammen, plaudern über fröhliche und ernste Dinge und sind ein Sinn und ein Herz." Am 27. oder 28. Juni kam Friedrich nach München. Drei Monate lebten die Fürsten dort zusammen. Und als währenddem die Nachricht kam aus Brandenburg, daß die vom Papst aufgereizten Litthauer in dieses Land wirklich eingefallen

seien und mit viehischer Grausamkeit Kirchen und Klöster verheerten, übertrug Ludwig, der selbst hineilen wollte, seinem Freunde die Regierung Bayerns und die Vertheidigung des Landes gegen den noch bei Burgau stehenden Leopold. Der Zug unterblieb, weil die Feinde sich zurückzogen. In einer am 1. September ausgestellten Urkunde verpflichtet sich Friedrich dazu und erklärt, wenn Ludwig sterbe, Vormund seiner Kinder sein zu wollen. Erregte diese Freundschaft (caritas vera, non ficta) das Staunen der Zeitgenossen, so wollte der Papst es lange gar nicht glauben. („Wahrlich, so ists, es ist wirklich so, man hat mir's geschrieben" ꝛc. Schiller: deutsche Treue.) Sein Brief an Leopold vom 26. Juli ist ein merkwürdiges Zeugniß (Olenschlager Nr. 47). Nachdem er ihm gedankt für die Mittheilung des Vertrags und diesen als der Kirche, der Nation und den Brüdern selbst verderblich hingestellt, warnt er ihn, dem Bruder zu trauen, der ihm gewiß nicht Alles anvertraut habe. „Daher kam es, schließt er, daß sie Niemanden zugelassen, als nur ihre Beichtväter (unwahr! der Henneberger und Pilichdorfer hatten ja das Schriftstück aufgesetzt), denen sie wahrscheinlich auch nicht alle ihre Geheimnisse geoffenbart haben. Denn das ist ja eben den Menschen, die mit bösen Dingen umgehen, ganz eigen, daß sie das Licht scheuen, damit ihre Uebelthaten nicht an den Tag kommen. Nimm Dir, lieber Sohn, das Gesagte wohl zu Herzen und denk' an das Ende, damit Du die Fallstricke, die sie Dir legen, behutsam vermeidest und ihren Entwürfen nicht beistimmest, welche Gott, dem sie verhaßt sind, vereiteln wird! Sohn, bleib Deinem Vorhaben getreu: wir sehen schon voraus, daß die Beiden nicht ihr Ziel erreichen werden; sie werden in die Grube fallen, die sie Dir und Deinem Anhange gegraben haben; wir sehen im Geiste voraus, daß sie die Würde, die sie unverschämt an sich reißen wollen, nie erlangen und den Vorzug, den die Unwürdigen besitzen möchten, nie erhalten werden." In ähnlicher Weise schrieb er am 30. Juli an König Karl von Frankreich:

man sage allgemein, die beiden wollten mit einander regieren und zwar so, daß Friedrich den Titel eines römischen Königs annehme und in Deutschland bleibe, Ludwig aber den Titel eines Kaisers sich beilegen und Italien sich unterwerfen wolle. Wenn dieser Plan ausgeführt werde, was Gott verhüten wolle, so stehe die äußerste Gefahr bevor und daran sei leider die Lauigkeit und Schläfrigkeit des Königs schuld. Er solle thätig sein, so lange es noch Tag sei; die Nacht könne bald kommen.“ Den Gesandten der deutschen Fürsten, die am 18. März zu Durlach sich für Friedrich geeinigt hatten und nun verlangten, daß er ihn bestätige, antwortete bald nach jenem Briefe der Papst ausweichend, sie hätten ja nicht einmal ein Wahldekret ꝛc. Die österreichischen Prinzen erkannten daraus, daß es der Papst auch mit ihnen nicht redlich meine und die Kaiserwürde Frankreich zuspielen wolle. Sie unterhandelten daher mit Ludwig. Herzog Albrecht, der redlichste und tüchtigste der Brüder, wußte selbst Leopold geneigter zu machen und nach mehreren Besprechungen, an denen auch Leopold Theil genommen haben soll, kam der Vertrag vom 5. September zu Stande, in welchem Friedrich Mitregent wird. In einer Urkunde vom 3. September heißt es sogar schon: Wir Ludwig von Gottes Gnaden römischer König und Wir Friedrich Herzog von Oesterreich verjehen öffentlich durch diesen Brief, daß wir die Schiedung zwischen unserm Oheim, Herzog Heinrich von Kärnthen und dem Hunde von Beren (can grande della Scala, Statthalter von Verona), gemäß welcher ersterer die Pflege zu Padua behalten soll, bestätigen und sie ihm von Reichs wegen verleihen wollen, und zwar noch eher, als König Ludwig nach dem Welschen Lande reisen wird.

Der Inhalt des Vertrags ist folgender: Nach weiser und gelehrter Leute, Pfaffen und Laien, Rath und Weisung, haben sich Ludwig und Friedrich, von Gottes Gnaden römische Könige, auf ewige Zeiten mit einander vereint und verbunden, daß sie das römische Reich mit einander gleich als Eine Person regieren

werden. Sie sollen ganz gleiche Rechte und Ehren haben und sich beide römische Könige und Mehrer des Reiches und Brüder nennen. Derjenige von ihnen, welcher dem andern schreibt, muß dessen Namen voransetzen; in gemeinschaftlich ausgefertigten Urkunden wird mit Voransetzung des Namens täglich gewechselt. Ist Einer abwesend, so müssen die Geschäfte doch in Beider Namen geschehen. Es sollen zwei neue Siegel von ganz gleicher Größe und Form verfertiget werden, auf welchen die Namen der beiden Könige eingegraben sind; in Ludwigs Siegel soll Friedrichs Name, in Friedrichs Siegel Ludwigs Name voranstehen. Große Reichslehen, Königreiche, Fürstenthümer rc. sollen von beiden zugleich, kleinere können auch von Einem vergeben werden, nur muß sie der Andere bestätigen. Der Lehenseid muß aber immer Beiden geschworen werden. Ist Einer von ihnen in Italien und der Andere in Deutschland, so ertheilen sie sich gegenseitige Vollmachten und bestätigen auch die Urkunden. Die früheren Handlungen beider Könige bleiben in voller Kraft; daher sind alle Verfügungen gültig, welche König Ludwig für seinen Sohn in Brandenburg und für seinen Tochtermann in Meißen getroffen hat. Alle Reichsstände sollen Beiden den Eid der Treue schwören; wer sich weigert, ist ihr gemeinschaftlicher Feind. Das hohe königliche Gericht, bestehend aus Einem Hofrichter und Einem Hofschreiber, schlägt wechselweise alle Halb- oder alle Vierteljahre bei Einem der Könige seinen Wohnsitz auf, und sollten die bei einem Könige eingeleiteten Prozesse nicht beendigt werden, so werden sie bei dem andern fortgeführt, geendigt, von Beiden bestätigt. Berufungen von dem Gerichte des Einen an das des Andern finden nicht Statt. Keine Noth, kein Zufall soll die beiden Könige von einander trennen, gegen geistliche und weltliche Widersacher werden sie sich mit vereinigter Kraft vertheidigen. Gegeben zu München an dem Pfinztag (Donnerstag) vor U. Frauentag, als sie geboren wart, 1325, im eilften unsers Reiches. Viele Zeugen haben den Vertrag unterzeichnet.

Es ist klar, daß die Könige kein Recht hatten, diesen Vertrag ohne Genehmigung der Stände abzuschließen. Sie suchten daher diese Genehmigung nachträglich zu erhalten. Aber der Papst blieb auch nicht unthätig und trat nun auf einmal für Aufrechthaltung der Gerechtsame des deutschen Reiches in die Schranken, das er doch bisher einem Ausländer hatte unterwerfen wollen. Seine Bemühungen fruchteten. Auf dem ersten Reichstag zu Nürnberg im Oktober richtete Ludwig nichts aus, die Kurfürsten verlangten Friedrichs Verzicht. Ein zweiter Reichstag zu Ulm (Januar 1326), auf dem auch päpstliche und französische Gesandte erschienen, die zur Absetzung Beider treiben wollten, fand man zuletzt, soweit die verstümmelte Urkunde verständlich ist, das Auskunftsmittel: Ludwig solle sich in Italien zum römischen Kaiser krönen lassen, Friedrich aber als römischer König in Deutschland bleiben und als solcher da die Reichsgeschäfte vollziehen, und zwar soll diese Uebereinkunft ausgeführt werden, auch wenn der Papst und die Reichsfürsten ihre Zustimmung nicht geben. Dem Herzog Leopold versprach Ludwig, ihn bei dem Römerzuge mitzunehmen und ihn zum Statthalter der Lombardei zu machen; allein er starb zuvor in seiner Fehde mit dem Grafen Ulrich von Elsaß, als er dessen Feste St. Hippolyt angriff und nach Eroberung derselben die Stadt Speyer befehden wollte.

Von dem Tode der Herzöge Heinrich und Leopold, dem Zerwürfniß Otto's mit seinen Brüdern und der Adamianischen Ketzerei.

„Im Jahre des Herrn 1326 empfing Friedrich bei der Festung Judenburg die Trauerkunde, daß sein Bruder Leopold aus dieser Zeitlichkeit abgeschieden sei. „O du Herzog der Herzöge, rief er, Stolz der Ritterschaft, Angst und Schrecken der Feinde! O einzige Zierde des deutschen Vaterlandes, ruhmvollster unter den Söhnen der Könige in dieser Zeit!“ Und das Haar

mit eigenen Händen raufend, schrie er unter heftigem Jammern: „Was wird mir, nun du von mir gerissen, das Leben nützen? Warum hast du mich auf den Wegen dieser Zeitlichkeit vereinsamt gelassen?“ Er starb aber in Straßburg am 27. Februar*) und sein Waffenschmuck wurde daselbst in der Hauptkirche zu ewigem Gedächtniß aufgehängt, in Königsfelden ist er mit seiner königlichen Mutter begraben. Er war von hervorragendem Körper (man sollte statt cum excellentis vielmehr non exc. erwarten, was nicht nur die Angaben aller andern Chroniken, sondern die Anspielungen u. A. verlangen), aber doch ein gewandter Ritter, großmüthig und unerschrockenen Herzens, wie Statius von Tydeus sagt:

„Größere männliche Kraft beherrschte den schmächtigen Körper;“

welchen Homer von Körper klein, aber desto gewaltiger in den Waffen schildert. Und Seneca sagt: Aus einem unscheinbaren und mißförmigen Körper kann ein edler und großer Geist kommen und durch die Mißgestalt des Körpers wird die Seele nicht entstellt. Papst Johann soll bei der Nachricht von seinem Tode schmerzlich berührt worden sein und seine rechtliche Gesinnung und Handlungsweise gerühmt haben. Er hinterließ zwei Töchter, deren eine nach dem Tode aller Brüder Herzog Albrecht nach Frankreich, die andre nach Polen ebenbürtig vermählte. „Wir folgen nun unsrem redlichen Chronisten nicht weiter in der Schil-

---

*) Ueber den Tod Leopolds berichtet das Chron. Alb. Arg. p. 124: „Es belagerte aber Leopold die Stadt St. Hippolyt des Landgrafen des Elsasses, der ein Anhänger Ludwigs war, welcher ihm, da er oft Veneris causa nach Straßburg ging, Nachstellungen bereitet haben soll. Leopold zerstörte die Mauern bis auf den Grund und hielt die Stadt besetzt. Wiewohl aber die Aerzte ihm vorhergesagt hatten, daß ihn die Anstrengungen tödten würden, stand er doch nicht ab von seinem Unternehmen, sondern zog mit seinem Heere den Rhein hinab und belagerte die Stadt Speyer. Von dort zurückgekehrt, warf ihn in Straßburg, im Schlosse der Herren von Ochsenstein, die Krankheit darnieder, und in Raserei und ohne Reue beschloß er dort seinen letzten Tag.

derung der ferneren Ereignisse, die außerhalb der Zeit unsres Drama's liegen. Von König Friedrich sagt er S. 405: er begab sich, da er krank war, ins Gebirg, damit er dort auf seiner Feste Guttenstein Erleichterung für seine körperlichen Schmerzen und Regierungssorgen fände." Und später S. 406: Friedrich aber wurde vom Schlage gerührt, wie Einige sagen, oder nach Andern ergriff ihn die Ruhr. Seine Kräfte fingen aber an, rasch zu schwinden und er starb, als das Uebel überhand nahm, am 13. Januar 1330; für Kirchen und Klöster traf er rühmliche Anordnungen in seinem Testamente und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Maurbach mit königlichem Glanze und feierlichen Todtenmessen bestattet. Es wird auch erzählt, daß er von einer angesehenen Frau einen Leckerbissen erhalten habe, durch dessen Genuß der König selbst ihrem Gemahle günstig gestimmt wurde (moreretur bei Böhm. 406, muß wohl moveretur heißen). Dieses verwandelte sich aber in einen Hautausschlag, der tödtlich wurde. Diese That wurde an dem Manne mit dem härtesten Tode bestraft, die Gattin blieb unbestraft, weil sie guter Hoffnung war (das Chron. Alb. Arg. erzählt p. 124 dasselbe so, daß der Mann selbst ihm die Speise gab und daraus die Läusekrankheit entstand). Ferner S. 407: „In diesem Jahre starb auch am Tage der heiligen Margaretha (13. Juli) Elisabeth, die Wittwe Königs Friedrich und wurde bei den Franziskanern in Wien in einem marmornen Sarkophage neben Blanka, der Wittwe Königs Rudolf von Böhmen, Tochter des Frankenkönigs, beigesetzt. O wie traurig ist der Tod jugendlicher Fürsten! Denn „der Tod der Jünglinge ist herber als der der Greise," sagt Tullius, das Bild der Aepfel anführend, die unreif schwer abgerissen werden, reif aber von selbst fallen. Jedoch dies traurige Ende erwarten wir alle, denn „wir sterben alle und wie die Wasser versinken wir in der Erde, wie zu David jenes Weib (Thecuites) gesagt hat. Und Horatius spricht:

Tod ist die letzte Linie der Dinge."

Von der Wittwe Leopolds und den beiden Töchtern Friedrichs, Elisabeth und Anna, berichtet er S. 425 ff. zum Jahre 1336:

„In diesem Jahre verließ am 30. Sept. Katharina, des Herzogs Leopold Wittwe, das zeitliche Leben und wurde in Königsfelden begraben.

„Um dieselbe Zeit wurde auch König Friedrichs Tochter Elisabeth von schwerer Krankheit heimgesucht und unterlag derselben. Da sie dem Könige von Serbien vermählt werden sollte, hatte sie solchen Abscheu vor dem Irrglauben dieses abtrünnigen Mannes, daß sie täglich unter Seufzen Gott anflehte und mit Fasten den Leib züchtigte, ihre Keuschheit dem Herrn bewahrte und lieber den Tod als die Verbindung mit einem solchen Manne begehrte. Es kam aber der Böhmenkönig nach Wien, um seine Tochter, die Gemahlin Otto's, zu besuchen und die neue Freundschaft mit den Herzögen zu befestigen. Als diesen sein Schwiegersohn Otto zu der krank darniederliegenden Jungfrau führte, gestattete sie ihm in züchtiger und mädchenhafter Weise eine Unterhaltung. Doch war in ihrem Herzen fest eingewurzelt, daß sie ihm einst verlobt war, er aber, weil er ihr Unfruchtbarkeit vorwarf, sich wieder getrennt und eine andre geheiratet hatte. Als der König die Jungfrau sah, seufzte er, vergoß heiße Thränen und ging, gestachelt von dem Bewußtsein seines Unrechts, in schwerem Kummer weg. Da sich für ihr Siechthum kein Mittel fand, kam die Rede darauf, wo sie am schicklichsten bestattet würde; einige meinten, bei der Mutter. Sie aber verlangte, wie man sagte, in dem Kloster Maurbach, das ihr Vater gegründet hatte, begraben zu werden. Dies ließ auch Herzog Albrecht in feierlichster Weise ausführen. Sie starb am 23. Oktober. Durch ihren Tod wurde die Erde gleichsam des Sonnenlichtes beraubt, Hof und Stadt waren in düstern Nebel der Trauer gehüllt und den ganzen Adel erfüllte Klage und Kummer. Sie soll auch mit Gott vertrautes Gespräch gepflogen, häufig Gebete auf Tafeln geschrieben und sich Christum

insbesondere zum Bräutigam auserlesen haben. Der Graf Ulrich von Pfannberg rühmte sie mit vielen Lobsprüchen, indem er sagte: durch ihren Verlust sei aller Edeln Freude verstummet. Die Vornehmen, welche zur Aufwartung an den Hof kamen, empfing sie achtungsvoll, keinen Armen verachtete sie, durch keinerlei Prunk soll sie sich vor ihren Dienerinnen und Genossen hervorgethan haben.

„Hiernach heiratete ihre Schwester Anna den Grafen Johann von Görz, der mütterlicherseits von den Herzögen Bayerns stammte; ihre Hochzeit wurde in Wien gefeiert. Als diese noch nicht lange beisammen lebten, stirbt der Jüngling und die junge Frau wird Wittwe. . . . Schwer getroffen von den herbsten Schmerzen über das Scheiden ihres Genossen, verfiel die verwittwete Anna in solche Schwäche des Körpers, daß ihre blühenden Glieder, durch krampfhaftes Zusammenziehen der Hände und Füße gleichsam vertrocknet, ihren Dienst versagten und unbrauchbar schienen. Aber Gott, der die Trauernden mit Heil aufrichtet, der verwundet und heilt, flößte dem Herzen der Siechenden in seiner Barmherzigkeit den Gedanken ein, sich dem Himmel zu weihen; von diesem Gelübde konnte sie weder durch Bitten noch Berathungen ihrer Verwandten und Freunde abgebracht werden. Da sie in Gegenwart vieler angesehener Vornehmen ermahnt, in keiner Weise von ihrem Vorhaben wich, trat sie voll Inbrunst in ein Kloster des Ordens der heiligen Clara in Wien; für ihren Lebensunterhalt genügten die ihr bestimmten Einkünfte, und sie nahm dasselbe Joch auf sich, wie alle ihre zahlreichen Genossen. So wählte sie, verachtend die Thorheiten dieser Welt, die Abgeschlossenheit des Klosters, wo sie sich mit dem Bräutigam wie in das Brautgemach einschließend, nachdem sie den heiligen Schleier aus den Händen des ehrwürdigen Bischofs von Gurk empfangen hatte, jenes Wort Salomons im hohen Lied zu sagen schien: „Mein Geliebter redet mit mir und ich mit ihm.“ Und wieder: „Ich bin hingewendet zu meinem Geliebten und er zu mir.“

Die spätere Regierungs-Geschichte Ludwigs wird nur nebenbei berührt, so daß er z. B. von den wichtigen Ereignissen des Jahres 1338 nichts erwähnt, dagegen ausführlich die Heuschreckenplage in diesem und den folgenden Jahren schildert, die der fürchterlichen Erscheinung des schwarzen Todes mitveranlassend vorausging. Doch was er erwähnt, trägt das Gepräge eines lauteren Gemüthes, und wenn er auch in den schlimmen Händeln, in die sich Ludwig um den Besitz von Tirol verwickelte, dem allgemein ungünstigen Urtheil seiner Zeit beistimmt, geschieht es doch ohne irgend eine Spur von persönlicher Abneigung. So ist denn auch, was er am Schluß von ihm sagt, ganz würdig eines ernsten, redlichen Berichterstatters: So schiffte Ludwig immer noch (1343) auf den stürmischen Wogen dahin; doch in der sicheren Hoffnung, daß er zuletzt noch Anker werfen könne in dem Hafen seiner gesicherten Stellung, hielt er das Vertrauen im unerschütterten Gemüthe fest und sagte, wie Horatius:

„Ein und derselbige bin ich im Glücke gleich wie im Unglück.“

Als ein nicht ganz unwesentlicher Zug in dem Bild der Zeit, welche den Hintergrund zu unserm Drama ausmacht, lassen wir zum Schluß die Schilderung der Heuschreckenplage folgen:

„In demselben Jahre (1338) brach im Monat Juli und August aus den Ländern des Orients eine Masse Heuschrecken hervor, durch Ungarn, Polen, Böhmen, Mähren ꝛc. bis zu den Ufern des Rheines und verzehrte überall mit Stumpf und Stiel alles Grün des Landes mit gefräßigem Zahne. Erschreckt darüber hielt das Volk Bittgänge und hob die Hände zu den Sternen. Und, wunderbar! wie Kriegerschaaren wurden sie in geordneten Reihen durch die Lüfte getragen, und auf dem Boden sich niederlassend steckten sie Lager ab für ihre Rast. Die Führer zogen mit Wenigen dem Heere um eine Tagereise voraus, um die für die Masse passenden Plätze gleichsam auszuwählen. Um die neunte Stunde, nachdem die Führer gekommen waren, ließen sie sich nieder und konnten von dem eingenommenen Platze nicht

weggebracht werden, bis die Sonne am andern Tag aufging und der schwere Körper, der durch Regen und Thau befeuchtet war, durch den Strahl der Sonne erleichtert wurde. Und dann zogen sie in ihren Geschwadern weiter, so daß man an so kleinen Thieren kriegerische Zucht hätte lernen können. Von den Saaten nährten sie sich und besonders von denen, welche noch auf den Feldern gefunden wurden, Heu, Gräser, Hirse und was dergleichen vorhanden war, zehrten sie vollständig auf. Nach Kärnthen waren sie später gekommen, weil sie anderwärts genügende Weide gefunden hatten; der Hafer, der noch nicht geschnitten war, wurde verzehrt. Vier Flügel hatten sie und führten Bewaffnete mit sich, wie leuchtende Edelsteine, welche den Kleidern der Frauen eingewoben, für glänzende Edelsteine gehalten werden konnten. In den Furchen und Rainen ließen sie Samen zurück. Aber sie verschwanden nicht, bis sie die Strenge der Winterzeit fühlten. In einzelnen Gegenden vertilgte man die Brut, die entweder zu schwer oder zu zart war, um sich erheben zu können, in Gruben durch Feuer oder schlug sie todt. In andern Gegenden schienen sie, da sie kein Futter hatten, zurückzukehren, woher sie gekommen waren, oder wandten sich nach anderen Plätzen. In Bayern kamen einige Bauern und trieben alle Hühner zusammen, damit sie dieselben verschluckten, und gaben einem oder mehreren die Eier, welche die Hennen legten, damit sie eifriger sich dem Werke widmeten. Mag dies auch lächerlich sein, so brachte es doch den Landbauern nicht geringen Nutzen. Drei Jahre nach einander kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln und verwüsteten um dieselbe Jahreszeit mehr oder minder die Früchte des Bodens. Im vierten Jahre wurden sie von Raubvögeln, Störchen, Krähen, Staaren und von andern Fressern verzehrt und kamen nicht wieder. Das war einst die achte Plage Aegyptens, mit welcher unser Gott, wie man glaubt, die Sünden dieser verfinsterten Welt verbessert hat ꝛc."

Wenn es auch nicht in unsrer Aufgabe liegt, Ludwigs

fernere Regierung und Schicksale zu verfolgen, woraus sich erst ein vollständiges Urtheil über seinen Charakter und den Werth seiner Regierung gewinnen ließe, so dürfen wir hier zum Schlusse doch nicht unterlassen, die Grundzüge seines äußeren und inneren Wesens zu geben, aus denen der Dichter die Gestalt seines Helden geschaffen hat. Was sein Aeußeres betrifft, wie es besonders zwei gleichzeitige Chronisten, die ihn gesehen hatten, ein deutscher (Anon. Chron. Lud. IV.) und ein italienischer (Mussatus) im Ganzen übereinstimmend schildern, so hatte Ludwig einen regelmäßigen, schönen Körperbau, und alle Theile desselben standen mit einander im schönsten Verhältniß. Sein Wuchs war schlank und groß, seine Gesichtszüge waren angenehm und einnehmend, seine Miene lächelnd und heiter. Besonders zeichneten ihn noch seine schönen, blauen Augen aus und seine blonden, gekrausten Haare, diese Merkmale ächt germanischer Abkunft. Die Nase und das Kinn liefen etwas spitz ab. Seine Wangen, Arme, Schultern und Beine hatten die dem Wuchse angemessene Größe und Kraft. Sein Gang war rasch; nie blieb er lange an einem Ort. Er liebte Waffenübungen, war bei kriegerischen Unternehmungen kühn und gewöhnlich glücklich, ein geschickter Reiter und ein Freund der Jagd, welche Neigung er in seinem waldigen Oberbayern sattsam befriedigen konnte. Seine Ehen waren durchaus glücklich und er führte ein schönes Familienleben. Gegen seine Unterthanen war er wohlwollend, mildthätig und gerecht; für seine Zeit wohlgebildet und wußte erfahrene, treue und helldenkende Männer an sich zu fesseln; die Religion war ihm Herzenssache und er unterstützte daher auch die religösen Anstalten, so weit er konnte. Daß er in solcher Zeit nicht im Stande war, dem Verfall des Reiches mit Erfolg entgegenzuarbeiten, dürfen wir ihm nicht als Schwäche anrechnen; daß er aber erkannte, wohin der Geist der Zeit dränge, daß er das Emporblühen der Städte und des Bürgerstandes, nicht bloß aus eignem Vortheil, kräftigst förderte: das wird immer ein ihm eigenthümliches Verdienst bleiben. Zu

Frankfurts Größe hat er vor allen Kaisern beigetragen, mittelbar sowohl, indem er ihr verstattete, alle von den Kaisern verpfändeten Güter der Stadt einzulösen, als auch unmittelbar durch Verleihung der zweiten Messe und Befreiung von Land- und Wasserzöllen. Daß sie dem damals so stolzen Mainz den Rang ablief und einer der ansehnlichsten Handelsplätze des südwestlichen Deutschlands wurde, deren Messen mit den Leipziger konkurriren konnten, war freilich zum Theil auch eine Folge der unglücklichen Mordnacht von 1462, die angesehene Geschlechter nach Frankfurt zog. Ebenso förderte er Nürnbergs Größe durch eine neue Gerichtsbarkeit; in dem für jene Zeit großartigen Zollverband mit 72 Städten ward sie das Haupt. Auch in dem zersplitterten Schwaben, wo die Zahl der Reichsstädte besonders groß war, brachte er ein Bündniß von 22 Städten mit seinen Söhnen zur Wahrung des Landfriedens zu Stande, in welchem Augsburg und Ulm hervorragten.

Für sein Stammland Bayern aber ist er der Begründer eines vorzüglichen Rechtszustandes und der wohlwollende und einsichtsvolle Förderer materiellen Aufschwungs geworden. Soweit es in seiner Macht lag, war er auch bemüht, dem ganzen Reiche diesen Zustand der Rechtssicherheit zu verschaffen und der große Landfriede vom Jahre 1342, den Fürsten und Städte beschworen, war wenigstens ein glänzendes Zeugniß von dem Ernst, mit dem er seiner Stellung zu genügen trachtete. Wir sehen daher auch nach seinem Tode die Städte allein noch anhänglich. Als sein Nachfolger Karl 1348 nach Basel kam, ließ man ihn nur unter der Bedingung ein, daß er das Interdikt aufhebe. Der Rath gab eine öffentliche Erklärung vor der bischöflich kaiserlichen Kommission in Gegenwart des Kaisers des Inhalts:

„Wisset, daß wir weder eingestehen noch glauben wollen, daß weiland unser Herr Ludwig römischer Kaiser jemals ein Ketzer gewesen sei. Wen auch die Kurfürsten oder die Mehrzahl derselben uns zum römischen König oder Kaiser geben

werden, den werden wir als solchen erkennen, auch wenn er niemals die päpstliche Anerkennung erhielte, und werden nichts thun, was gegen die Rechte des Reiches verstieße."

Und zehn Tage nach dem Tode Ludwigs verbanden sich die schwäbischen Städte zu Ulm und verpflichteten sich, ihr von Ludwig gegründetes Bündniß fortzusetzen bis zur allgemeinen Anerkennung eines Königs. Diese Anhänglichkeit zeigte sich auch in dem erfolgreichen Widerstande gegen die Versuche, ihm, als einem im Banne Gestorbenen, das Begräbniß in geweihter Erde zu verweigern und nach 12 Jahren seine Gebeine wieder ausgraben zu lassen.

Als kurz vor Ausbruch des 30jährigen Krieges der polnische Dominikaner Bzovius in seiner Fortsetzung der kirchlichen Jahrbücher des Baronius ihn von Neuem zum Ketzer machen und aus der Reihe der Kaiser ausstreichen wollte, obgleich bereits Päpste und Concilien ihn als Kaiser seligen Andenkens bezeichnet hatten, da veranlaßte Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, die beiden gelehrten Vertheidigungsschriften von Gewold und Herwart, 1618 in Ingolstadt und München gedruckt, die jetzt noch als bedeutende Urkundenwerke geschätzt sind. Neuere Geschichtschreiber, wie Zschokke, haben ihn offenbar zu hoch gestellt und namentlich seinen Kampf gegen das Papstthum über Gebühr gepriesen, obgleich er doch gerade in diesem Schiffbruch litt und sich zuletzt große Blößen gab; doch möchte auch Menzel's Urtheil nach der andern Seite nicht billig sein und die verzweifelten Verhältnisse zu wenig berücksichtigen.

Inhalt und Gang des Schauspiels.

Erster Aufzug.

Der Dichter führt uns nach München in den Saal des herzoglichen Schlosses. Hierher hat Herzog Ludwig im Juli des Jahres 1314, nachdem er bei Gammelsdorf (9. Nov. 1313) sein Vormundschaftsrecht über die minderjährigen Herzöge von Niederbayern gegen den Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich mit siegreichen Waffen vertheidigt hat, sowohl die Vertreter der ihm getreu und hülfreich gewesenen Städte, als auch die zum Feinde abgefallene, nun mit Fesseln belastete Ritterschaft Niederbayerns berufen, um Lohn und Strafe auszutheilen. In ächt dramatischer Weise entrollt sich vor uns das Bild Deutschlands vor der zwiespältigen Kaiserwahl, ein Bild, das mit Meisterhand gezeichnet, eine Zierde der Dramatik genannt zu werden verdient. Ein Schöffe von Landshut, als Sprecher der Abgeordneten bayrischer Städte, weist mit berechtigtem Bürgerstolz den ohnmächtigen Neid und Spott der gefesselten Ritterschaft zurück, für die Graf Adelram von Hals die Lanze einzulegen sich erdreistet; ein fliegender Moment nur, bevor der Herzog eintritt, aber vollständig genügend, uns die Lage klar zu machen und die rechte Partei ergreifen zu lassen.

Der Herzog tritt ein. Den Bürgern vor Allem dankend für den rettenden Dienst, den sie durch ihren Beistand dem Vaterlande und ihm erwiesen, läßt er seinen ganzen Zorn die gefangenen Ritter fühlen, weil sie, die durch des Kaisers jähen Tod entstandne Verwirrung benutzend, den Feind ins Land gerufen. Als Adelram das Verfahren der Ritterschaft zu entschuldigen sucht mit dem allerdings von dem Herzog Heinrich von Niederbayern, dem Großvater der Unmündigen, erkauften Regentschaftsrechte, beruft sich der Schöffe auf das dem sterbenden Herzog Otto gegebne eidliche Gelübde, nur Ludwig als

Vormund anzuerkennen, und den höhnischen Ausruf des Ritters, wie ein Bayernfürst die Vollstreckung seines letzten Willens Bürgern übertragen könne, macht der Herzog verstummen, indem er der aufblühenden Macht der Städte den trostlosen Verfall des Ritterthums in schlagenden Bildern entgegensetzt. Ueberwältigt von der Macht der Wahrheit harren die Ritter gedemüthigt ihrer Strafe. Aber zuvor soll ihr Stolz noch mehr gebeugt werden. Denn wieder wendet sich der Herzog zu den getreuen Städten und übergiebt ihnen als werthvollen Beweis seiner väterlichen Liebe das neue Gesetzbuch, „einen reichen Quell des Segens für sie und ihre Nachkommen;“ zum Zeichen aber, wie er den festen Glauben hege, daß aus dem gesetzlich geordneten Bürgerthum stets größere Wehrhaftigkeit der Bürger und dadurch vermehrte Sicherheit des Staates, sowie des Thrones erwachse, verleiht er ihnen mit eigner Hand die mit neuen Wappen geschmückten Stadtbanner: den flammenspeienden Panther dem tapfern Ingolstadt, dem ritterlichen Landshut die 3 Ritterhelme statt der 3 Pickelhauben, des Zeichens der Söldner und laufenden Gesellen. Herb und dumpf klingt in den Jubelruf der Städter die verbissne Rede Adelram's, die im Tone des Vorwurfs an die verdienstvollen Thaten vergangner Zeit mahnt. Aber Ludwigs großer Sinn, ungekränkt durch dies Wort, weiß schnell das Herz der Ritter wieder zu gewinnen und durch milde Anerkennung ihrer Tapferkeit, durch die gerechte Würdigung seines Gegners, der selbst im Kampf noch seinem Herzen werth blieb, sie alle zu neuem, freudigem Eidschwur zu entflammen. Er hat sich bereits mit dem besiegten Gegner vertragen und die Begnadigung der Abgefallenen ihm gelobt; auch sie wollen die wieder verliehenen Schwerter für den Herzog und für des gesammten Volkes Heil und Ruhm schwingen! So steht Ludwig, gestützt auf die Kraft des Adels und den Mannesmuth der Bürger, groß durch Gerechtigkeit und Milde und alle Kräfte des Volkes zu gemeinsamem Thun verbindend; da tritt der edle Burggraf von Nürnberg in den Kreis:

„Verkünder großer Zukunft, nah'n wir Euch.
Dem Manne gleicht Ihr, der sein früh Geschäft
Beschickt, indeß in seinem Rücken
Die Sonne groß und herrlich steigt herauf."

Aufgefordert vom Herzog, seine Botschaft zu werben, schildert er in Meisterzügen den Kurfürstentag zu Rense (Gegenbild der Königswahl in Herzog Ernst):

„Seit vierzehn Monden ist das Reich verwaist.
Wollt' Einer sich des Thrones Stufen nah'n,
Der Andern Eifersucht riß ihn zurück.
Zu Trifels, auf der alten Kaiserburg,
Dort liegen herrenlos die Reichskleinode
Im öden Saal, den Heldengeister hüten,
Derweil in deutschen Gauen überall
Gewalt und Zwietracht ungebändigt toben.
Da fanden endlich an dem Königsstuhl
Bei Rense, wo die alten Bäume schatten,
In großer Anzahl sich die Fürsten ein
Und hielten Rathschlag ob des Reiches Noth.
Die Thronbewerber wurden dort erwogen,
Savoien zog vorüber, Brandenburg,
Dann Böhmen, lange blieb auf Oesterreich
Der Blick geheftet — da erscholl die Kunde
Von Bayerns Heldenwerk bei Gammelsdorf;
Und plötzlich war's, als ständest Du,
Erlauchter Ludwig, auf dem hohen Tritt
Des Königsstuhls, im Glanze deines Siegs.
Von Mainz und Trier, von Brandenburg und Sachsen,
Von Böhmen selber ward auf Dich gestimmt
Und weichen mußten, die Dir's neideten.
Es ward der Tag der feierlichen Wahl
Gesetzet und der Auftrag mir ertheilt,
Dich einzuladen, daß Du unverfehlt
Bei Frankfurt, das man Frankenerde nennt,
Erscheinest und der Wahl gewärtig seist."

Nicht lockt den Herzog, der sich nach Frieden sehnt, die Aussicht auf solche gefahrvolle Erhöhung; seines Volkes Liebe ist ihm ein höherer Preis, als die Königskrone; aber der Burggraf läßt nicht ab; er verlangt, daß er dem ganzen Reiche den

Segen spende, den bis jetzt nur sein Bayern genossen. Auch das kann den Herzog noch nicht bestimmen; ahnt er doch, daß nur Eifersucht auf Friedrich den Luxemburger für ihn stimme; möge man den mächtigen Habsburger wählen. Wohl erkennt auch der Burggraf Macht und Tapferkeit Friedrichs an; aber das sei es nicht, was dem Reiche Noth thue:

Es ist ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Vogt des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths.
O Herzog! Der, der in die Herzen schaut,
Er sei mein Zeuge! wenn auch, die mich sandten,
Nicht alle reinen Eifers mögen sein;
Doch komm' ich nicht ein Bote der Partei,
Ich komme, weil der innere Geist mich treibt,
Ich komm' ein *Anwalt vieler Redlichen*,
Der treuste Freund des Reichs. *Ihr seid berufen*,
Ihr dürft Euch nicht entziehn.

Noch will sich Ludwig bedenken; da vereinigen sich bittend Ritter und Bürger und überwältigt von dem großen Augenblick ruft er:

ja, mir bebt das Herz.
O Burggraf! welchen grenzenlosen Blick
Hast Du mir aufgethan! Von Meer zu Meer
Verbreiten sich die Lande, mächtig schwellend
Ergießen Ströme sich, die Alpen weichen,
Italien dampft von Segen, raucht von Blut;
Hier leuchtet Rom, dort dämmert Avignon,
Der heilge Vater thront, die Rechte segnet,
Die Linke blitzet, Frankreich dräuet Sturm,
Der deutsche Boden dröhnt, die Fürsten kämpfen,
Das Schwert hebt Friedrich — Schwindel faßt mich an. —
Doch wenn ich Euch ins muthige Gesicht,
Ihr treuen Bayern, blicke, wenn ich so
Die kräftgen Händ' ergreife; da durchdringt
Mich hoher Muth und männliches Vertraun.
Auf solche Pfeiler gründend, steh ich fest;
Von solchen Fittigen gehoben, schwing' ich
Furchtlos mich auf. —
Geht hin! ich werde kommen.

Zweiter Aufzug.

Die zwiespältige Königswahl ist vollbracht; Pfalzgraf Rudolf hat, sein treuloses Doppelspiel endend, den Feind seines eignen Bruders Ludwig, den Herzog Friedrich von Oesterreich am 19. Oktober auf dem Felde vor Sachsenhausen ausgerufen, die Mehrzahl der Kurfürsten dagegen haben am 20. ihre Stimmen auf den Herzog Ludwig von Bayern vereinigt; ihnen, die dem Herkommen getreu auf Frankenerde vor der Stadt selbst (auf dem s. g. Klapperfelde) die Wahl vorgenommen, öffnen schon am 23. die Bürger die Thore und heben den neugewählten König auf den Hochaltar der Hauptkirche; Glockenklang und Jubelruf schallt über den Fluß hinüber ins Lager des Feindes, der vergebens versucht hat, den Eingang in die Stadt zu ertrotzen. Zu den Edelknaben, die vor dem glänzenden Zelte des Oesterreichers, ihres Herrn, sitzen, tritt Albertus, ein fahrender Schüler, wie sie damals zahlreich Hof und Stadt suchten, um durch Dienste des Wissens und der Kunst und ihrer Afterschwestern Unterhalt und lustiges Leben zu gewinnen. Ein seltsames Gemisch von Witz und Pedanterie, Frivolität und Gemüth, Hoffahrt und Kriecherei kennzeichnet in kurzer Zwiesprach diesen Bettelpoeten gegenüber der harmlos-eiteln Pagennatur; ein humoristisches Vorspiel, das, wie ein flüchtiger Sonnenblick am dunkeln Wetterhimmel, uns ein leichtes Lächeln ablockt, ehe der furchtbare Ernst der Lage das Herz mit banger Ahnung erfüllt. Dem niedrigen Sinn des Schülers kommt nur der Gewinn in Betracht, den er aus der Doppelwahl zu ziehen denkt, und das Bedenkliche der Sache giebt ihm nur Gelegenheit, sein Talent in Anspielungen und Vergleichen zu üben und der wohlfeilen Witzelei der Edelknaben weiß er mit derberer Münze zu dienen, ohne doch, sein Ziel aus dem Auge verlierend, ihrer Beihülfe sich verlustig zu machen; mit der Schilderung der Zauberkünste seines Namensvetters, des großen Albertus, dessen Wundermantel auf ihn übergegangen sei, sucht er sie lüstern

und ihm gefüge zu machen: da tritt der Herzog mit der Herzogin aus dem Zelt, und kriechend-pathetisch begrüßt er das neue Herrscherpaar im lateinischen Hymnus; aber nicht hat der neue König Zeit, der schmeichelnden Phrase sein Ohr zu leihen, während in seinem Herzen und draußen die Sprache des Unglücks und der wachsenden Gefahr so vernehmlich redet; den Zudringlichen zu Lohn und Speisung den Edelknaben überweisend, versucht er durch innige Herzenssprache die Wolke von der Stirn seiner heißgeliebten Isabella zu verscheuchen und die Besorgnisse ihrer Zärtlichkeit zu bannen. Sie dürstet nur nach dem lebendigen Quell im Herzen des Geliebten, aber seine Liebe ist erstickt von dem Streben nach der Krone, und sie möchte ihn zaubern in das schöne Heimatland, um ihn wieder ganz und allein zu besitzen.

Aber die Krone, die er erstrebt, hat er ja nur für sie ergriffen, damit sie ein solches Liebesparadies, wie in der alten schönen Heimat, so nun auch in Wiens Hofburg, um sich schaffe, und

„in Ost und West
Der neue Liederklang verkündige
Die Zauber Deiner Anmuth, Deiner Huld!“

Leopolds Dazwischenkunft unterbricht die erregte Zwiesprach. Mit der leise ironischen Frage: Stör' ich nicht die Zärtlichkeit? charakterisirt sich alsbald der herbe Kriegesheld, dem nur der Stern des Ruhmes leuchtet, der alles Glück des Lebens hinwirft zum Opfer für den Glanz seines Hauses, dessen heißstürmische Bruderliebe nur aus dieser Quelle ihre Nahrung empfängt. Dem Bruder verkündend, daß der Gegner von der Stadt aufgenommen und anerkannt sei, meldet er zugleich, daß dieser ihn zu freundlichem Gespräch einlade, warnt aber, als dieser forteilen will, um den Streit zu schlichten, dringend ernst vor jedem Nachgeben und führt ihm in hastig forteilender Rede vor die Seele, wie groß, wie einzig der Augenblick sei, wie all sein Sinnen, seit er den Vater ermordet vor sich gesehen, nur

darauf gerichtet gewesen sei, ihm, dem Bruder, den die Natur vor Allen zum Herrscher geschaffen, die Krone auf das Haupt zu drücken:

„Du
Bist unsers Hauses Blume; die Natur
Hat Dich mit ihren Gaben ausgestattet,
Der Menschen Auge blickt mit Wohlgefallen
Auf Deine herrliche Gestalt, Dein Haupt
Verlangt die Krone, Deine Schulter heischt
Den Purpur, willig werden sie gehorchen
Dem Manne, dessen Anblick sie erfreut.
Ich bin ein Stiefkind, unansehnlich, bloß
Zur Arbeit tüchtig ist mein Leib gebaut.
Drum laß die Mühe mir, nimm Du den Kranz;
Doch nimm ihn, faß ihn keck und laß ihn nicht!"

Aber Friedrich denkt ja nicht daran nachzugeben; er hofft es vielmehr von Ludwig. Beruhigt geht daher der Bruder, die Ritter zur Begleitung ihres Königs aufzufordern. Mit der Weisung, alsbald zum Aufbruch sich bereit zu halten, verläßt auch Friedrich die Scene und Isabella, in ihren Sorgen allein gelassen, sucht bei dem Fahrenden, der erquickt und beschenkt aus dem Zelte tritt, Trost und Beruhigung in dem Stand der waltenden Gestirne. „Glorreich und festlich," sagt dieser, „leuchten sie im Zeichen des Löwen; aber," setzt er leise hinzu, „in des Löwen Schweif;" und da Isabella ins Zelt abgegangen ist, beruhigt er sein schwaches Gewissen über diese Doppelzüngigkeit, scheinbar bescheiden, damit, daß es ihm nicht gezieme, sich über den rechten König zu entscheiden und eilt, seiner gemeinen Natur folgend, hinüber, um auch bei dem andern König seine Kunst für schnöden Lohn feil zu bieten.

Die zweite Scene führt uns auf das Feld auf der linken Mainseite, das sich oberhalb Sachsenhausens nach dem Dorfe Oberrad hinzieht, noch heute dicht am leicht ansteigenden Ufer Wiese ist, zum größten Theil aber jenes emsig angebaute Feld,

das durch sein vortreffliches Gemüse weit bekannt ist und auch durch die Nähe der Gerbermühle und des freundlichen Städtchens Offenbach für die Lebensverhältnisse Göthe's und Brentano's historischen Reiz bietet. Ludwig ist, wie er angeboten hat, mit seinen Fürsten hinübergeritten und begrüßt zuerst den, seinem Herzen immer noch nahestehenden Gegner und spricht die Hoffnung aus, daß, wie vor Kurzem in Salzburg, wo nach dem Siege zu Gammelsdorf ihr Streit zu friedlichem Austrag gekommen, auch jetzt der neue Zwist um die Krone in ruhiger Ueberlegung ausgeglichen werden könne. Aber gerade auf jene Zusammenkunft glaubt Friedrich fußen zu können, denn damals habe Ludwig ihm gelobt, ihn zu unterstützen in dem Streben nach der erledigten Krone des Reiches; mit Recht werfe er ihm vor, daß er sein Wort nicht gehalten habe, da er selbst nun die Krone in Anspruch nehme und dadurch abermals als sein Feind vor ihm stehe. Aber Ludwig kann dieser Vorwurf nicht treffen; nicht er hat die Krone begehrt, in gesetzlicher Wahl ist sie ihm übertragen und seine Pflicht ist es, dem Rufe der Fürsten seinen eignen Wunsch unterzuordnen. Noch jetzt ist er bereit, zu entsagen, wenn die gegenwärtigen Fürsten ihn seines Schwurs ledig sprechen; da diese aber beharren, wendet er alle Kraft der Freundschaft und Vaterlandsliebe auf, um ihn zum Verzicht zu bewegen.

„O bei der alten Liebe, bei den Banden
Des Bluts, bei Allem, was Dir heilig ist,
Beschwör' ich Dich: laß es dahin nicht kommen,
Daß wir, der Zwietracht Beispiel und Erwecker,
Das Reich zerspalten in heillosem Kampfe,
Daß ich die Würde, die man auf mich warf,
Die ich nicht meiden kann, verfluchen muß!"

Hastig nimmt Leopold, ohne des Bruders Entschluß abzuwarten, der möglicher Weise nachgiebig ausfallen könnte, ihm die Gegenrede ab und erklärt, wenn er sich bethören lasse, so werde er selbst als Thronbewerber eintreten und sei der Zustimmung der Fürsten gewiß. Doch auch Friedrich denkt nicht

an den Rücktritt und ruft durch stolzen Trotz den Gegner zu gleicher Entschlossenheit auf. Da will sich der päpstliche Legat ins Mittel legen und nimmt für seinen Herrn das alleinige Recht der Entscheidung in Anspruch. Darin aber sind die Gegner einig:

„Es ist kein Richter über uns, als der,
Der von den Wolken her die Schlachten lenkt.“

Sie trennen sich, um dem Gottesurtheil in der Schlacht die Entscheidung zu überlassen.

Dritter Aufzug.

Acht Jahre hat bereits der verderbliche Bürgerkrieg gewüthet und überall in Deutschland schwere Wunden geschlagen. Wesentliche Unterstützung der Partei Ludwigs bot, außer der Anhänglichkeit der meisten Reichsstädte, der Sieg der Schweizer über den Habsburger Leopold bei Morgarten; da droht ihr die höchste Gefahr. Die Feinde tragen den Krieg nach Bayern selbst; schon eilt Leopold aus Schwaben, um sich mit Friedrichs Heer zu verbinden und so vereint einen Hauptschlag auf den Feind zu thun. Aber ehe er noch die Vereinigung bewirkt hat, führt Friedrichs Ungeduld und der Ungestüm der österreichischen Ritter die entscheidende Schlacht herbei. Der dritte Aufzug entrollt uns das lebendige Gemälde der Schlacht bei Ampfing. Wir folgen in der Angabe des Inhalts dieses Aktes Wienbarg's Darstellung. Der Dichter führt uns in Ludwigs Lager. Münchner Bürger, mit Schwert und Pickelhaube bewaffnet, schreiten vor den Zelten; ein ehrsamer Bäckermeister hat die Freude, seinen von Wien hergewanderten Sohn zu begrüßen. Dies gibt Veranlassung von hüben und drüben zu sprechen und sich die bisherigen Kriegsvorfälle anekdotisch zu berichten. Ein glücklicher Einfall des Dichters, auf das Meisterhafteste durchgeführt, launig, volksgemüthlich, in springenden Sätzen, Alles durcheinander geladen. Nun lernt man auch den alten Schweppermann kennen;

Ludwig und der Burggraf von Nürnberg, der ihn dem Heere zugeführt, treten mit ihm auf. Genial ist Alles, was diese lakonische Erscheinung von außen her als eine höchst bedeutende, entscheidende darzustellen bestimmt ist. Schon die Ankunft desselben, die den guten Bürgern Funken in die Nase fliegen läßt:

„Steffen, schau!
Dort kommt er mit dem König. Auch der Burggraf
Von Nürnberg ist dabei. Da ist's nicht richtig!
Die kneten was zusammen. Ja, der Alte
Versteht das Handwerk; wo man den erblickt,
Da geht was los.

Steffen.

So komm' ich recht.

Thomas.

Gieb Acht, man wird Dir Arbeit geben, Bursch!
Streif' nur die Aermel auf!

Steffen.

Jetzt geht's aufs Ziel.
Wir fehlten noch, der Schweppermann und ich."

Der graue Heerführer läßt die beiden hohen Herren in den Vordergrund treten, und während sie sich über einen von seiner Hand entworfenen Schlachtplan, über seine Verdienste und seine Rüstigkeit in hohen Jahren unterhalten, schaut er selbst zwischen den Zelten hinaus und murmelt:

„Ein schönes, breites Feld, die Vehenwiese!
Die Ströme wohlgeführt, die Höhen bequem!"

Dann:

Heut' wär's zur Schlacht ein heller, luftger Tag.

Sein Wunsch soll erfüllt werden. Ein aufgefangenes Schreiben Leopolds an Friedrich offenbart, daß ersterer mit großer Macht aus Schwaben und vom Rhein herbeieile und einen Vereinigungspunkt mit seinem Bruder suche. Jetzt ruft Schweppermann, beredtsamer werdend:

Jetzt
Ist jeder Augenblick uns kostbar. Laßt
Das Heer sich schaaren! Längst schon regt sich's drüben;

Der Bienenstock will lassen. Jetzt ist's Zeit!
Wenn wir die Schlacht anbieten, kommen sie.

Ludwig willigt ein, er legt des Reiches und sein eignes Schicksal in seine Hände, bietet ihm, zum Zeichen vollster Gewalt, sogar die königliche Rüstung an, was der Alte indeß weislich ablehnt, wohl aus demselben Grunde, weßwegen der König sich in einen minder scheinbaren Waffenrock zu kleiden vorzieht. Sehr treffende Vergleichung: „Sei du das Haupt der Schlacht und ich das Herz."

Versetzt ins Lager des Gegenkönigs (zweiter Auftritt), das sich unbedenklich durch Glanz und größere Beweglichkeit der sarmatischen Hülfstruppen auszeichnet, finden wir den schönen, ritterlichen Friedrich im hastigen Gespräche mit seinem Marschall; dieser treue Diener verschwendet umsonst alle Warnungen, die ihm Klugheit und Aberglauben eingeben, um seinem Herrn von der Schlacht abzurathen. Die Stellung ist bedrohlich, eingeklemmt zwischen zwei Flüsse, giebt es nur eine Brücke zum Rückzuge, die Sterne zeigen eine ungünstige Konstellation, der goldene Ring der Habsburger, wunderbar hellleuchtend vor dem Anbruch glücklicher Schlachten, ist fahl am Finger des Königs — nur ein wenig Aufschub, da die Hülfe nah und die Verstärkung durch Leopold nicht ausbleiben kann, von dem kirchenräuberischen Heidenvolke der Ungarn, Raizen, Serben und Bulgaren ohnehin kein Segen zu erwarten. — Allein die junge Ritterschaft ist ungeduldig, noch ungeduldiger ihr Herzog. Er ordnet sein Treffen und wirft sich in eine goldschimmernde Rüstung mit wallendem Helmbusch, unähnlich dem Bayer, der in gemeiner blauer Reitertracht im Haufen seiner Bürger sich verlieren wird. Um den Gegensatz vollkommen zu machen, führt er noch das Schauspiel eines Ritterschlags auf, eine Handlung, die ohnehin feierlich und die höchste geistlich-kriegerische Weihe des Zeitalters gewährend, in dem Augenblick, wo sie vorgenommen wird, tragische Bedeutung erhält; alle diese blühenden jungen Bewerber um das Heldenthum, die Knappen werden in den

Augen der Zuschauer nur zu gewissem Opfertode geweiht. Auch der Marschall drückt diese Stimmung aus:

„Da ziehen sie heran,
Die Jünglinge, wie Opfer ausgeschmückt
In weißen Waffenröcken, bald vielleicht
Geröthet von dem frischen Herzensblut."

Der Aufzug geschieht unter musikalischer Begleitung; die bekannte, aus mehrfachen Symbolen und dieselben begleitenden und erklärenden rituellen Worten zusammengesetzte Handlung geht vollständig vorüber und muß, sowohl an sich selbst, als durch die bedeutungsvolle Einfachheit und priesterlich tönende Weihe der dichterischen Worte, in der theatralischen Reproduktion von tiefergreifender Wirkung sein. Den Schluß dieses Aufzugs (dritter und vierter Auftritt) bildet dann die Darstellung der Schlacht, in einer Reihenfolge wichtiger Einzelmomente. Der König Friedrich wird gefangen genommen. Eben vorher erschlägt er den Ritter Adelram, der ihm in Ludwigs Rüstung gegenübertrat. Sehr schön wird die Reue, in dem Wahn, seinen Jugendfreund Ludwig getödtet zu haben, als Entwaffnerin seines Armes geschildert, er verflucht sein Schwert und ergiebt sich dem ersten besten bayrischen Ritter, der auch zufällig den ominösen, alle Frühlingsblumen der Poesie verschlingenden Namen der Familie Rindsmaul führt. Der todtgeglaubte Ludwig erscheint unmittelbar darauf, getragen von seinen Rettern, den jauchzenden Münchener Bürgern, Thomas und Steffen oben an; Friedrich glaubt, ein Gespenst zu sehen:

„Erstehn die Todten? Ludwig ist's, er ist's.
Ludwig.
Wir seh'n Euch gerne, Vetter! Fürchtet nicht
Für Euer Leben! Ritterliche Haft
Sei Euch versprochen. Senket nicht den Blick.
Ihr habt mit Ruhm gefochten, stolzer Held."

Daß Friedrich still und ohne Ungebärdigkeit sich in sein Loos findet, ist ein Zug, den man von Uhland erwarten konnte.

Alle diese Auftritte sind historisch, auch das bekannte Wort Ludwigs, als es auf dem Schlachtfelde zum Tafeln geht und man bloß Eier zum Schmausen findet: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ ist nicht vergessen.

Vierter Aufzug.

Wieder sind fast 3 volle Jahre vergangen; Friedrich sitzt auf der Trausnitz im tödtenden Nichtsthun der Gefangenschaft; auch sein Bruder Leopold kann trotz rastloser Thätigkeit keinen bleibenden Erfolg erringen, und das unglückliche Weib des Gefangenen, die nur in seiner Liebe lebende Isabella, hat sich den Quell des Lichtes ausgeweint. Aber auch der siegreiche Gegner fühlt die Krone keineswegs gesichert auf seinem Haupte. Leopolds rastlose Bemühungen für den Bruder haben den Bannstrahl auf des Königs Haupt gelenkt; überall sind Feinde thätig, ihm die Herrschaft unwirksam zu machen; der Krieg wüthet fort, und bei Burgau hat sich Ludwigs Kriegsschaar sogar schmählich zurückgezogen. Die drei Personen, auf denen unser Blick mit Theilnahme ruht, begegnen sich in dem nämlichen Gedanken, der ihnen den Ausweg bieten soll aus ihrer Noth: in der Befreiung des Gefangnen: Isabella nur, um ihn, den Geliebten, zu besitzen und den süßen Lohn zu finden für ihr Liebesopfer; Leopold, um mit dem Befreiten zum letzten Male in den entscheidenden Kampf zu ziehen; Ludwig dagegen, um durch die Freilassung den unbestrittenen Besitz der Krone zu erkaufen. Das ist die Lage der Dinge beim Beginn des vierten Aufzugs. Die erste Scene führt uns in ein Gehölz; in offnem Zelt sitzt Herzog Leopold, auf das bloße Schwert gestützt, versunken in finstres Brüten; da all sein Thun nichts gefruchtet, hat er sich mit den dunkeln Mächten der Hölle verbunden und zu der Zaubermacht des Albertus, auf die er doch kein rechtes Vertrauen setzt, seine Zuflucht genommen. Isabella

erscheint; seit der Schreckenskunde von des Geliebten Gefangenschaft hat sie das Fürstenkleid mit dem rauhen Pilgermantel vertauscht und, von Ort zu Ort wandernd, sie in strenger Buße zu den Gnadenbildern gefleht um die Befreiung des Heißgeliebten. Der treuen Freundin Hand hat sie geleitet; aber ihm ist die Freiheit nicht geworden, ihr selbst haben die Thränen der Augen Licht getilgt und über die innere Nacht des Schmerzes und der Trennung hat sich nun, eben jetzt erst, wo sie den Schwager trifft, die körperliche Nacht gelagert. So, gebrochen an Seele und Leib, ein bejammernswerthes Frauenbild, tritt uns die Fürstin entgegen, die wir im Lager vor Frankfurt, strahlend im Glanz der Jugend, der Liebe und des Glückes an der Seite des zum König erhöhten Gemahls, des strahlenden Vorbildes männlich-ritterlicher Schöne bewundert haben. Zweimal muß sie den Herzog, zu dem ihn die Begleiterin geführt hat, anrufen; er, in finstres Brüten ganz versunken, ist schwer aufzurütteln; und als er sie, die er anfangs abweisen will, da ihm ja selbst „unbarmherzig die Gestirne sind," endlich erkennt und sie ihm in erschütternden Zügen die Jammerfahrt schildert, die ihr statt der ersehnten Befreiung des Geliebten vielmehr die trostlose Nacht der Blindheit gebracht hat: da bricht auch ihm die Wunde wieder auf, welche die Nachricht von des Bruders Niederlage und Gefangenschaft geschlagen, und verzweifelnd will er, was die Freunde damals zu thun ihn verhinderten, sich vor der unglücklichen Fürstin in sein Schwert stürzen. Ihr Vorwurf, daß durch seinen Tod der Gatte, den er, zum Kampf ihn drängend, ihr verloren habe, ihr nicht wiedergegeben werde, erregt die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Natur zur Abwehr solcher Beschuldigung:

„So manches Jahr hab' ich ihm treu gedient;
Manch lange Winternacht, manch schönen Mond
Hab' ich gelegen vor den festen Städten
Und vor den Burgen seiner Feinde.
Doch er, um einen Tag, um wenig Stunden,
Die er auf mich soll warten, wirft er hin

Der jahrelangen Mühe theuern Preis.
Und dennoch ward ich nicht der Arbeit laß,
Und Alles setzt' ich dran, ihn zu befrein.
Nach Avignon bin ich gewandert, habe
Den Staub geküsset von des Papstes Sohlen,
Bis er den Bannstrahl warf auf Ludwigs Haupt.
Dem Könige von Frankreich beugt' ich mich
Und bot ihm Deutschlands Kron' und sah ihn drob
In eitler Lust sich spreizen wie ein Pfau.
Nach Prag hin eilt' ich und dem Luxemburg
Gab ich zerrissen hin den alten Brief,
Der unser Recht auf Böhmens Thron verbürgt.
Und wieder kam ich, überfiel den Bayer
Vor Burgau, trieb ihn schmählich in die Flucht,
Verheere sein Gebiet mit Schwert und Brand
Und laß ihn nimmer sich des Sieges freun.
Doch wenn das Alles uns nichts fruchten will,
Wenn keine Macht der Erd' uns Hülfe schafft,
Wenn nicht den Himmel Dein Gebet erweicht:
So bleibt nur Eines noch, die Hölle nur
Ist übrig, und auch diese reiß' ich auf."

Erschreckt durch die letzten geheimnißvollen Worte, drängt Isabella ihn zur Erklärung. Aus der Dämmerung, die sich unterdeß herabgesenkt, tritt, gerufen vom Herzog, Albertus herzu, in den Mantel gehüllt, und empfängt von ihm die Aufforderung, seine Kunst zu erproben und den König, wie er versprochen, aus seinen Banden zu lösen. Aber noch kann er nicht zum Werke schreiten; ihm fehlt noch ein Zeichen,

„Daran er (der Gefangene) wisse, wer mich abgeschickt.
Kein Ring, kein Kleinod, nichts von Goldeswerth;
Ein Wort nur, ein Gedanke, der die Seel'
Ergreift und die Beschwörung wirksam macht."

Ein vom Dichter fein angelegter Zug, durch welchen der Teufelsspuk vom Gebiet roher, handgreiflicher Hexerei durch Blutverschreibung in das Reich des Seelenzaubers erhöht wird und in ächt dramatischer Weise die Auftraggebenden selbst der Wirkung und Schuld der Zauberei verfallen. Von wem kann

dies ergreifende Wort wirksamer gesprochen werden, als von Isabella, die nur in dem Geliebten lebt! Sie also fordert zunächst Leopold auf, und sie zögert auch nicht, obgleich das Mittel, das Rettung bringen soll, ihrem reinen Herzen Grausen erregt und sie die Sterne, die, von ihr nicht mehr gesehen, doch noch über ihrem Haupte leuchten, zu Zeugen anrufend, sich feierlich von jeder Gemeinschaft mit dem Bösen lossagt.

„Bei was ich den Gemahl beschwören will,
Hat mit der Hölle Mächten nichts gemein.
Ja! ich beschwör' ihn bei dem Ahnungstraume,
Der mir ihn wies, bevor ich ihn gekannt;
Bei der Begegnung, als er, hergesprengt
An meinen Wagen, die Umhüllung hob
Und, froh erschreckend, Eins das Andre sah;
Bei jenen Wonnethränen, die mir quollen,
Als er zuerst an seine Brust mich schloß;
Beim goldnen Liebessterne, der so hell
In unsre Hochzeitkammer funkelte;
Bei jeder Stunde des verschwundnen Glückes
Und jetzt bei diesen blindgeweinten Augen;
Bei all der Sehnsucht, all der Liebe, die
Mein glühend Herz beseligt und verzehrt."

Dagegen beschwört ihn Leopold

„bei den Todeswunden
Des Vaters; bei den eignen Wunden, die
Zu Nacht mich schmerzen, daß ich ächzen muß;
Bei der gebrochnen Lanzenspitze, die
Mir in der Seite steckt; bei diesem Schwerte,
Das ich am bösen Tag auf mich gezückt;
Bei den Gespenstern der Erschlagenen,
Die mich verfolgen; bei den Feuerbränden,
Die ich in Städt' und Dörfer schleuderte:
Bei Allem, was mir auf der Seele brennt;
Bei Allem, was an meinem Leben frißt;
Bei Rache, Zorn, Verzweiflung, Raserei!"

Die Gemüthsspannung, in die uns diese meisterhafte Scene versetzt, wird nicht alsbald durch die Ausführung des Zauberwerks befriedigt. Kunstvoll schiebt der Dichter, um uns auch mit der Stimmung des Gegners vertraut zu machen und so die beiden Seiten der Handlung bis zu dem Punkte zu führen, auf dem sie, sich berührend, wieder zusammen wirken, in dem folgenden Auftritt nach München in den Saal des Schlosses. Wir finden den König mit seinem treuen Hohenzollern im ernsten Gespräch. Der Burggraf ist gekommen, um seinem Herrn Bericht über den Stand der Dinge im Reich zu erstatten. Von ihm vernimmt Ludwig, wie der Bannstrahl nur die Schwachen geschreckt hat, welche mächtige Schaar von Männern dagegen die scharfe Waffe ihres Geistes erhoben hat zur Vertheidigung des deutschen Königs und seiner Unabhängigkeit vom römischen Stuhle. Ueberall hat Ludwigs Berufung auf des Reiches Stände gewirkt, und vor Allen haben die Städte mannhaft gegen Bann und Interdikt sich erhoben. Ludwig freut sich dieser Treue, wenn er auch nicht billigen kann, was dabei Gewaltsames gegen einzelne Geistliche geschah. Doch die Fürsten, meint er, sind nicht von gleichem Sinn belebt. Wohl kann der Burggraf ihm nicht verhehlen, daß das Unglück der bayrischen Partei bei Burgau die alten Gegner ermuthigt habe. Zu Rense haben sie getagt und schmachvoll dem französischen König die Krone anbieten wollen; aber des wackeren Buchecks Zornwort hat die Verräther verstummen lassen.

„Wollt ihr den
Zum König, der nicht unsre Sprache spricht,
Noch die Gewohnheit unsres Lebens theilt?
Wenn Ludwig weichen soll, ist Deutschland jetzt
So arm an Männern, daß ihr auswärts blickt?“

hat er gerufen; mit Recht bedauert Ludwig, daß solch ein Mann, der gesprochen hat, wie ein Deutscher soll, unter seinen Gegnern steht, und da der Burggraf ihn auf die Treuen hinweist, die nicht schlechterer Art sind, preist der König ihn selbst,

als den bewährtesten Freund, „die feste Säule seines Throns,“ und eröffnet ihm vertrauensvoll seine geheimsten Gedanken, sein innerstes Herz.

„Auf Deine Schultern lehn’ ich mich auch jetzt,
Und Dir, dem Freunde, will ich anvertraun,
Was ich vor Andern tief verschweigen muß.
Ja, wiss’ es! Seit der unglückselgen Stunde,
Da Du in meine Halle tratst und mich
Zum Thron beriefest, ist kein froher Tag
Mir noch geworden, und des Sieges selbst,
Des heißerkämpften, hatt’ ich nicht Gewinn.
Der Feinde hab’ ich mehr noch, als zuvor,
Die Kampfgenossen reißen gierig mir
Am Siegeskranz und Jeder will sein Theil;
Wer nicht bei mir den eignen Zweck erreicht,
Der kehrt sich ab und sucht ihn anderwärts.
Und der Gefangene, was hilft er mich?
Er ist mir, was dem Geizigen sein Schatz,
Ein freudenlos gefährlicher Besitz,
Des Tages Sorge und die Qual der Nacht.
O Zollern! Gutes kam mir stets von Dir,
Nur damals nicht, als Du die Königskrone
Mir aufludst. O! wie oft schon sann ich nach,
Mich zu entlasten des unselgen Schmucks!
Ausbieten möcht’ ich sie der Welt und rufen:
„Will Einer friedlos sein, der nehme hin!“
Ich weiß, was Du mir sagen willst, ich weiß:
Jetzt eben, in den Tagen der Gefahr
Und der Bedrängniß, die mich neu umgiebt,
Die ich in Deiner Tröstung selbst erkannt,
Darf ich nicht weichen und nicht lässig sein.
Auch reift in mir seit Kurzem ein Gedanke,
Davon Du hören solltest, säh’ ich nicht
Die Ritter dort sich meiner Schwelle nahn.“

Albrecht von Rindsmaul, der mit mehreren Rittern erscheint, kommt in ernstem Bedenken. Der schmähliche Handel vor Burgau, den er ausführlich beschreibt, hat Zwietracht und giftiges Mißtrauen gesät unter den Rittern. In ihrem Uebermuth hatten sie geschworen, wenn Burgau binnen drei Tagen

die Thore nicht öffne, solle Friedrichs Haupt fallen. Als sie statt dessen bald darauf sich in die Flucht jagen ließen, und Leopold ihnen, ob ihrer Drohung, höhnend nachrief:

„Es hat nicht Noth,
Der König Ludwig kann das Blut nicht sehn."

da sprachen sie unter einander murrend:

„Kann er doch das Blut
Der Bayern sehn, das täglich für ihn fließt,
Warum nicht Friedrichs? Sollt' ihm's wirklich so
Am Lösegeld gelegen sein, daß er
Um dessenthalb des Feindes Leben fristet?"

Und der Gedanke, daß schnöder Eigennutz den Frieden verhindre, gewann in Mancher Herzen Raum, und da sie auch auf ihn, der als Besieger Friedrichs Antheil am Lösegeld habe, den Vorwurf übertrugen, verzichtet er feierlich auf jeden Anspruch und übergibt seinem Fürsten das erbeutete Schwert Friedrichs, ihm das Weitere anheimstellend. Der Vorfall bestärkt den König in der Ausführung dessen, was er angedeutet, und er fordert die beiden Getreuen auf, ihn nach der Trausnitz zu begleiten.

Die dritte Scene führt uns nach dem Ort, wo der beiderseits auf Befreiung des Gefangenen gerichtete Plan ausgeführt werden soll, von Leopold, um den Kampf neu zu entfachen, von Ludwig, um ihn zu dauerndem Abschluß zu bringen. Es ist Nacht im Kerker; der Burgvogt macht mit drei Wächtern die Runde, um sich zu überzeugen, daß der Gefangene noch da sei. Die Aengstlichkeit, mit der er sein Werk thut und nicht ruht, bis er selbst im Fackelschein die Züge des Schlafenden erkannt hat, spannt unsre Erwartung aufs Höchste und macht uns zu Mithandelnden und Mitleidenden. Die wenigen Worte der Wächter geben uns zugleich den Zustand des Gefangnen und seine Leiden; jedes Wort lebendigste Dramatik. Kaum hat sich die Thüre hinter den Beruhigten geschlossen, so weckt dumpfer Donner den Schlafenden. Er hat während der drei Jahre der

Gefangenschaft und des öden, liebelosen Alleinseins mit ihren Hunderten von einförmig dahinschleichenden Tagen und gramgestörten Nächten sich gewöhnt, jede Erscheinung, auch draußen in der Natur, in symbolischen Zusammenhang mit seiner trostlosen Lage zu bringen. So giebt ihm auch der Märzendonner nicht das „schaurig süße Gefühl" des nahenden Frühlings, nicht die freudige Hoffnung auf fruchtbares Jahr, nur schärfer wird Bitterkeit und Gram über seine Lage.

„Was soll er mir
Für Früchte künden? Nein! ich kann es nicht
Ertragen, dieses Wetter. Als der Schnee
Noch friedlich über Höhn und Thälern lag,
Und als das Eis des Stromes Wellen band,
Daß sie nicht floßen und nicht rauschten: da
Konnt' ich mich schicken in mein Kerkerleben.
Am Morgen und am Abend ging ich still
In die Kapell' hinüber zum Gebet;
Den Tag entlang ließ man zum Zeitvertreib
Mich Pfeile schnitzen, Pfeile sonder Ziel.
Doch diese Frühlingsstürme, Märzendonner,
Sie rühren mir das Blut auf, mächtig regt
Die Jugend sich, die Thatenlust erwacht."

Das ist die rechte Stimmung für den Zauberspuk des Albertus; der Drang nach Freiheit aufs Höchste gespannt in seiner Brust und nun plötzlich der lockende Ruf des Zauberers:

„Komm, Friedrich, komm! das Nachtgewitter braust,
Der Regen rauscht, und morgen steht die Welt
Im vollen Frühling, wie ein Mädchen, dem
Die erste Liebe plötzlich überkam.
Jetzt, Friedrich, ist es Zeit zum Kampf und Strauß,
Jetzt reiten alle Ritter. Friedrich, komm'!"

Wird er dem Bösen folgen zu seinem Verderben? Ich will nicht! ruft er entschieden ihm entgegen. Doch der Verführer läßt ihn noch nicht. Das ist der Fluch der Sünde, daß sie nicht rasten kann in ihrem Verführungswerk. Schönheit und Jugend will er ihm wiedergeben; er mag sie nicht um solchen

Preis. Das Bild des jammernden, heißgeliebten Weibes führt er ihm vor die ringende Seele, wie es sich blind geweint hat, wie es im Dunkeln girrt wie die Nachtigall und von Königen träumt; schon wankt der Gefolterte, da er den unheimlichen Dränger eingeweiht fühlt in das Heiligthum seiner Liebe. Triumphirend mahnt der Verlocker noch an den Bruder, den die Wunden brennen und die Lanzenspitze sticht; zu Weib und Bruder soll der Mantel sicher ihn tragen: da kommt dem Wankenden Hülfe. Geräusch von Menschen wird den bösen Geist vertreiben; aber so schnell giebt der Zauberkundige sein Werk nicht auf. Den eintretenden Burgvogt und seine Wächter scheucht er mit einem Donnerschlag von dannen, und nun drängt er doppelt, denn schon hört man Hufschlag draußen. „Friedrich, rette Dich, man will Dich tödten!“ ruft er, zur Lüge seine Zuflucht nehmend; aber der Engel der Wahrheit hat gesiegt in der Brust des kämpfenden Fürsten; nicht wie ein Dieb will er entweichen aus den Banden, die ein ehrlicher Kampf um ihn geschlungen. Und wie die Tugend des Herzens die Macht des Bösen bereits gebrochen, so vertreibt nun der Anblick des Kreuzes, das die wiederkehrenden Wächter unter Beschwörungsformeln ihm entgegenstrecken, und die religiösen Weihen den Verführer, er verschwindet und mit ihm schwindet Sturm und Drang, und der Aufruhr der Natur macht erquickender Ruhe Platz. Neue Unruhe; es klopft! Die aufgeregten Wächter wähnen, der Böse kehre wieder, und beginnen in komischer Hast auf's Neue ihr Bekehrungswerk. Aber die kernfeste Erscheinung des Pflegers Albrecht beruhigt die Schwachen und auch Friedrich begrüßt ihn freudiger als sonst, denn auch sein Blut bedarf der Beruhigung durch die Gemeinschaft körperhaften Lebens. Daß dieser ihm die Ankunft Ludwigs meldet, macht ihn bestürzt, denn er fürchtet verderblichen Zusammenhang mit dem kaum geschwundenen Spuk. Aber gefaßt folgt er der Aufforderung, die ihn zum König ruft, obgleich er dem gewissen Tod entgegen zu gehen glaubt.

Nur der Burgvogt bleibt nachdenklich zurück, und eben,

als ihn Albrecht darüber beredet, wird's ihm klar, was ihn bei der Erscheinung besonders gepeinigt hat:

„Der Geist hat meinem Neffen gleich gesehn,
Dem ungerathnen, der bei Nacht und Nebel
Von hier entwich. Schon neulich deucht' es mich,
Als säh' ich drunten ihn, im Zwinger, schleichen.
So muß ich noch die Schmach an ihm erleben,
Daß, wenn der Teufel auf der Erde spukt,
Er sich die Larve nimmt aus unserm Stamm!"

Weder Friedrich, noch Ludwig, den höher gearteten Naturen kann der Aberglaube mit den Teufelserscheinungen und Beschwörungen etwas anhaben; nur die niedrigeren Naturen liegen darin gefangen; so findet denn auch der Wahn bei dem Vogt Eingang, das sei nicht sein Neffe, sondern der Teufel in der Gestalt desselben gewesen, und seine Familienehre ist gekränkt durch diese Wahrnehmung; zugleich dient dieser Zug dem Dichter zur natürlichen Vermittlung und Erklärung des Spuks; wie er auch in der Anwendung des Beschwörungsunfugs feines Maß hält und nicht den Geistlichen hereinzieht. Dadurch gewinnt er sich das Recht, der Scene den humoristischen Anstrich zu verleihen. Die letzte Scene läßt uns, ehe der andre Plan ausgeführt wird, in die Seele Ludwigs und die Großherzigkeit seines Beginnens schauen. Der Aufforderung des Burggrafen, sich Ruhe zu gönnen von dem ermüdenden nächtlichen Ritt, begegnen die erhabnen Worte:

„Die Seele, die auf Großes ist gespannt,
Erwehrt sich leicht des Anspruchs der Natur
Und achtet wenig auf den äußern Sturm."

Friedrich tritt ein. Die beiden Gegner sehen sich Aug' in Auge. Ohne Zeugen will Ludwig sein edles Werk vollführen. Mit milder Ruhe, mit der Wärme eines Herzens, das sich überwindend das Gute zu erfüllen lechzt, fragt er den Gefangnen nach seinem Ergehen, für das er bestens gesorgt zu haben sich bewußt ist. Doch Friedrich, den der finstre Argwohn verblendet hat, fühlt sich doppelt verletzt durch so heuchlerisch glatte Worte:

„Ich weiß, Du lechzest längst nach meinem Blut:
Warum noch erst des Lebens mich versichern
Und hier mich hegen als ein Opferthier?
Hab' ich gezaudert, als ich in der Schlacht
Dich zu erreichen hoffte? war ich träg,
Das Schwert zu bohren in des Gegners Brust?
Wenn Du noch athmest, ist es meine Schuld?
Drum säum' auch Du nicht, rufe Deine Henker?
Hier ist mein Haupt, sieglos, doch ungebeugt."

Ruhig antwortet ihm Ludwig; er ehrt den Schmerz des Gefesselten und weiß ja, daß man ihn vielfach gedrängt hat, durch den Tod des Gegners dem Streit ein Ende zu machen. Aber mit gutem Gewissen kann er den Argwohn von sich weisen. Alle alte Liebe bricht hervor, als er den schönen Jugendfreund, gebrochen mehr noch im Gemüth, als in der Gestalt, vor sich stehen sieht:

„So ist mein Sinn noch nicht verwildert,
Daß dieses schöne Haupt mir dürfte fallen,
Dies edle Haupt, der höchsten Krone werth."

Da auch diese Herzenslaute den Unglücklichen noch nicht erwärmen, läßt er nur die ruhige Ueberlegung reden; offen schildert er ihm seine eigne bedrohte Lage, und als die unerwartete Wendung, die seine Rede nimmt mit den Worten:

„In solcher Noth kann ich an Niemand besser
Mich wenden, als an Euch."

Friedrich wie Spott erscheint, zeigt er ihm in schlagenden Antithesen ihrer beiderseitigen Lage, daß sie beide Hülfe nur von einander erwarten können.

„Und deßhalb komm' ich her und ruf Euch auf:
Verbürget mir den Thron und werdet frei."

Mehr und mehr wird Friedrich gewonnen; auch der niedrige Argwohn, als ob Eigennutz den Gegner leite, wird durch die über kleinliche Verletzlichkeit erhabne Großmuth Ludwigs getilgt und er unterwirft sich den Bedingungen:

„Was Ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann;
Kann ich es nicht, so kehr' ich auf die Zeit."

Alsbald wird Friedrichs Freiheit verkündet, Orgeltöne werden gehört; tief ergriffen vernimmt sie der Gefangne und hört mit freudigem Erstaunen, daß sein treuer Beichtvater, der Prior von Maurbach, der sie beide einst in der Jugend erzogen, der auch bei diesem Friedenswerke als ächter Gottesknecht gewaltet, bereit sei, ihnen zur Besieglung des gegenseitigen Gelübdes das heilige Mahl zu spenden. Und alsbald öffnen sich die Pforten des Hintergrundes, am erleuchteten Altar erscheint der edle Priester und in seiner Nähe Friedrichs treuer, nun auch befreiter Plichendorf. Entschlossen schreitet er mit Ludwig hinan.

„Fürwahr! ein mächtger Wohlklang muß es sein,
Der meiner Seele tiefen Mißton lösen,
Ein kräftger Himmelsfriede, der die Brust,
Die stürmisch wallende, mir stillen soll.
Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiges,
Zum Himmel aufzublicken, o! es ist
Ein großer Schmerz, und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne. — Kommt! ich bin bereit."

Ein großer Zug in der Charakterentwicklung Friedrichs. Schwer fällt es ihm, von der irdischen Größe zu scheiden; aber er weicht und hofft Versöhnung und Frieden von dem Liebesmahle, das die alte Freundschaft neu besiegeln soll.

Fünfter Aufzug.

Der Knoten ist zwar nun in soweit gelöst, als die Möglichkeit eines friedlichen Verständnisses zwischen den beiden Thronbewerbern nicht nur gegeben, sondern auch von beiden anerkannt ist und ein Eid die Erfüllung zu verbürgen scheint. Aber

dennoch bleibt das Interesse auf die fernere und endliche Entwicklung im höchsten Grade gespannt. Denn wird wohl Friedrich, der, wie er selbst gesagt, nur widerstrebend und sich bezwingend der Macht der Umstände sich beugte, auch Alles aufbieten, um die Bedingung dauernder Freiheit zu erfüllen, und wenn das, wird sein redlicher Wille nicht an dem Trotz des Bruders scheitern; und wenn er dann auch die moralische Kraft besitzt, sein Wort lösend zurückzukehren: wird dann nicht der Kampf nur um so heißer entbrennen? Und die erste Scene des letzten Aktes scheint Günstiges nicht zu versprechen. Selbst im Arm seiner treuen Isabella, die nicht mehr den Verlust des Augenlichtes beklagt, seit sie an seiner Brust Ersatz gefunden für den auf immer geschwundnen Glanz und Schmelz des äußeren Lebens; selbst bei den innigsten Herzenslauten der Liebe kann er den Schmerz nicht verwinden, daß er gezwungen worden, „seines Lebens höchstem Ziele zu entsagen,“ daß er freiwillig sich in eine viel schmählichere Gefangenschaft, in die seines freien Willens, gegeben und sich selbst dadurch entwürdigt habe. Das allein, erwiedert er seinem Weibe, als sie ihm auf seine Klage, daß er vor Scham das Haupt senken müsse, innig tröstend zuflüstert:

„Senke Du das Haupt
Auf meine Brust! Fragt Liebe denn nach Kronen?“

das allein sei noch Spur seiner bessern Zeit, daß Weibesliebe ihn nicht glücklich macht, seit unter Männern er entwürdigt sei. Und die Proben, die er zu bestehen hat, steigern sich. Leopold kommt mit dem päpstlichen Legaten. Zum ersten Male seit der Freilassung trifft er mit dem Bruder zusammen; wie soll er ihn empfangen! wie seine Zustimmung erwirken zu einem Beschluß, der ihm selbst entwürdigend erscheint!

Nach kurzer Begrüßung Leopolds nimmt zuerst der Legat das Wort. Daß Friedrich ernstlich daran denke, die Bedingungen zu halten, kann Leopold nicht glauben; doch hat er zur Vorsorge die Waffen des Vatikans zu Hülfe genommen. Vorerst

nur den Glückwunsch des Papstes zur Befreiung darbringend, muß der Legat sich mit kurzem Dank von Friedrich begnügen, denn das bleiche Aussehen Leopolds nimmt sein Herz ganz in Anspruch. Wohl muß er fürchten, daß Leopold dem Vergleich nicht beistimme; demungeachtet preist er ihm, die Zustimmung voraussetzend, die Zeit des Friedens, die auch ihm wieder Gesundheit und frisches Leben bringen werde. Und erst, als Leopold unwillig den vermeintlichen Scherz zurückweist, erinnert er ihn an die Bedingungen der Freiheit, die er ihm ja mitgetheilt, und dringt in ihn, das Opfer, das er selbst gebracht, ihm nicht zu verkümmern. Aber Leopold ist gerade jetzt fester als je und zuversichtlicher, denn von allen Seiten zieht das Wetter über dem Haupte des Gegners zusammen und, seine eigne schwindende Kraft und seinen gebrochenen Muth verdeckend, malt er ihm den Jubel des Volkes aus, wenn er, der Befreite, wieder hoch zu Roß erscheine und sie zum siegreichen Ziele führe. Schwer kämpft es in Friedrichs Brust, aber die Treue siegt. Noch weniger verfängt die herzlose Sophistik, mit der ihm nun der Legat „sachte“ den Zweifel zu lösen bemüht ist, bei dem biedern Gemüthe. Hat er ja doch frei sein Wort gegeben, keineswegs gezwungen, und daß der, dem er die Treu' verpfändet, im Bann liege und der Eid also nicht gelte, kann seinen Entschluß gar nicht ändern; er weist mit männlicher Entschiedenheit solche Hülfe zurück, so daß der Legat, ihm selbst mit gleichem Banne drohend, stolz von dannen geht, fest überzeugt, ihn doch noch zum Eidbruch bewegen zu können. Aber Leopold kann nicht warten, ob er den Sinn beuge; er hat keinen Augenblick zu verlieren, denn „gezählt sind seine Stunden.“ Für Friedrich hat er seine ganze Jugendkraft eingesetzt und nichts begehrt er, als daß „sein brechend Aug' im Glanz der Kron' ihn sehe, die er ihm erkämpft.“ Das greift mächtig in Friedrichs Innerstes; Alles will er ihm opfern, selbst sein Leben, wenn es frommte, möchte er hingeben, doch

„Der Ehre wank' ich nicht, und wär's mein Tod.“

Dieser starre Felsensinn des Bruders treibt Leopold zum Aeußersten; in der Verzweiflung droht er, ihn an der Rückkehr zu hindern; um so mehr widersteht Friedrich, und das Gefühl, hier doch einmal wieder einen freien männlichen Willen haben zu können, stählt seinen Muth.

„Noch bin ich Herr, von Dir noch unbesiegt!"

ruft er dem Bruder zu, der ihn verlassend schwört, ihm selbst im Grabe nicht Ruhe lassen zu wollen.

Aber der schwerste Kampf steht ihm noch bevor. Leopold, wie er in rasender Leidenschaft weggeeilt, ängstet ihn; er kennt seine Kühnheit, die vor keinem Mittel zurückbebt, und muß daher selbst handeln, ehe er nicht mehr kann. Der Gedanke, an der Erfüllung seines Wortes mit Gewalt gehindert zu werden, läßt jedes Gefühl der Liebe verstummen; er verkündet dem erschütterten Weibe, das in diesem furchtbaren Kampfe der Männer unbeachtet ganz seinem Kummer überlassen war, er werde augenblicklich zurückkehren. Ja, ich will, ruft er, als sie verzweifelnd nicht glauben will, daß er sie verlasse.

„Das ist mein Stolz,
Daß ich noch wollen kann. Ich glaubte mich
Erniedrigt, aus der Freien Zahl getilgt,
Und fühle jetzt mit eins mich frei und groß,
Und athme leicht und blicke freudig auf,
Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.
Leb wohl, mein Herz! Zu Rosse schwing' ich mich,
Das Thor ist offen und die Straße frei."

Aber nun kommt der letzte furchtbarste Sturm über sein treues Herz. Die Verzweiflung verschmähter Liebe giebt den Worten Isabellens Riesenkraft. Bei ihren blindgeweinten Augen, denen seine Liebe Licht sein sollte; bei ihrem Herzen, das von seinem Herzen lebt; ja, bei dem Muttergefühl, das sie, ihm unbewußt, beglückt, beschwört sie ihn auf den Knieen:

„Verlaß mich nicht in dieser finstern Nacht!
Dein Knie umfaß ich, o verlaß mich nicht!"

Umsonst! Entschlossen und ohne Zaudern preßt er den Märtyrerkranz ans blutende Herz:

„Laß, laß mich! lieg' im Staube,
Du bist des unglückselgen Friedrichs Weib."

Kann solcher treue Mannesmuth unbelohnt bleiben? Muß er nicht siegen auch über die äußeren Verwicklungen, wie er sich siegreich bewährt hat in den Stürmen des eignen Herzens? Wir ahnen die sittliche Gerechtigkeit; aber noch bleibt uns verborgen, wie sie herrlich in die Wirklichkeit treten wird. Die zweite Scene versetzt uns wieder an den Hof Ludwigs, in denselben Raum, den wir bei Beginn der Handlung erblickt haben. Ludwig sitzt nachdenkend im Saale, während seine jüngeren Söhne auf der anstoßenden Gallerie Ball spielen. Wie Ernst in der Wildniß der Burg Falkenstein symbolisirt über seine Lage, die ihn zur Zeit, wo Alle mit der Ernte beschäftigt sind, ausschließt von jeglichem Genuß seiner Arbeit und Mühen: so knüpft hier des Königs gebeugter Sinn an das harmlose Spiel der Knaben, das er ja auch einst in wolkenlosen Tagen mit seinem Friedrich geübt, die düstre Betrachtung über das blutige Spiel der Waffen, dessen er jetzt gerade, wo er aufs Neue hinauszuziehen beschlossen gegen die Feinde im Norden, ohne zu wissen, wie er sich unterdeß der andern im Süden erwehren soll, mehr wie je müde geworden. In beiden Scenen ein knappes, fast karg ausgestattetes Bild, das aber meisterhaft in die Lage einführt. Seine treuen Münchner haben Gehör begehrt; freundlich begrüßt er sie und befragt sie nach ihrem Anliegen. Das Gerücht, daß er mit dem Heere zum Schutze Brandenburgs ausgezogen sei, hat sie erschreckt, da bereits Leopold von Schwaben her droht. Zu jedem Opfer gerne bereit, glauben sie doch nur, wenn er sie führt, siegen zu können und bitten ihn, sie nicht zu verlassen in dem neuen Kampfe. Er kann und will es nicht versprechen; sie ja waren es mit den andern Vertretern der Städte, die ihn er-

muthigend zur Annahme der Königswürde gedrängt; jetzt, wo er seiner königlichen Pflicht genügend bereit ist, wieder zu kämpfen, wo es am dringendsten Noth thut, sollen sie ihm mit ihrer Liebe nicht hindernd in den Weg treten. Nicht um dem einen Sohne beizustehen, sagt er, indem er seine Kinder von der Gallerie herbeiruft, zieht's mich nach Brandenburg; auch hier sind ja meine Kinder und Ihr Bürger seid es ebenso, und wie ich diese meine theuern Knaben unter Eurer Obhut lasse, so sei das Euch das „Unterpfand, daß Euch und ihnen eine Sorge gilt." Froh beruhigt und gehoben durch das Vertrauen ihres geliebten Fürsten entfernen sich die Bürger. Doppelt schwer fühlt er nach diesem Vorgang die Regentenpflicht lasten:

„In Zeiten allgemeiner Drangsal ist
Fürwahr der König der Bedrängteste,
Auf den sich Jeder wirft mit seiner Noth."

Wohl merken die Knaben die gedrückte Stimmung des Vaters. In kindlich leichtem Sinn glauben sie, ihn erheitern zu können, rufen ihn, dem Spiele zuzusehen, trösten ihn sogar mit der neuen festen Mauer, vor der ja Leopold zurückschrecken müsse, ja, der kleine Otto meint, er könne ja statt des Vaters seinem Bruder Hülfe bringen. Da zeigt sich unerwartet, wie ein Sonnenblitz durch schwere Wolken, der rettende Ausweg; vom Fenster her kündet Albrecht froh erstaunt die Ankunft eines prächtigen Ritters:

„Sein goldfarb Roß (ruft er) ist ganz mit Schweiß bedeckt.
Der muß ja vornehm sein, der Marschalk selbst
Hält ihm den Bügel."

Ohne noch zu ahnen, wer es sei, läßt er ihn schleunigst rufen, möge er Botschaft bringen, welche es sei; nur wer ganz das Unheil kenne, vermöge die volle Abwehr zu verwirken. Und kaum hat er Zeit zu einer Vermuthung; da sieht er, an der Hand der Knaben, Den eintreten, an dem allein alle Entscheidung hängt. Freudig erstaunt geht er ihm entgegen: aber nicht findet er ihn auch freudig: die Bedingungen sind unerfüllbar,

und nur durch gewaltsame Flucht hat er sein Wort halten können. Muß Ludwig diese Treue bewundern, so nimmt die erhabne Gesinnung, die ihm in Friedrichs prunklos festen Worten entgegenleuchtet, jede weitre Ueberlegung gefangen; dem sichern Zug des Herzens folgend zieht er ihn, der ihm aus freiem Willen die gerettete Krone darbietet, zu sich auf den blutig bestrittenen Thron und theilt mit ihm Herz und Krone zu unauflöslichem Bunde. Das ist die erhabne, keusche Gesinnung, die den Dichter selbst uns zu einer so einzigen Erscheinung macht. Mögen die herrlichen Worte, die allen Deutschen im Herzen wirksam fortleben sollten bei dem heißen entscheidenden Kampfe der Gegenwart, den Schluß dieser Darlegung bilden.

Friedrich.

Als ich den Bruder,
Der sich mir aufgeopfert, von mir stieß;
Als ich mich losriß von der blinden Gattin:
Damals, im ersten Schmerze, schien mir's wohl,
Als hätt' ich Uebermenschliches gethan.
Doch nun ich's recht betrachte, that ich Nichts,
Als das Geringste, was ein Mann kann thun:
Ich hielt, was ich versprochen. Größre Thaten,
Ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,
Vereitelte mein feindliches Geschick;
Doch daß ich mindestens mein Wort gelöst,
So gut ich konnte, davon zeuge Dir
Die Krone hier!
(Er deckt die Krone auf, die er unter dem Mantel mitgebracht.)

Sie ist das Einzige,
Was Deinem Feinde zu entreißen war.
Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,
An dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt.
(Er legt sie von sich.)
Ich selbst bin Dein Gefangner, wie zuvor.
Laß mich zur Trausnitz führen! mich verlangt
Nach Einsamkeit, mein Leben ist verlebt.

Ludwig.

Du ein Gefangner? nein! Du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,

Jetzt durch die Macht der Treue siegest Du.
Vor Dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
Nicht kann ich König sein, wenn Du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als Du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
Ist mir es klar geworden, wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns;
Wir trieben uns durch Fluthen und durch Flammen,
Durch blutge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch.
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind, gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung; nicht
Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
Wann wir zum Kampfe schritten, Warnung gab;
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wann Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die Dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir bessre Wege; damals hatten wir
Die Schüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst Dir angeboten!
O hättest Du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum,
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist;
Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollens Beide haben als ein Mann
Und als ein Mann uns wider Jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder

Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll Beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die Du mir gebracht,
Ich setze sie auf Dein geweihtes Haupt.
(Er krönt Friedrich.)
Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Siegs gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann Dir Theureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
Der so in Allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Bayern zu verwüsten, tritt ihm Du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist,
Ob im feindselgen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann.
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick:
Ich fühl's und werfe mich an Deine Brust.
(Sie umarmen sich. Die Knaben drängen sich mit Zeichen der Freude an sie.)

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!

Wir haben den Inhalt dieses Drama's ausführlich gegeben, weil wir hier nicht, wie bei dem Trauerspiel, auf verschiedne ausführliche Darstellungen (von Wendt, Vernaleken, Mayer) verweisen konnten. Nur Wienbarg hat hier Erschöpfendes gegeben; sein Schriftchen ist aber, wie wir uns überzeugt haben, so schwer habhaft geworden und krankt an einer eigenthümlichen, langathmigen, sich selbst überschlagenden, oft tendenziösen Sprache des ehemaligen Anhängers Jungdeutschlands, die uns an das schier beängstigende Aufjauchzen und Schluchzen eines dem Schiffbruch Entronnenen gemahnt (z. B. S. 18 f.). Die Darstellung des dritten Aktes haben wir als Probe dem Wesentlichen nach seiner Schrift entnommen und werden seinen Standpunkt gegenüber den andern Beurtheilern der Uhland'schen Dramen noch darlegen. Nun sind wir in den Stand gesetzt, die Fragen zu beantworten: Welche sittliche Idee hat der Dichter darstellen wollen? wie hat er dazu den geschichtlichen Stoff verwendet? und wie hat er seine Charaktere gezeichnet?

Das Drama „Ludwig der Bayer" verherrlicht, wie das Trauerspiel „Ernst" (s. S. 55) denselben Grundzug des deutschen Charakters: die Treue, das unverbrüchliche Festhalten am gegebenen Wort, die Lauterkeit des Gemüthes und Unerschütterlichkeit des redlichen Willens. Bei Ernst kann weder die Lockung der Herrschaft mit allen ihren Genüssen, noch die Drohung und Erfüllung von Acht und Bann den Helden in der Treue wanken machen.

„Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter!
An meine Fersen heftet sich der Tod
Und unter Flüchen krachet mein Genick!
Vom Werner laß' ich nicht!" (V. 441 ff.)

Hier führt diese Treue den Helden mit seinem Freunde in namenloses Elend und zuletzt in den Tod; bei Ludwig triumphirt sie über alle die schweren Versuchungen und vereinigt zu erprobter Freundschaft und gemeinschaftlicher Herrscherwürde.

Da ist es zunächst der unglückliche Gefangene auf der Trausnitz, den weder der immer noch wache Ehrgeiz, und die immer noch im Herzen wühlende und stachelnde Herrschsucht, noch die Liebe selbst und das Herzeleid, das er den Geliebten bereitet, abbringen kann vom treuen Festhalten, den auch der gedrohte Bannstrahl nicht blenden und irre machen kann in der Bahn des Rechtes und der Wahrheit.

„Noch hab' ich nicht gebeten, meiner Pflicht
Mich zu entheben, und ich werd' es nie."

sagt er (V. 1641 f.) dem Legaten, der ihn seines Eides entbinden will. Dem Bruder ruft er tief bewegt zu (V. 1677 ff.):

„Könnt' ich, was Du von Deinem Leben mir
Geopfert, aus dem meinen Dir erstatten!
Könnt' ich als Leiche vor Dir niedersinken,
Damit Du blühend ständest und verjüngt!
Doch Eines ist, was ich versagen muß:
Der Ehre wank' ich nicht, und wär's mein Tod."

Und dem jammernden Weibe erklärt er männlich fest (V. 1712 ff.):

„Mit jenem Handschlag in des Bayers Hand
Hab' ich mir selbst mein Schicksal festgesetzt,
Und nimmer soll mich dieser Vorwurf treffen,
Daß ich den Zwang, den ich vermeiden konnte,
Zum Vorwand eines Treuebruchs gebraucht!"

Und als sie mit der Kraft der Verzweiflung seinen Willen wankend machen will, ruft er, wie ein ächter Märtyrer das Glück irdischer Liebe und Seligkeit opfernd dem höheren Seelenglück der Treue, die herrlichen Worte (V. 1722 ff.):

„Ja! ich will. Das ist mein Stolz,
Daß ich noch wollen kann. Ich glaubte mich
Erniedrigt, aus der Freien Zahl getilgt
Und fühle jetzt mit eins mich frei und groß
Und athme leicht und blicke freudig auf,
Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns."

Aber auch bei dem siegreichen Ludwig erprobt sich diese Treue; denn nirgends können die äußeren Verhältnisse ihn ungerecht machen gegen den Freund, der sein Nebenbuhler geworden ist, und dessen mannhaftes Worthalten drängt ihn zum edelsten Ausspruch und Entschluß (V. 1873 ff.):

„Du ein Gefangner? nein, Du bist der Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest Du.
Vor Dir verliert der Purpur seinen Glanz;
Nicht kann ich König sein, wenn Du's nicht bist!"

Hier hat sich die Treue um so glänzender bewährt, weil sie, als innige Jugendfreundschaft durch das gemeinschaftliche Ringen um die höchste Krone auf die allerhärteste Probe gestellt, doch selbst im blutigen Kampfe nur zurückgedrängt, nicht aber erstickt werden kann, sondern sich in Aeußerungen unveränderter Hochschätzung bei Ludwig fast instinktartig geltend macht, bei Friedrich, durch die Macht des Gewissens, die ihn entwaffnet, als er den Freund von seiner Hand getödtet glaubt.

In beiden Stücken ist aber der historische Hintergrund ein andrer; die politische Idee, die sich in Deutschlands Geschichte, die wir eben trotz Liebert doch und in reichem Maße haben („Wir Deutschen haben keine Geschichte und darum keine historische Kunst und Poesie. S. 84), in den beiden Zeiträumen zu verkörpern begann, ist eine verschiedne. Dort bei Ernst die Einheit des Reiches und die kaiserliche, weltbeherrschende Machtfülle; man kann wohl in der Liebe, mit der der Dichter das Gemälde derselben, besonders in der berühmten Schilderung der Kaiserwahl, ausgeführt hat, die gerechte Anerkennung finden, die der Dichter als ernster Forscher der Geschichte der providentiellen Nothwendigkeit historischer Entwicklung zollt; schwerlich aber eine begeisterte Uebereinstimmung mit den Träumen der Romantiker (Arnim, Schenkendorf) vom neuerstehenden Kaiserreich, wie Liebert anzunehmen scheint, wenn er sagt (S. 70): „Wenn im

vorigen Stücke (Ernst) die Stimmungen und Erinnerungen der deutschen Burschenschaft wiederhallen."

Der Dichter steht trotz jener Anerkennung mit seinem Herzen und seiner politischen Erkenntniß auf demokratischem Boden und hat seinen Standpunkt stets bewahrt, wie der schon erwähnte Ausspruch in der Paulskirche bei der Kaiserwahl zuletzt bewiesen hat und schon damals zur Zeit der Abfassung seiner Dramen das starre Festhalten am alten guten Recht der Stände.

Hier, in Ludwig, bildet den historischen Hintergrund die politische Idee des contract social, des Konstitutionalismus, die sich Bahn bricht in dem Kampf der Städte gegen die Ritter; sie spricht sich an vielen Stellen nachdrücklichst aus, gleich zu Anfang, als Ludwigs Milde die eben noch tief gedemüthigten grollenden Ritter zu begeistertem Treuschwur erhoben hat, in den herrlichen Worten (V. 172 ff.):

„So nehmet Eure Schwerter denn zurück,
Wetzt ihre Scharten aus und schwinget sie
Hinfort für's Gute, für's Gemeinsame,
Für des gesammten Volkes Heil und Ruhm!"

Die Abfassung des Drama's fällt, wie Liebert schon bemerkt (S. 70), gerade in die Zeit, wo namentlich in Schwaben und in den süddeutschen Staaten die konstitutionellen Begriffe und Gesinnungen Wurzel zu schlagen anfingen. Beide Stücke sind also, abgesehen von ihrem eignen inneren Werthe, durch die Zeit, in der sie entstanden, und durch den Boden, auf dem sie erwuchsen, köstliche Zeugnisse jener Zeit selbst und der heldenmüthigen, wenn auch für die nächste Zeit meist unglücklichen Bestrebungen der besten Söhne Deutschlands und nehmen gerade jetzt, wo ein halbes Jahrhundert verrauscht ist seit den blutigen Befreiungskriegen, die jenen Bestrebungen vorangegangen, ein erhöhtes Interesse in Anspruch. Zur zweiten Frage übergehend: wie der Dichter den historischen Stoff zur Darstellung seiner Idee verwendet hat? finden wir in den drei ersten Akten den Helden des Stückes und seinen Gegner zwar als die Angelpunkte, um

die sich die Handlung dreht; aber diese Akte dienen doch nur zur Bearbeitung des Bodens, aus dem die sittliche Idee und ihre Verwirklichung hervorsprießen soll. Es ist der Kampf um die Herrschaft, der die Treue, deren Keim wir in der Jugendfreundschaft voraussetzen müssen, zurücktreten läßt hinter dem Streben nach der Krone und ihrer Behauptung. Nur in einzelnen Aussprüchen zeigt sich, wie wir gesehen haben, das unveränderte Freundesgemüth Ludwigs und dadurch steht er offenbar höher als sein Gegner. Denn dieser hegt, von dem Glanz der Krone geblendet, die Erinnerung an die schönen Tage der Jugendfreundschaft nur noch zu kaum berechtigten Vorwürfen der Untreue, die er dem Gegner macht wegen Annahme einer Würde, die derselbe doch nur, der Pflicht gehorchend, auf sich genommen hat und als eine Bürde trägt; daher windet ihm auch das Gefühl der Schuld, als er den Freund getödtet zu haben wähnt, die Waffen aus der Hand und eine höhere Gerechtigkeit reicht dem Nebenbuhler die Palme, der auch noch im entscheidenden Kampfe den Jugendfreund nur gefangen, aber unverletzt haben will (V. 931 ff. was hier Schweppermann anordnet, geschieht gewiß auf Ludwigs Geheiß). Erst, nachdem die Schlacht für Ludwig entschieden und Friedrich gefangen ist, tritt das persönliche Verhältniß Beider in seiner innerlichen Entwicklung in den Vordergrund und die äußeren Ereignisse werden nur berührt, soweit durch sie diese Entwicklung hervorgerufen oder auch nur gefördert wird. Man hat zwischen diesem dritten und den beiden letzten Akten eine „leicht bemerkbare Naht“ finden wollen. Dr. Wendt sagt a. a. O. S. 14: „Der ursprüngliche Mittelpunkt der Handlung, der Kampf zwischen Bürger- und Ritterthum, tritt zurück und weicht der Darstellung jenes persönlichen Verhältnisses Friedrichs und Ludwigs, das aus Schiller's deutscher Treue bekannt ist. War Ludwig der Held der drei ersten Akte, so wird es nun Friedrich.“ Aber abgesehen davon, daß genau genommen nicht in den drei ersten Akten, sondern höchstens in der ersten Scene des ersten Aktes der Kampf des Bürger-

und Ritterthums an und für sich geschildert wird, daß vielmehr die zwiespältige Wahl, die nicht einmal als eine Frucht jener Parteiung betrachtet werden kann, in ihrer Vorbereitung, ihrem Verlauf und ihren blutigen Folgen dargestellt wird, wobei die Bürger= und Ritterpartei nur als Mitfaktoren erscheinen, tritt auch der Held und sein Gegner, selbst bei der Königswahl, als Mittelpunkt der Handlung hervor. Es nehmen nur die äußeren Ereignisse eine größere Berücksichtigung in Anspruch. Mit der Gefangennahme des Einen aber tritt dieser vom äußeren Schauplatz ab, und der weitere Kampf zwischen Leopold, der doch immer nur Nebenfigur sein darf, kommt nun nicht mehr zur Darstellung, sondern wird nur in seinen bedeutendsten und entscheidendsten Momenten berichtet und auch nur in soweit, als er die beiden Gegner und besonders den Sieger zu Entschließungen reifen läßt, welche die Entwickelung des Knotens lösen. Es wäre daher unrecht, von einer Naht zu sprechen, wo die Kontinuität der Handlung vollständig gewahrt erscheint.

In Schiller's Tell, der wohl bei dieser Gelegenheit beigezogen werden kann, ist es anders. Da haftet in den beiden ersten Akten in der That das ganze Interesse an der Entwicklung des Bundes der Eidgenossen und der Held erscheint dieser Handlung gegenüber rein negativ; während vom dritten Akt an das persönliche Schicksal des Helden und seine That, die doch zunächst nur ein Akt der Selbsterhaltung und nur mittelbar der Landesbefreiung ist, fast einzig hervortritt, und der glückliche Erfolg jenes Bundes erst am Schluß wieder erscheint und da auch nur berichtet und in Verbindung mit dem Tellsschuß als Befreiungsthat gepriesen wird. Darin hat freilich Wendt Recht, daß vom vierten Akte Friedrich mehr in den Vordergrund tritt und unsre Theilnahme mehr in Anspruch nimmt; aber viel zu weit würde man gehen, wollte man, wie Einige gethan, behaupten, Friedrich sei eigentlich der Held des Stückes und sein Festhalten am gegebenen Worte die That, der der Preis gebühre. Das Interesse wendet sich auch nur für

Augenblicke von dem ab, dem wir von Anfang an als der eigentlichen Seele der Handlung unsre theilnehmende Aufmerksamkeit geschenkt haben, und neigt sich aus menschlichem Mitgefühl dem armen Gefangenen zu, der eine so glänzende Erscheinung im Dunkel des Kerkers bergen mußte. Wir werden tief ergriffen von der inneren und äußeren Nacht, in die sein Unglück das liebevolle und liebebedürftige Weib gestürzt hat; wir fühlen das grimmige Leid, das an dem Herzen des Bruders nagt und folgen mit Seelenspannung den Beiden in die finstern Irrgänge leidenschaftlicher Verblendung des Einen, und auf die sonnenhellen Pfade liebevoll-gläubigen Vertrauens der Andern; aber Ludwigs selbstsuchtloser Kummer (1236 ff.) über die wachsende Verwirrung im Reich, sein biederer Sinn, mit dem er das Unrecht, selbst wenn es ihm zu Liebe geschieht, streng mißbilligt (1207), seine freudige Anerkennung des Guten, das von den Gegnern ausgeht (1225 f.), läßt in uns das persönliche Weh vor den höheren Sorgen verstummen; tief ins Herz schneidet uns sein Wehruf, mit dem er sich des unselgen Schmucks der Krone entlasten möchte: „Will Einer friedlos sein, der nehme hin!“ und das geheimnißvolle Wort: „Auch reift in mir seit Kurzem ein Gedanke ꝛc.“ spannt unsre Aufmerksamkeit aufs Höchste; wir ahnen Großes und folgen ihm, als er sagt: „Gefaßt ist mein Entschluß. Herr Burggraf, macht Euch fertig, und auch Ihr, Herr Albrecht, einen Ritt mit mir zu thun!“ voll Vertrauen. Und das Vertrauen wird nicht getäuscht. Denn groß und würdig steht er bald darauf dem argwöhnischen Gegner gegenüber. Die grause Beschuldigung, die der durch den nächtlichen Spuk geängstete Gefangene ihm ins Gesicht schleudert, als komme er, ihn morden zu lassen, weckt in ihm nicht Unwillen, nur die rührenden Laute der Jugendfreundschaft, und als auch diese kein Echo in der verödeten Brust des Unglücklichen finden, zwingt er auch sein Herz, zu schweigen, und, was er ihm gerne als freie Gabe alter Liebe angeboten hätte, stellt er nun in ruhiger Rede als Forderung des beiderseitigen Vor-

theils hin und wird nicht müde, auch den niedrigen Verdacht der Gewinnsucht zu entkräften. Und als die Macht seiner Worte den Eisespanzer des Feindesherzens geschmolzen hat, als die Klänge der Orgel, der Anblick des geschmückten Heiligthums, die Gegenwart des geliebten Priors, seines Herzensvertrauten, wie ein blauer Frühlingshimmel, den Blick des Gebeugten entwölken, treffen wie heilende Sonnenstrahlen sein wundes Herz Ludwigs Worte: „O möchte dieses heilige Mahl in uns die Funken alter Liebe neu erwecken!" ein Wunsch, der, durch die Gleichstellung Beider in dem „in uns" die Herzensreinigkeit Ludwigs nicht nur, sondern auch seine milde Schonung und strengste Selbstbeurtheilung siegend uns enthüllt und als mächtger Wohlklang und kräftger Himmelsfriede den tiefen Mißton in der Seele des Gefangenen für immer löst. Ebenso folgen wir im letzten Akte mit inniger Theilnahme dem Seelenkampfe Friedrichs gegenüber den neuen mächtigen Lockungen der Herrschsucht und Liebe und freuen uns, daß er gerade durch die unredlichen Waffen, die diese gebrauchen, aus dumpfem Erdulden zu thatkräftigem, freudigem Wollen emporgehoben wird; aber dennoch erscheint uns Ludwigs Triumph höher, da er die Größe des Gegners freudig anerkennend, sie durch ein noch größeres Opfer überbietet. Denn im Glücke groß sein, verdient den höheren Preis, als im Unglück ungebeugt stehen. Wir nehmen natürlich die Thatsachen, wie sie des Dichters Geist und Gemüth uns dargelegt hat, und wenn es auch nur ein Moment war und die Wucht des Irdischen bald wieder den Flug der Seele niederdrückte, es sollen die Worte Ludwigs dem deutschen Volke nie vergessen bleiben (1942 ff.):

„In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!"

Die Anordnung des Stoffes ist äußerst einfach und klar. Der erste Akt: „Berechtigung und Berufung des Helden zum

deutschen Throne" giebt uns in einer einzigen Scene ein lebensvolles Doppelbild der Regierung des Bayernherzogs und des deutschen Staatslebens während der Zwischenherrschaft. Der Sieger von Gammelsdorf ist heimgekehrt; die treuen Bürger belohnt er mit dem, was den festesten Bürgerverband bildet, mit dem Segen des Gesetzes; die abtrünnigen Ritter fesselt er, indem er sie der äußeren Fesseln entledigt, mit den stärkeren Banden des Vertrauens durch Vergebung und begeistert die wieder vereinigten Stände nach dem höchsten Ziel zu ringen: dem Wohl des gesammten Volkes; da tritt der Bote des Reichs ein und öffnet ihm in der Berufung zur Königswahl den größeren Schauplatz, auf dem er fortan wirken soll für diese Gesammtheit. Der zweite Akt schildert die Doppelwahl und ihre Folge, die Kriegsandrohung. Im dritten Akte sehen wir die Entscheidung durch die Schlacht, Sieg und Gefangennehmung; im vierten den vergeblichen Versuch gewaltsamer Befreiung und die freiwillige Lösung; im letzten: Versöhnung und Vereinigung aus gegenseitiger wetteifernder Charaktergröße.

Was den dramatischen Werth des Gedichtes betrifft, so erkennt selbst Liebert an, daß der Dichter vom „Ernst" zum „Ludwig" einen großen Fortschritt in der dramatischen Technik gemacht habe. Es ist freilich nicht nur die Erfahrung, die ihn reifer gemacht hat; es ist besonders auch die glückliche Wahl des Stoffes. Nicht leugnen läßt es sich, daß mit der Aechtung und Bannung Ernsts das Schicksal bereits entschieden ist, und die weitere Darstellung uns nur das peinliche Interesse gewährt, zu erfahren, wie er bis zum Untergange das: „vom Werner lass' ich nicht" bewähren werde. Es ist also mehr noch das psychologische Interesse und der Fortgang der Handlung kann uns weniger fesseln. Hier aber bleibt die Spannung bis zum Schluß die gleiche, ungetheilte und wird vollkommen und auf das Ueberraschendste befriedigt. Auch kann unser Herz nicht getheilt sein, denn entschieden fühlen wir uns zu Ludwig hingezogen, als dem Edleren, in welchem die reine Menschen-

natur über die Leidenschaften gebietet und das Unvergängliche leuchtend über allen irdischen Glanz triumphirt, und wenn wir auch mit innigem Mitgefühl den Prüfungen und Läuterungen des Gefangenen folgen, so kann uns doch die in der Noth und Versuchung bewährte Tugend Friedrichs nicht ergreifen, wie uns Ludwigs freies Geschenk edelster Gesinnung begeistert. Ein Vorzug des Drama's ist auch der, daß die epischen Stellen beschränkt sind und dadurch die Darstellung auf der Bühne wesentlich erleichtert wird. Daher ist es uns gerade bei diesem Stück weit mehr, als bei Ernst auffallend, daß die Bühne ihm gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die Schilderungen des aufblühenden Bürgerthums (68—79) der verfallenden Ritterzeit im Gegensatz (80—86) und der traurigen Zeit des Interregnums (189—216); die visionäre Schilderung des Reichs (292 ff.) — Gebilde, die zu den herrlichsten unsrer Poesie gehören — sind so natürlich und organisch in den Gang der Handlung verwoben und so lebendig und warm, daß sie, gut vorgetragen, gerade auf der Bühne ihre große Wirkung nicht verfehlen können. Die köstlichen Sentenzen (63—65, 226—227, 289, 1414 ff., 1555, 1722 f., 1830 ff.), schlicht und ungesucht, sind Edelsteine, die den einzelnen Zügen der Handlung allgemeinen Werth verleihen. Und vor Allem ist die Charakteristik eine weit eingehendere und meisterhaft durchgeführte. Ehe wir dazu übergehen, müssen wir nochmals bemerken, daß wir allein dem Dichter folgen in seiner Schöpfung und nicht der Geschichte; daß wir z. B., wenn er Ludwig sagen läßt:

„In Mitte meines tapfern Bayervolkes
Will ich mitstreiten wie ein andrer Mann.“

ihm kein andres Motiv unterschieben, wie es vielleicht die Geschichte darbieten könnte. Am meisten ausgeführt ist mit Recht Ludwigs Charakter. Als Repräsentant des Neuen, das sich in der Geschichte gestalten will, als Bürgerkönig und Städtefreund, verdient er die liebevollste Beachtung. Schlicht und prunklos

tritt er vor uns, unter seine Bürger; dankbar für ihre Treue, die ihm in der Stunde der Gefahr hülfreich war, vergilt er ihnen durch den unbedingten Schutz des Gesetzes; aber auch den Feind erkennt er gern an, und fest in seinen Neigungen gedenkt er gern der alten Freundschaft; mild verzeiht er den Rittern, die in der Treue gewankt haben und verwandelt ihren Groll durch seinen Edelmuth in begeisterte Anhänglichkeit. Auch seines Versprechens ist er eingedenk (236 ff.) und will freudig dem Nebenbuhler huldigen, wenn das Reich ihn ruft; bescheiden urtheilt er von sich und seinem Ansehn (242) und nur die höhere Forderung, die an ihn ergeht, und der einstimmige Ruf der Bürger und Ritter vermag ihn, die Krone anzunehmen. Ernst und eindringlich und doch voll alter Liebe mahnt er den Gegner, nicht durch Zwietracht den Fluch des Volkes auf sie zu laden (571 ff.); den Anmaßungen der Kirche aber setzt er festes Beharren auf dem Rechte entgegen (630 ff.). Selbst die Heimtücken des Hofes zu Avignon können nicht seinen Rechtssinn schwächen und er tadelt offen die Gewalt, die seine Anhänger gegen die Trabanten des Papstes verübt haben (1207). Den finsteren Argwohn des Gefangenen entwaffnet er durch die ganze Innigkeit eines liebevollen Herzens (1440 f.) und verhehlt auch nicht, daß bei seinem großmüthigen Entschluß der gegenseitige Vortheil mitgewirkt habe (1447), und wahrhaft erhaben erkennt er (1873 ff.) dem Gegner die Palme des Sieges zu, die er durch die Macht der Treue errungen habe. So wenig wir von seinem Familienleben hören, so genügt doch die kurze Scene mit den Knaben am Schluß, ehe Friedrich wiederkommt, um uns einen Blick thun zu lassen in das Heiligthum des Hausfriedens, in das er sich flüchtet von den Mühen und Sorgen des Regentenlebens. Die Umgebung der B ü r g e r und der g e t r e u e n R i t t e r und F ü r s t e n vollendet uns das Lebensbild des Bürgerkönigs. Wo sie erscheinen, weiß der Dichter in kurzen, kräftigen Zügen das gegenseitige Verhalten zu schildern. Zuerst sehen wir Bürger und Ritter schroff

gegenüberstehend; die Bürger freudig in der Kraft ihres redlichen Strebens, treu anhänglich ihrem Fürsten und stolz darauf, ihm Stütze zu sein, den Hohn der Ritter derb zurückweisend; die letzteren trotz ihrer Niederlage die Bürger noch geringschätzend und ihr vermeintliches Vorrecht behauptend; die fürstliche Milde schafft ihren Groll in Begeistrung um; dazu tritt der Burggraf, das Muster eines deutschen Fürsten, dessen Herz fürs Ganze schlägt. Zum zweiten Male führt sie der Dichter uns in dem großartigen Schlachtgemälde vor. Derber Humor und männlicher Muth belebt hier das Bürgerthum und stolze Freude, daß ihnen das Werk gelungen; aber auch die Ritter kommen nicht zu kurz, die Aufopfrung Adelram's und die folgenreiche That Albrechts zeigt, welche Kraft noch in ihnen ruht. Zu diesen kommt noch in der meisterhaften Schilderung Schweppermanns das prächtige Bild eines Feldhauptmanns hinzu, wie sie von nun an den ritterlichen und fürstlichen Führern die Ehre des Siegs oft streitig machten. Und auch des fürstlichen Burggrafen Antheil an dem Sieg ist ein wesentlicher Zug zu diesem zweiten Bilde. Beide, Albrecht und der Burggraf, treten noch deutlicher hervor im vierten Akte. Albrecht will lieber auf seinen rechtmäßigen Vortheil verzichten, als den Verdacht des Eigennutzes ertragen; der Burggraf ermüdet nicht in seinen Bemühungen für Ludwig und findet den herrlichsten Lohn in dem felsenfesten Vertrauen seines Königs. Und nicht ohne Absicht erscheinen die Bürger, wie sie die Handlung eröffnet, so auch beim Schluß. Sorge treibt sie, ihr König möge sie verlassen; ohne ihn erscheinen sie sich machtlos, mit ihm ist ihnen kein Opfer zu groß; mit der Versicherung Ludwigs, daß sie ihm eben so theuer seien wie seine eignen Kinder, vollendet sich auf's schönste das Bild der Königsherrschaft, die sich auf das Bürgerthum stützt. Voll Leben ist auch das Gegenbild, das Bild des Ritterthums, es hat einen trüben Hintergrund, das letzte vergebliche Aufleuchten einer vergangenen Heldenzeit. Nicht Friedrich allein, Leopold und selbst Isabella bilden ver-

einigt den Vordergrund. Leopold scheint sogar der bevorzugte; in ihm verkörpert sich der tiefe Ehrgeiz des habsburgischen Hauses. Glühende Begeisterung für seines Hauses Größe läßt ihn Alles, selbst sein Leben, für den Bruder wagen, dem er zur Krone verholfen hat. Er ist von Anfang an die Seele des Kampfes, hin und her ziehend, für den Bruder werbend, gegen den Feind aufwiegelnd, selbst den Klerus, den er verachtet, benutzend und durch Hereinrufen des Erbfeindes auch seine deutsche Gesinnung auf's Spiel setzend. Wir können ihm trotz seiner unbändigen Leidenschaft und der Rauheit seines Wesens nicht gram sein und sehen erschüttert, wie die Verzweiflung ihn dem Untergange zutreibt. Ihm gegenüber tritt Friedrich zu Anfang weniger kräftig hervor, da Leopold für ihn thätig ist; seine Redlichkeit hat zwar Ludwig schon gerühmt (166) und uns ihm günstig gestimmt, noch ehe er aufgetreten; aber das Zwiegespräch mit seinem Weibe läßt uns ihn mehr eitel und schwärmerisch erscheinen; erst Ludwig gegenüber zeigt er seinen hochstrebenden Sinn und der Widerspruch gegen die anmaßenden Worte des Legaten machen ihn würdig der Krone (634 ff.). Die Schlacht führt ihn uns in seiner Prachtliebe und ritterlichen Verwegenheit vor Augen; die feierliche Scene des Ritterschlags vollendet das glänzende Bild der Ritterzeit und rührt uns durch die Würde, die über sie ausgegossen ist, und durch den furchtbaren Ernst des Augenblicks. Der treue, besonnene Plichendorf ihm zur Seite vollendet das Bild der Ritterzeit. Lebhafter wird unser Interesse an ihm, als ihm der Gedanke, den Jugendfreund getödtet zu haben, das Schwert aus der Hand windet. Tief ergreift uns seine Klage im Kerker und mit Spannung erwarten wir, welchen Entschluß der Ruf zur Freiheit aus Albertus Mund in ihm weckt; seine Selbstüberwindung beginnt; er will nicht durch Frevel frei sein; sein Zweifel an Ludwigs Redlichkeit kann uns nach der Aufregung des Nachtspuks nicht kränken und wir ehren den Schmerz, mit dem er, seine liebsten Wünsche aufgebend, in den Vertrag willigt.

Daß ihm noch schwere Kämpfe dadurch bereitet werden, das ahnen wir und folgen um so gespannter ihrer Entwicklung im letzten Akte. Wir finden ihn in Schwermuth versunken bei seinem Weibe. Wie er in der Kapelle die Wünsche des eignen Herzens bezwungen, so muß er nun kämpfen gegen den Ungestüm derer, die ihn aus Liebe, Ehrgeiz oder Eigennutz in seinem Entschlusse wankend machen wollen. Schwer ist der Kampf, am leichtesten noch mit dem Legaten, denn seinen unredlichen Waffen zu widerstehen, kostet ihm keinen Kampf; aber Leopold mahnt an seine Treue und Aufopferung und Isabella dringt mit der ganzen Gluth ihrer Liebe in ihn; doch die Ehre siegt und mit blutendem Herzen reißt er sich los von seinem Weibe, um bald an der Brust des wiedergefundenen Freundes den schwererkämpften Lohn zu finden. Isabellens Charakter ist der des heißliebenden Weibes, dem Leben und Glück im Besitz des Geliebten beschlossen ist. Es scheint zwar ein herber Mißklang, daß wir keine Versöhnung ihres Schicksals erhalten; aber diese ist ja in der Erhebung Friedrichs enthalten, und selbst ohne diese müßte uns der Zug tiefer Frömmigkeit (1154 ff.), den ihr der Dichter geliehen, ihre eigne Erhebung aus dem Leid verkünden. Liebert (S. 78), dem „die zärtliche Scene“ im fünften Akt mißfällt, stellt die Behauptung auf: Blindheit ist Krankheit, und mit Krankheit besteht zwar die Liebe in ihrer moralischen Kraft, aber nicht in ihrer poetischen, denn diese setzt ebenso unbedingt gesunde Sinne, als gesunde Herzen voraus;“ es möchte dieser Ausspruch eben so schroff und unhaltbar sein, wie der über die Scene, wo Ernst in Werners Schoß schläft. In dem Legaten ist die ganze Frivolität, Sophistik und Anmaßung des Hofes von Avignon charakterisirt. Albertus endlich, dessen Erscheinen, auch ohne die Berichte der Chroniken, als der Zeit entsprechend vollkommen gerechtfertigt wäre, ist ein gelungenes Bild jenes Zwitterzustandes, in dem sich Rohheit und Bildung, Aberglaube und wissenschaftliche Erkenntniß noch berühren. Auch in dieser Schilderung ist des

Dichters veredelnder Sinn zu erkennen in den Worten des Albertus:

Ein Zeichen, Herr!
Daran er wisse, wer mich abgeschickt.
Kein Ring, kein Kleinod, nichts von Goldeswerth;
Ein Wort nur, ein Gedanke, der die Seel'
Ergreift und die Beschwörung wirksam macht.

Daß Uhland die beiden Dramen fast zu gleicher Zeit dichtete, hat vielleicht den Nachtheil gehabt, daß die Situationen oft zu ähnlich sind; z. B. in „Ernst", wie Werner zu ihm kömmt: „ein Bettler zerrt mich hier rc., und in „Ludwig", wie Isabella den Leopold aus seinem Brüten weckt. Leopold und Isabella sind zu Anfang die nämlichen Gegegensätze, wie Gisela und Adalbert in ihrem Zwiegespräch, während von dem Moment, wo Leopold sich in sein Schwert stürzen will, die Rollen wechseln und Isabella, gleich der Gisela, ihn zur Sühnung seines Fehls, als er bei Ampfing zu spät kam, antreibt. Ueberhaupt klingt Vieles aus dem Trauerspiel in dem Drama nach.

Sachliches.

Das Bürgerleben der Zeit.

(V. 65 ff.)

Als Ergänzung des meisterhaften Bildes, das der Dichter in kurzen Zügen entwirft, geben wir noch eine Charakteristik der Außenseite, wie sie Schlett S. 201 ff. aus der Limpurger Chronik und andern Zeitbüchern sorgfältig zusammengestellt hat.

„Schwer dürfte es sein, ein wahres Gemälde des bürgerlichen Lebens aus dieser Periode zu entwerfen. Ein eisernes Zeitalter war vorüber und unter Ludwigs Regierung drängte sich Alles zu einem besseren, feineren Leben. Die Menschheit stand auf einem Scheidewege; die alte Kraft des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war noch da, aber sie wollte sich jetzt auf eine geschmeidigere Art äußern. Hatten ja selbst die immerwährenden Zwiste Ludwigs mit den Päpsten die Gemüther auf eine neue Art ergriffen und von dem Gewohnten abgelenkt. Doch nur langsam entwickeln sich die Fortschritte eines Volkes in Sitten, Gebräuchen und Lebensart; ihre Veränderungen werden erst spät sichtbar, und nur zu kurz ist das Leben eines Menschen, um von dem, was etwa in seinem Zeitalter bemerkt wurde, eine anschauliche Darstellung zu geben.

„Von alter Strenge und Steifheit war das deutsche Frauenzimmer abgegangen. Seine Artigkeit, seine Schönheit, und sein liebenswürdiges Betragen entlockte selbst dem entzückten Anbeter Laura's das Geständniß: daß er sein Herz würde hingeben können, wenn es nicht schon geschehen wäre. „Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus!“ Die dichten mönchischen Kopfbedeckungen voriger Jahrhunderte, die schweren Mäntel, die alle Reize des Körpers verbargen, waren verschwunden. Neidlos enthüllte es (leider zu sehr) dieselben jetzt dem Auge; noch nie gesehene Moden, der mannichfaltigste Putz beschäftigte nun den Erfindungsgeist der Schönen (die deutschen Namen: Strauben, Krappen, Kogeln, Hundskugeln 2c. deuten auf eigne Erfindung); Gold und Juwelen wurden dabei nicht vergessen. Voll Unmuth über diese kostbaren Neuerungen suchten die Männer diesem immer weiter um sich greifenden Verschönerungsgeiste Einhalt zu thun und ihn in engere Schranken zu schließen. Die ehrlichen Bürger von Florenz, wie die deutschen Ritter vereinigten sich, gaben Verordnungen, bestimmten die Kleidertracht und beschränkten die Kosten derselben. Aber der Erfolg war natürlich unbedeutend.

„In alle Stände, in das häusliche, wie in das öffentliche Leben hatte sich dieser Geist der Veränderung, Verbesserung und Bequemlichkeit eingedrängt; er war an öffentlichen Gebäuden, die man zur Zierde der Städte aufführte, wie an Häusern der Bürger und an jedem Haus- und Küchengeräthe sichtbar; ja selbst die Kochkunst hatte ihre hochgeschätzten Meister. Der prächtige, obschon noch nicht vollendete Dom zu Köln zog die Aufmerksamkeit selbst desjenigen auf sich, der Roms ewiges Colosseum angestaunt hatte. Mit Verwunderung sah man den weltberühmten Meister Wilhelm von Köln Menschen malen, wie sie lebten, der Bischof Nikolaus von Regensburg ließ eine große Glocke gießen, mit den Worten: sanctos collaudo, tonitrua fugo, funera claudo", die nachher nachgeahmt in Schaffhausen das bekannte Motto zu Schiller's Glocke gaben. Um den Kirchengesang, der in ein bäurisches Geplärr ausgeartet war, wiederherzustellen, verschrieb der Bischof Heinrich von Regensburg Sänger, nicht aus Italien, aus Heilbronn in Schwaben. Zwei Mönche waren es, welche die Choralbücher ordneten und eine Singschule stifteten. Noch war der Sinn für den Volksgesang nicht ganz geschwunden; am Rhein und Main hatte er sich damals besonders erhalten und die Limpurger Chronik nennt einen Barfüßermönch und einen Herrn von Westerburg und sagt von ersterem: er machte die besten Lieder und Reime der Welt. Und was er sang, das sangen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen und andere Spielleut führten den Gesang und das Gedicht." Ludwig besonders setzte die deutsche Sprache wieder in ihre vollen Rechte ein. Viele seiner Urkunden sind ursprünglich deutsch. In dem Kloster Ettal verordnete er das Vorlesen bei Tische in deutscher Sprache. Urkunden seines Vaters ließ er übersetzen und das bayrische Rechtsbuch gab er und seine Söhne in der Muttersprache zum gemeinen Frommen, daß der Arme von dem Reichen an dem Rechte nicht bezwungen noch benöthigt werde, und daß Jedermann seiner Frommheit genieße und seiner Bosheit entgelte."

Das Stadtrechtsbuch Kaiser Ludwigs IV.

(V. 95 bis 114.)

„Das neue Rechtsbuch liegt hier aufgeschlagen. Schöpfet Alle daraus," sagt Ludwig den Münchnern, und übergiebt ihnen, als Gabe des Dankes für ihre treue Unterstützung bei Gammelsdorf, das Stadtrechtsbuch. Kaiser Ludwig, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß zu den Grundbedingungen eines wohlgeordneten Staatslebens vor Allem Gleichförmigkeit der Rechtspflege gehöre, ließ, um die Vortheile einer solchen seinen gesammten ober-

bayrischen Erblanden zuzuwenden, auch für die Städte ein eignes s. g. Stadtbuch ausarbeiten, welches, ohne jedoch deren selbständige Rechtsfortbildung zu hemmen und ihre erworbenen Privilegien und Gerechtsame zu beeinträchtigen, in Verbindung mit dem als Ergänzungsquelle erscheinenden Land- oder Landrechtsbuche die Grundlage der stadtgerichtlichen Entscheidungen bilden sollte. Mit der Einführung dieses höchst bedeutsamen gesetzgeberischen Werkes ward in München der Anfang gemacht. Das daselbst bekannt gemachte Rechtsbuch, in den Handschriften gewöhnlich „stat puoch zu Munichen, die alten geschriben recht der stat zu Munichen Jura civitatis Monaci et sponsalia antiqua," zuweilen in Urkunden auch „daz versigelt buch" genannt, war jedenfalls in den ersten Tagen des Monats Juli 1347 schon vollendet, da zwei der ältesten Handschriften desselben nach dem Artikel 203 (202) die Datumsangabe: „anno domini millesimo CCCXLVII in octava Joannis Baptistae" eingefügt enthalten, und begriff ursprünglich bloß 202 deutsch geschriebene, mit deutschen Ueberschriften versehene Artikel, von welchen sich nicht weniger denn 121 als fast wortgetreue Auszüge aus dem Land-Rechtsbuche von 1316 darstellen. Die weiteren 82 hingegen, hauptsächlich vom Vertrags-, Schuld- und Pfandrechte, den ehelichen Güterverhältnissen, der Erbfolge der Geschwister, dem Beisitze einer Wittwe, ferner von Ehehaltenlohn, Leitkauf, Juden, Bürgschaft u. s. w. handelnd, können zum größeren Theile als eine neue Schöpfung gelten, indem sich nur einzelne davon auf ältere Privilegien, z. B. das Rudolphinum von 1294 oder sonstige in Bayern anerkannte Rechtsquellen, wie namentlich den Schwabenspiegel und die Freysinger Lokalsammlungen zurückführen lassen. Im Verlaufe der Zeit wurde jedoch der Umfang des Stadtrechtsbuches dadurch bedeutend erweitert, daß man demselben als Nachträge allmählich eine Reihe von Rechtssätzen, theils aus den früheren Münchner Statutenbüchern, theils aus jüngeren Rathsbeschlüssen und obrigkeitlichen Verordnungen gezogen, beifügte, welche allmähliche Vermehrung bis in das 15. Jahrhundert fortwährte, sodaß sich zuletzt die Anzahl solcher Additionalartikel bis auf 306 belief. . . . Außer München wurden nun unstreitig auch den Städten Aichach, Schongau, Landsberg, Weilheim, Rain, Neustadt, Wasserburg, Ingolstadt und dem Markte Dachau Stadtrechtsbücher verliehen. Doch erhielten die meisten dieser Gemeinden nur unveränderte Kopieen des Münchner Stadtbuches zugefertigt, in welchen sogar bei einzelnen Artikeln der Name Münchens beibehalten worden war. Bloß von dreien obiger Städte, nämlich Ingolstadt, Wasserburg und Neustadt an der Donau sind uns noch für dieselben besonders abgefaßte Stadtrechtsbücher mit deutlicher Bezeichnung ihres Bestimmungs- und Geltungsortes handschriftlich erhalten,

wiewohl auch diese dem fortwährenden Einflusse der Rechtsentwicklung in München dergestalt unterworfen blieben, daß darin sogar einige jener allmählich zu dem Münchner Stadtbuche hinzugekommenen Anhangssätze Aufnahme fanden. S. Deutsche Stadtrechte des Mittelalters 2c., mitgetheilt von Dr. H. G. Pf. Gengler, Prof. des deutschen Rechts zu Erlangen. Erlangen bei Palm 1852. S. 293 ff. Der Verf. verweist insbesondere auf das Werk von Franz Auer: Das Stadtrecht von München, nach bisher ungedruckten Handschriften mit Rücksicht auf die noch geltenden Rechtssätze und Rechtsinstitute herausgegeben, München 1840. Es ist ein sehr glücklicher Griff des Dichters zu nennen, daß er die Verleihung dieses wichtigen Rechtsbuches als einen Akt dankender Vergeltung der Audienz der Städter vor den gefangenen untreuen Rittern eingefügt hat; man sieht auch hieraus, mit welcher Gewissenhaftigkeit und liebenden Sorgfalt er das Leben und Wirken seines Helden erforscht hat.

Ueberhaupt wendete Ludwig besondere Sorge seiner Hauptstadt München zu. Diese erscheint als bloßer Marktflecken Mynichen unter Heinrich dem Löwen, als dieser 1175 die Zollbrücke von Vöringen dahin verlegte und dadurch Stifter des Ortes wurde. Herzog Ludwig der Strenge erhob sie bei der Theilung mit seinem Bruder Heinrich, in der er Landshut verlor, 1252 zur Hauptstadt. Auch der Bruder des Königs Ludwig vergrößerte die Stadt während seiner Alleinregierung beträchtlich, indem er sämmtliche Anlagen vor der West- und Nordseite durch eine Mauer zur Stadt brachte. Ludwig selbst aber wurde der eigentliche Begründer der Größe. Er wollte sie einer der ersten Städte des Reiches gleich machen und gewährte ihr da gleiche Vorzüge mit jenen. Er bestätigt nicht nur die alten Freiheiten, er ertheilt auch dem Magistrate und dessen freigewähltem Richter einen Spielraum, wie er nur in Reichsstädten gegeben war. Nur der Rath spricht ohne Appellation Urtheil und Recht dem Bürger und dem Fremdlinge; er darf sogar mit eigenmächtiger Exekution auf dem umliegenden Lande durch den Verkauf liegender Gründe die rechtmäßigen Forderungen der Seinigen ins Reine bringen. Der Münchner Bürger hingegen darf vor kein anderes Gericht gezogen werden. Der König selbst begiebt sich des Vorrechts, in die Stadtverwaltung zu blicken. Außerdem machte er München durch Handelsbegünstigungen zu einem der ersten Handelsplätze. Besonders trug dazu die Hauptsalzniederlage bei, die er gründete. Dadurch wurde die Stadt ein Centralpunkt; fremde Kaufleute nahmen die Produkte und Fabrikate der Münchner als Rückfracht mit. Auf allen Straßen hatten die Bürger den Schutz des Königs; sie hielten sich eigne Söldner. Bei Nürnberg und anderen Städten erwirkte er für sie gegenseitige Zollfreiheit 2c.

1. Stammtafel des Bayers.

Otto II. der Erlauchte. † 1253.

- **Oberbayern.**
  - Ludwig II. der Strenge. 1229—1294. Gem. Mechtildis, T. Rud. v. H.
    - **Rudolf I.** Pfalzgr. 1274—1319.
    - **Ludwig IV. Kſr.** 1282—1347.
- **Niederbayern.**
  - Heinrich I. 1235—1290.
    - Otto III. 1261—1312. Ungarnkönig. 1. Gem. Kathar., T. Rud. v. H. † 1283. 2. Agnes, Tochter des Herzogs von Schlesien.
      - Heinrich III. jun. d. Natternberger. 1312—1333.
    - Ludwig III. 1269—1296.
    - Stephan. 1271—1310 (21. Dec.) Jutta, Tochter d. Hrzgs. Bolesl. von Schweidnitz.
      - **Heinr. II. sen.** 1304—1339.
        - Johann. 1329—1340.
      - **Otto IV.** 1308—1334.

2. Stammtafel des Oesterreichers.

Rudolf I. röm. König. 1218—1291.

- **Albrecht I.** röm. König. † 1308.
  - Rudolf III. † 1307.
  - **Friedrich der Schöne.** † 1330.
  - Leopold d. Glorr. † 1326.
  - Albr. II. d. Lahme. † 1358.
  - Heinr. d. Freundl. † 1327.
  - Otto d. Fröhl. † 1339.
  - Agnes.
  - Elisabeth.
  - Anna.
  - Guta.
  - Kathar.
- Mathilde. Ludwig der Strenge.
- Agnes. Albrecht II. von Sachsen.
- Hartmann. † 1281.
- Hedwig. Markgr. Otto v. Brandenburg.
- Katharina. Herzog Otto v. Bayern.
- Rudolf II. † 1290.
  - Joh. Parricida. † 1313.
- Jutta. Kg. Wenzlaw.
- Klementine. Karl Martell, Erbprz. v. Sicil.

Die Burggrafen von Nürnberg.

(V. 177 ff.)

Die Burggrafen waren in frühesten Zeiten des Städtewesens die königl. Befehlshaber der Besatzung einer Burg oder Stadt und übten zugleich die höchste Gerichtsbarkeit in derselben aus. Mit der größeren Selbständigkeit des Bürgerthums verringerte sich in den meisten Städten ihre Macht, einzelne dagegen traten in die Reihe der Fürsten und erhielten ein Burggrafenthum, das sich mehr oder weniger auf die Umgegend ausdehnte. Eines der bedeutendsten war das von Nürnberg; da die Stadt, zur Reichsstadt erhoben wahrscheinlich unter Friedrich I., ihr eignes Weichbild und ihre Selbständigkeit hatte, gerieth sie öfter mit den Burggrafen in Händel und Kämpfe, namentlich in der Regierungszeit Ludwigs. Der erste Burggraf von Nürnberg erscheint urkundlich 1138, Gottfried von Hohenzollern (nach Andern von Vohburg). Wahrscheinlich schon unter Friedrich Barbarossa kam das Burggrafenthum Nürnberg erblich an die Hohenzollern, mit Konrad I., den Friedrich 1164 oder 1180 belehnte; sein Sohn Friedrich I. starb als Burggraf 1218. Der Burggraf unsres Drama's ist Friedrich IV., der von 1300—1332 regierte. Ein Nachkomme desselben, Friedrich VI., erhielt 1417 die ihm von Kaiser Sigismund verpfändete Mark Brandenburg zu Lehen und wurde Stammvater des preußischen Königshauses.

Trifels.

(V. 192, vgl. V. 1866 ff.)

Es wird uns zwar nicht namentlich berichtet, daß Friedrich oder sein Bruder Leopold die Reichskleinode auf dem Trifels aufbewahrt habe; wohl läßt sich aber annehmen, daß während Heinrichs VII. Römerzug das feste Schloß, alter Gewohnheit gemäß, sie in sich aufnahm. Das Schloß wechselte in jener Zeit oft seinen Besitzer, und da gerade hier in der Gegend viele Anhänger der österreichischen Brüder waren, so mag auch der Trifels in ihrem Besitz gewesen sein. Noch jetzt sieht man auf den Trümmern einen schönen gothischen Erker, der das Gemach nach Außen schloß, in dem sie aufbewahrt wurden.

Was den Ursprung des Schlosses betrifft, so reicht er wohl kaum über die Zeit des Saliers Konrads II. hinaus, der gegen Lothringen mehrere Burgen anlegen ließ. Zwei Burgen ihm zur Seite auf ähnlichen Bergspitzen waren mit ihm verbunden; daher sein Name Dreifels. Heinrich IV. zog sich oft auf den Trifels zurück. Unter seinem Sohne war er Staatsgefängniß. Als Heinrich V. starb, befahl er seinem Neffen Friedrich von

Hohenstaufen, die Reichskleinode hier zu bewahren, und dieser gab sie auch während der ganzen Regierung Lothars nicht heraus. Die Hohenstaufen thaten besonders viel für den Trifels und machten ihn zur Schatzkammer. Er war ein Lieblingsaufenthalt des Rothbarts. Unter Heinrich VI. war hier Löwenherz gefangen. Auch die von Heinrich geblendeten Sicilianer, der Seeräuber Margarita und Graf Richard vertrauerten in seinem Verließe den Rest ihres Lebens. 1194 hielt hier Heinrich großen Hoftag, ehe er nach Sicilien zog. Erst unter Friedrich II. kamen die Insignien wieder auf den Trifels und wurden hier aufbewahrt, bis Rudolf von Habsburg sie nach Kyburg bringen ließ. Auch Wilhelm von Holland hatte sich nach Konrads IV. Tode ihrer bemächtigt. Im Juni 1410 kam der Trifels endlich in die Hände von Pfalz-Zweibrücken; S. Franz Weiß: Die malerische und romantische Pfalz, S. 11 ff.

Der Königsstuhl zu Rense.

(B. 198 ff.)

Der Königsstuhl zu Rense, in reizender Gegend gelegen unter freundlichen Rebhügeln, fruchtreichen Obstbäumen bei dem preußischen Städtchen Rense oberhalb Koblenz auf dem linken Rheinufer, schräg gegenüber dem nassauischen Städtchen Braubach. Heinrich von Lützelburg, Wenzel, Ruprecht wurden da zu Königen gewählt. Die Vorwahl Ludwigs d. B. fand hier im December 1313 und Juni 1314 statt; als der erwählte Maximilian I. 1486 von Frankfurt nach Aachen zog, wurde er hierher geführt. Er zerfiel im 16. Jahrhundert und ward 1624 auf Befehl des Landgrafen von Hessen wieder hergestellt. Ein achteckiges Gebäude von Quaderstein, auf 9 großen steinernen Säulen von 7 Schwibbogen ruhend. In der Mitte befand sich eine runde Säule, an welcher man 18 Stufen hinaufzusteigen hatte. Diese Stiege oder Treppe war recht künstlich und mit 2 starken Thüren versehen, vermittelst deren man sie verschließen konnte. Obenher war dieser Stuhl ganz offen, unten aber zugewölbt. Seine ganze Runde und sein Umkreis erstreckte sich auf 40 Ellen, weniger 1½ Viertel, und die Höhe auf 8 Ellen und ½ Viertel nach Renser oder Bopparder Maaß. Oben rundherum war er mit einer steinernen Bank versehen, welche mit 7 Platten für die 7 Kurfürsten belegt war (vgl. Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius ꝛc. Frankf a. M. 1739. S. 487 ff.)

Von der Mittagsseite stieg man hinauf; auf der entgegengesetzten, der Nordseite, war der Reichsadler eingehauen. Daß der Königsstuhl gerade an der Stelle stand, war bedingt durch die Lage des Ortes. Gerade da nämlich grenzen mitten im Rhein die Gebiete der 4 rheinischen Kurfürsten-

thümer aneinander, von Kurpfalz, zu dem Braubach, von Kurköln, zu dem Rense, von Kurtrier, zu dem die Burg Stolzenfels, und von Kurmainz, zu dem Lahnstein gehörte. Bekanntlich nannte Maximilian das Rheinthal überhaupt die „lange Pfaffengasse", weil fast alles Gebiet außer dem des Pfälzers, den geistlichen Herren gehörte. Den Anfang machte das Gebiet des Bischofs von Chur, „das obriste", dann folgten aufeinander Konstanz, „das größte", Basel, „das lüstigste", Straßburg, „das edelste", Speyer, „das eifrigste", Worms, „das ärmste", Mainz, „das würdigste", Trier, „das älteste", Köln, „das reichste".

Im Jahre 1843 wurde er aus Basaltlava von Niedermendig von Freunden genau nachgebildet. Fuß und Kapitäl der Mittelsäule sind der einzige Ueberrest. „In dem Baumgarten zu Rense, an dem Gestade des Rheins, allda des Kaisers Stuhl ist, und die 7 Kurfürsten oft zusammenkamen und des Reichs Sachen zu verhandeln pflegen", lautet der Anfang der wichtigen Urkunde des Jahrs 1338, in welcher der Beschluß niedergelegt war: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß von Rechts und alter Gewohnheit wegen, sobald einer zum Kaiser oder König gewählt sei, er sogleich vermöge der Wahl für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sei, ohne daß er vorerst die Bestätigung des Papstes nöthig habe." 1346 wurde Karl IV. hier ausgerufen und dem Volke gezeigt, weil die Frankfurter an Ludwig hingen und die Elevation verweigerten. Im Januar des Jahres 1348 wurde hier und in Oberlahnstein die Wahl Eduards III. von England zum römischen König, und im Sommer, da Eduard ablehnen mußte, die Wahl Friedrichs von Meißen, des lahmen Schwiegersohnes Ludwigs, vorgenommen, die auch ohne Erfolg blieb. Am 21. August 1400 wählten hier die Kurfürsten einen der Ihrigen, den Pfalzgrafen Ruprecht, nachdem sie Tags zuvor bei der weißen Kapelle gegenüber, die zwischen Obstbäumen bei Oberlahnstein liegt, Wenzel abgesetzt und den Thron für erledigt erklärt hatten. Im Jahr 1486 leistete Maximilian, nachdem er in Frankfurt erwählt war, bei seiner Krönungsfahrt, auf dem Königsstuhl bei Rense den Eid vor versammeltem Volke.

Die Ausdrücke, in denen die Urkunden des Königsstuhles zu Rense erwähnen, sind fast immer dieselben: „im Baumgarten zu Rens in der Pfalz, wo die Kurfürsten wegen der Reichsgeschäfte bisher zusammenzukommen pflegten." Michael Sachs beschreibt ihn im 4. Theil des christlichen Zeitvertreibers: „zwischen Rens und dem Flecken Capell lieget ein schöner Baumgarten, darin ist das alte Gebäu, unter 7 großen Nußbäumen, der Königsstuhl genannt, da die Kurfürsten des Reiches halben pflegen

zusammen zu kommen, der Kaiser und römischen Könige Wahl zu schließen und des Reiches Sachen und Nutz zu berathschlagen. Das ist ein gemauerter Sitz, auf großen steinernen Säulen mit sieben Schwibbögen. In der Mitte stehet eine Säule, wenn man 17 Schritt hinaufgehet, kann man das Gemach feste schließen und sind darum schöne steinerne Sitze ringsherum. Ist ein herrlich Gebäu gewesen, aber ist sehr zerfallen und verwüstet. Ein jeder Kurfürst hat nahe dabei ein Schloß oder Stadt gehabt, da er zu Nacht sicher ruhen können, als Mainz Lahnstein, Trier Capell, Köln Rens und Kurpfalz Marrburg". Ohne Zweifel wurden auf dem Stuhle weniger die Berathungen vorgenommen, als die Beschlüsse und Bekanntmachungen erlassen, der Eid geleistet 2c. Daß übrigens Steine oder erhöhte steinerne Sitze zu feierlichen Handlungen vor dem Volke dienten, ist bekannt und Königsstühle finden sich in alten Zeiten fast in allen Ländern. Das Städtchen Rense gewann durch die Nachbarschaft des Königsstuhls manche Privilegien. So heißt es bei Limnäus: „Der Stadt Rense am Rheinstrom werden ihre Reichsfreiheiten, sonderlich die Immunität der Zölle von wegen der Erhaltung des Gestühls, worauf ein römischer König ist gesetzt worden, a. 1521 confirmirt." S. Dissertatio topographico-historica de inclyta sede regali ad Rense, vulgo von dem Königsstuhl bei Rens sub praesidio Jo. Dav. Köhleri publice habita a Christ. Godofr. Laur. Rink. Juni 1735. Altorfii.

Die fahrenden Schüler.

(V. 309 ff.)

Die Fahrenden, d. h. Umherziehenden, ohne festen Aufenthalt da und dort Umherschweifenden spielen im Mittelalter eine bedeutende Rolle und ihre Erscheinung und ihr ganzes Treiben bildet einen charakteristischen Zug jener Zeiten, der bis in die Gegenwart noch nicht verschwunden ist, und im Bilde des Dichters nicht fehlen durfte. In volksthümlichen Redensarten, z. B. wo fährst du herum? hat sich sogar die alte Bedeutung des Wortes noch erhalten. Die „varnde diet" kommt im Nibelungenliede oft vor bei Festen, wo man ihnen von dem Ueberfluß schenkte. So gab es fahrende Ritter, die ziellos auf Abenteuer umherzogen; fahrende Sänger, die wesentlich zur Verbreitung des poetischen Sinnes beitrugen (man denke an den österreichischen Dichter, der sich deßwegen Suchenwirth d. h. such den Wirth nannte, und an das Gedicht travellers song, das zuerst mit Beowulf erschien); fahrende Spielleute, ähnlich unsern umherziehenden Musikanten. Die fahrenden Schüler waren Studenten, meist Theologen, die zur Bestreitung ihrer Studienkosten auf der Reise die Mildthätigkeit der Geistlichen in Anspruch nahmen. In den älteren Zeiten

wurden sie und ihr Treiben begünstigt, und nach dem Zunftgeiste der Zeit waren die Genossen ebenso, wie bei den Handwerkern, verpflichtet, ihnen beizustehen und auf Kirchenversammlungen sprach man ihnen das Wort. Der große Mißbrauch, den sie aber mit dem Wohlthätigkeitssinn trieben, die Lüderlichkeit, der sich viele hingaben, machte sie bald zu einer wahren Landplage und die Concilien, z. B. das Salzburger von 1274, suchten dem schändlichen Mißbrauch zu steuern. Konrad, der Erzbischof von Salzburg, schildert sie in seiner Constitutio von 1291 als fahrende Possenreißer, Lästerer, Uebelredner, die durch Frevel ihren Lebensunterhalt erkaufen. Das „Lied eines fahrenden Schülers" von Johann v. Nürnberg (15. Jahrh.) giebt ein anschauliches Bild von dem trostlosen, wüsten Treiben dieser verwahrlosten Menschen. Da ihnen durch Verbot der Aufnahme bei Geistlichen der Boden unter den Füßen weggezogen wurde, mußten sie auf die Leichtgläubigkeit der Menschen und besonders der Weiber spekuliren und trieben nun allerlei Hexenspuk, Wahrsagerei, Unfläterei („des Unhülden Bannen von Hans Sachs); in dieser Art erscheint denn auch in unserm Drama der fahrende Schüler, eine ergötzliche Zeitfigur, die neben dem biedern, gehäbigen Steffen das schwankende, unlautere, gährende Lebenselement jener Zeit im Gegensatz zu dem immer mehr sich ertüchtigenden und befestigenden bürgerlichen Leben darstellt. Gewiß waren sie zu bedauern, diese fahrenden Schüler, denn, aus der gedrückten, armen und oft freudeleeren Masse des Volkes hervorgewachsen, von Lernbegierde getrieben, fanden sie nirgends dauernden Schutz und waren bei der Zuchtlosigkeit der Schulen fast angewiesen auf die Schlechtigkeit und niedrige Bettelei, um nur dürftig ihr Leben fristen zu können. Im 15. und 16. Jahrhundert, wo durch die Humanisten der Wissensdrang sich steigerte und in alle Schichten der Gesellschaft verbreitete, nahm auch das Unwesen noch zu. Eine tief ergreifende Schilderung aus dieser Zeit giebt uns in seiner Selbstbiographie Thomas Platter, der Hirtenknabe aus dem Visperthal, der als angesehener Buchdrucker und Schulrektor zu Basel um 1509 starb (s. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, 83—113).

Was den lateinischen Hymnus betrifft (V. 384—88), den der Schüler dem Herzog Friedrich widmet, so ist er von dem Dichter selbst erfunden oder wenigstens den Personen angepaßt.

Albertus Magnus.

(Zu V. 351 bis 380.)

Man hat von verschiedenen Seiten die Einflechtung der Sagen von Albertus Magnus und der damit zusammenhängenden Spukgeschichte

des fahrenden Schülers tadeln wollen als eine romantische Schwäche; unsrer Ueberzeugung nach aber ist der Dichter zu bewundern, daß er, dem der von den meisten Chronisten erzählte Befreiungsversuch mit Recht als ein wesentlicher Zug zum Bilde der Zeit erschien, die Episode so geschickt und geistreich einleitet und motivirt durch das erste Auftreten des Fahrenden und seine leichtfertige Berufung auf die genaue Bekanntschaft mit einem der größten Philosophen und Naturforscher seiner Zeit, der eben sowohl durch seine an das Wunder grenzende Kenntniß als durch seine Frömmigkeit und Verbreitung christlicher Erkenntniß die staunende Verehrung seiner Zeit erregte. Er erscheint hier natürlich nur in der Gestalt, die die Volksphantasie ihm lieh, als Zauberer, und gerade die abgeschmackte, seinem ganzen Wesen wenig entsprechende Geschichte, die zur Vorbereitung auf den Befreiungsversuch der Dichter den Fahrenden vortragen läßt, ist erst später zu seiner Geschichte hinzugedichtet worden; doch kann dies kein Vorwurf für den Dichter sein, der ein möglichst vollständiges Bild seiner Zeit geben wollte. Da also in unserm Drama nur von dem Zauberer Albertus die Rede ist, beschränken wir uns auf das Nothdürftigste aus seinem Leben und Wirken. Die neueste, sehr sorgfältige Biographie ist: Albertus Magnus. Sein Leben und seine Wissenschaft. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Joachim Sighart, Prof. der Philosophie am Lyceum zu Freising. Regensburg 1857. Albertus Magnus war zu Lauingen im bayrischen Schwaben, das zur Diöcese Augsburg gehörte, wahrscheinlich 1193 geboren. Seine Familie, eine adelige, war aus dem benachbarten Bollstatt übergesiedelt und Alberts Vater bekleidete wahrscheinlich ein königliches Amt. Nachdem er die damals übliche Knabenbildung aufs Sorgfältigste erhalten hatte, bezog er die hohe Schule zu Padua und nicht ohne Kämpfe wählte er dort zu seinem Beruf die Theologie und trat in den eben erst gegründeten Predigerorden. Von seinen Oberen zum Lektor ernannt, wurde er als ausgezeichnetster gegen 1230 nach Köln, der deutschen Metropole der Wissenschaft, gesandt und begann damit seine 50jährige Lehrerlaufbahn. Unter seinen ersten Schülern war sein nachheriger Lebensbeschreiber, Thomas von Cantimpré. So hoch schätzten die Obern seine Wirksamkeit, daß sie ihn an viele Orte schickten, wo neue Niederlassungen des Ordens gegründet wurden, so nach Hildesheim, Straßburg, Freiburg, Regensburg. Erst 1243 konnte er nach Köln zurückkehren und sich ganz seiner ersten geliebten Schule hingeben. Bei diesem zweiten Aufenthalte wurde ihm sein berühmtester Schüler, Thomas von Aquino, zugeführt, der als Sohn des Grafen von Aquino in Kalabrien 1226 geboren war. Dieser war „der Jubel seines Herzens" und ein Biograph sagt über

ihr Verhältniß: „Wie die Sonne ihr Licht dem Monde mittheilt, so übertrug Albertus seine Wissenschaft auf Thomas. Thomas aber eiferte ohne Rast darnach, den Mantel der Gelehrsamkeit seines Elias sich zu verschaffen“. Als in Paris sich der Streit zwischen den Professoren und Dominikanern, die sich an der Universität festgesetzt hatten, noch leidenschaftlich geführt wurde, sandte der Orden Albertus und seinen Schüler 1245 dorthin als die ausgezeichnetsten Kämpfer. Hier strahlte Albertus im vollen Glanze seiner Dialektik unter Tausenden lehrbegieriger und staunender Schüler aus allen Ständen und sein Ausspruch galt als Orakel in Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften. Als 1248 bei einem Generalkapitel des Ordens in Paris beschlossen wurde, daß an den 4 größten Ordenshäusern zu Bologna, Oxford, Montpellier und Köln gelehrte Schulen errichtet werden sollten, ersah man Albertus zum Leiter der deutschen Schule und er zog mit seinem Liebling zum dritten Male nach Köln und gründete die Schule, die 140 Jahre nachher zur Universität erhoben wurde. Nicht nur durch mündliche Lehre und Schriften, auch durch sein untadliges Leben wurde er ein wahres Licht seiner Zeit, „im Umkreise der Kirche wie die hellstrahlende Lampe im Lager Israels“. Zum Provinzial seines Ordens in Deutschland 1254 erhoben, zog er unermüdlich lehrend und ermahnend in seinen Klöstern umher, treu der evangelischen Armuth und überall hülfreich der Armuth in geistlicher und leiblicher Noth; in Soest eröffnete er das Kloster der Dominikanerinnen, Paradies. Darauf wurde er als Apostel zu den heidnischen Polen gesandt; auch Geschäfte der Friedensstiftung in politischen Händeln übernahm er, z. B. in Köln zwischen dem Erzbischof und der Stadt; führte die Sache der Bettelorden gegen die Universität in Paris mit Glück und erhielt dadurch, nachdem er das Evangelium des Johannes vor dem Kardinals-Collegium erklärt hatte, das Amt eines Lektors im päpstlichen Palaste. Um 1257 kehrte er nach Deutschland zurück und setzte seine Inspektionsreisen fort. Er befand sich gerade zu Straßburg auf dem Concil als Definitor des Ordens, als ihn der Papst zum Bischof von Regensburg an Stelle des abgesetzten Alberts I., Grafen von Pöttigau, ernannte, 1260. So streng und untadelig hier sein Leben war und so segensreich sein Wirken, so blieb er doch nicht vom Zahn der Lästerung verschont. Man bezüchtigte ihn der Nekromantie und behauptete, er habe auf seinem Schlosse eine Zauberfigur in Mädchengestalt, die sich bewegte und auch den Boden zu kehren verstand rc. Verfolgung und Lästerung traf ihn und da die weltliche Stellung eines Bischofs ihm nicht zusagte und ihn obendrein in seinen wissenschaftlichen Studien beengte, so suchte er um Entlassung nach und kehrte 1262 ins Kloster zurück; ein

Zeitgenosse sagt: „Bruder Albertus übernahm das Bisthum Regensburg nur gezwungen, warf es aber, wie eine Kohle, welche die Hand brennt, nach erlangter Erlaubniß wieder von sich und kehrte zu der Armuth seines Ordens zurück." Nur kurze Zeit, so rief ihn der Papst wieder aus seiner Zelle, damit er als Verkündiger eines Kreuzzugs wirke in der Zeit, wo die Kunde von der Belagerung Acre's durch die Türken Europa durchflog. In Böhmen, Bayern zog er mit Feuereifer umher, hielt sich dann, nachdem er wegen seines Alters von diesem Amte befreit war, längere Zeit in Würzburg auf und kehrte endlich 1268 nach Köln zurück.

Je näher er dem Tode kam, desto mehr concentrirte sich seine Wissenschaft auf die kirchlichen Dogmen; doch auch jetzt noch in so hohem Alter konnte er sich nicht der äußeren Ruhe hingeben; nochmals zog er, als Thomas von Aquin 1274 gestorben war, nach Paris, um dort seine Bücher zu vertheidigen; wohnte mit erfolgreicher Thätigkeit dem Concil zu Lyon bei, starb altersschwach in seinem 87. Jahre 1280 und wurde in Köln im Chor der Klosterkirche zum heil. Kreuz vor dem Hochaltare beigesetzt. „Ein wahrer Jünger Jesu, ein Phönix unter den Lehrern, ein Riese in der Wissenschaft, der Aristoteles des Mittelalters, dessen theologische, philosophische und naturwissenschaftliche Werke noch jetzt Staunen erregen. Da Albertus nicht nur auf religiösem Gebiete durch seine strenge Ascetik, sondern auch in den Wissenschaften und namentlich in Physik und Chemie vor Allen sich auszeichnete, wäre es ein Wunder, wenn die Phantasie der Zeitgenossen und noch mehr nachfolgender Geschlechter, befruchtet von der Lust am Wunderglauben, nur Legenden aus seinem Leben geschaffen hätte und nicht auch Wundersagen und Märchen. Wie der Böse ihm vergebens erschien, um ihn von seinen rastlosen Studien und strengen Bußübungen abzulocken, so ließen spätere Generationen ihn im Bunde mit den geheimen Mächten der Erde die Natur beherrschen und Zauberschöpfungen vollbringen. Gewiß ruhen die meisten dieser Zaubersagen, soweit sie nicht willkürlich aus den Sagenschätzen des Mittelalters z. B. von Alexander auf ihn übertragene frühere Dichtungen sind, auf dem Grunde der Wirklichkeit seines Lebens und Schaffens. Warum sollte Albertus nicht schon eine gehende und sprechende Automate, warum nicht ein Treibhaus oder einen Wintergarten geschaffen haben? Hat sich doch der Aeolipil (Blaser), den er beschreibt als eine Figur, die bestimmt ist, durch Dampf die Entstehung des Erdbebens anschaulich zu machen, in den physikalischen Hörsälen erhalten, und der Zauberbecher des Albertus soll sich noch jetzt im Wallraffianum befinden, ein gewöhnlicher Trinkbecher, dessen Boden aus einer ganzen und einer durchlöcherten Metallplatte besteht; zwischen beiden war

Antimonium eingelegt. Wurde nun Wasser eingegossen, so löste sich das Antimonium nur langsam und theilweise auf und das Getränke wirkte abführend; goß man Wein hinein, so erregte bei der stärkeren Auflösung der Trank Erbrechen. Die meisten Klöster besaßen später solche Becher. Ebenso veranlaßte die Kenntniß, die Albertus in der Architektonik besaß, die Sagen über die wunderbare Art, wie er den Riß zum Kölner Dom erhalten ꝛc. Und so auf andern Gebieten. Kurz, der Name des Albertus wurde die Tafel, auf welche die Volksphantasie alles Außerordentliche, Wunderbare, Geheimnißvolle eintrug. Auch Aristoteles, sein großer Lehrer, spielt in manchen Erzählungen des Mittelalters, die aus den romanhaften Biographieen seines Schülers Alexander genommen sind, eine ähnliche Rolle. Noch zu Anfang unsres Jahrhunderts wurden in ähnlicher Weise von dem Hofrath Beireis in Helmstädt eine Fülle von Hexenmeistereien erzählt. Was nun die Sagen betrifft, welche unser Dichter in sein Drama verwebt hat, so lautet die erste (V. 351—360), die Johannes de Beka (1346), die belgische Chronik (1474), Joh Cuspinianus und Trithemius erzählen, nach Dr. Ennen im kathol. Volkskalender 1856 also: Es war im Jahre 1249 um Epiphaniä, daß der junge Wilhelm von Holland, der 1247 zum deutschen König erwählt worden war, nach Köln kam, um den heiligen drei Königen seine Verehrung zu zollen und an ihrem Grabe seine Opfer für den neuen herrlichen Dombau niederzulegen. Diese Gelegenheit wollte der hochherzige Freund und Beschützer deutscher Kunst und Wissenschaft nicht vorübergehen lassen, ohne dem weltberühmten Pater Albertus einen Besuch zu machen. Sobald am Feste der drei Weisen die kirchliche Morgenfeier beendigt war, begab sich der König, begleitet von einem stattlichen Zug prachtvoll geschmückter Ritter und Hofbeamten, in das bescheidne Dominikanerkloster. Am Eingange wurde Wilhelm mit allen, seiner hohen Stellung zukommenden Ehrenbezeugungen empfangen und dann in die Zelle des berühmten Philosophen und Theologen geführt. Groß war sein Staunen, als er die wundersamen Apparate sah, deren Gebrauch ihm Albertus mit beredtem Munde erklärte. Höher noch stieg dieses Staunen, als ihn der Mönch mit zuversichtlichem Ernste bat, in dem freundlichen Garten des Klosters eine frugale Recreation zu sich nehmen zu wollen. Bei der grimmigen Kälte, in der die ganze Natur in Eis und Schnee erstarrt war, konnten die Wenigsten aus des Königs Begleitung an den Ernst solchen Anerbietens glauben; es schien ihnen, als wollte der Mönch sie zum Besten halten. Doch der König wollte sehen, welche Ueberraschung ihm Alberts Kunst bereiten würde. Albertus ging voraus, und der König mit seinen Genossen folgte ihm in den Klostergarten, wo man sich keines

angenehmen Verbleibens zu getrösten hoffen durfte. Doch wie groß war das Erstaunen, als man eben die Schwelle überschritten hatte! Angenehme, erquickende Frühlingsluft und lieblicher Blumengeruch strömte ihnen entgegen. Das üppigste Pflanzenleben umgab sie. Alles blühte in mailicher Pracht und Tausende von seltenen Pflanzen und fremden Blumen entfalteten hier ihre Kelche in den reizendsten Farben und hauchten die süßesten Düfte aus. Die Bäume prangten im reichsten Blüthenschmuck, und in wenigen Augenblicken boten sie die einladendsten reifen Früchte. Zahllose, buntgefiederte Vöglein girrten, zwitscherten und sangen in wunderlieblichem Einklang durcheinander, wiegten sich auf den duftenden Blumenkronen, hüpften in den Zweigen und Sträuchern und verliehen dem Ganzen das freundlichste Leben. Im prachtvollsten Farbenspiel schwebten bunte Schmetterlinge über den süß duftenden Blüthen und trieben im kreisenden Flug ihr neckisches Spiel. Springbrunnen warfen ihre Strahlen hoch in die Luft, und die Sonne brach sich in ihnen im herrlichsten Farbenspiel. Alles athmete frisches, fröhliches Leben, und die ganze Natur schien Alles aufgeboten zu haben, um alle ihre Reize in wenigen Augenblicken zu entfalten. Albert ließ der entzückten Gesellschaft nicht lange Zeit, sich von der Ueberraschung zu erholen, er hieß sie an der bereiteten Tafel sich niedersetzen, um sich mit dem Wenigen zu begnügen, was der Klostergarten zu bieten vermöge. Aber wie groß war das Erstaunen, als man hier ein Festmahl fand, dessen selbst ein König sich nicht zu schämen brauchte. Zierlich gekleidete Diener, flinke, frische, hübsche Knaben umstanden in lieblicher Reihe die Tafel, bedienten die Herren mit freundlichster Gewandtheit und brachten Gang auf Gang, ohne daß Jemand sah, woher alle diese Gerichte gekommen wären. Kaum hatte man aber nach eingenommenem Mahl dem Herrn das Dankgebet gesprochen, so verschwand im Nu der Zauber. Die ganze Gesellschaft befand sich plötzlich wieder in der kalten Wirklichkeit, in der erstarrten winterlichen Natur. — Die andre Sage (V. 361—373) von der französischen Königstochter, die Albertus geliebt und von Paris im Beisein Vieler, unsichtbar gemacht mit ihr, durch die Lüfte nach Köln entführt habe, erzählt Petrus de Prussia (s. B. Alberti etc. de adhaerendo Deo libellus Antverp. 1621, p. 314), um sie auf höchst wunderliche Weise zu erklären (weil Albertus nämlich in Paris eine Disputation gehalten habe über den geheimnißvollen Raptus mulierum). Auch führt er andre Sagen an, nach welchen Albertus auf dem Rücken des Teufels nach Rom geflogen sei, mit Alexander d. Gr. den Erdkreis durchzogen habe 2c. Es lag unsrem Dichter nahe, mit Hinblick auf den den fahrenden Schüler charakterisirenden Mantel dem Albertus

zu dieser Luftfahrt einen Faustmantel zu leihen; ein Wundermantel, Tarnkappe ꝛc. spielt ja schon in den Gestaltungen der ältesten Göttersagen des Nordens eine bedeutende Rolle. So wurde Odin Heklumadr, Mantelmann, genannt von dem Mantel, der ihn brachte, wohin er wollte. Die Hexen fahren in des Teufels Mantel durch die Luft und heißen daher Mantelfahrerinnen. Der Zauberer Klinsor kommt mit Heinrich von Ofterdingen in des Teufels Mantel von Ungarn nach der Wartburg. Wohl könnte auch der Mantel in unsrer Sage Beziehung haben zu jenem symbolischen Mantel der Gelehrsamkeit des Elias, den nach dem oben angeführten Ausspruch eines Chronisten Thomas von Aquino sich zu verschaffen trachtete. Eine verwandte Sage, in der aber Albertus als der reine Retter und Rächer erscheint, ist nach einem Meistersang von Martin Schleich in „des Knaben Wunderhorn" (II., S. 240—247, Ausg. v. 1857) übergegangen. Pietisyla, eine Tochter des Herzogs von Saatz, habe in böser Lust nacheinander neun Jünglinge auf ihr Schloß verlockt, sie zur Sünde verleitet und dann durch ein geheimes Brettchen in den See hinabgestürzt. Als sie dasselbe auch an Albertus versuchen wollte, erschaute er ihre List durch das Glas seiner Kunst. Er hält ihr vor, er sehe neun Jünglinge schweben, die ihn warnen, und er höre unten die Wasser brausen, die ihn tödten sollen. Da läßt die Königin voll Erbitterung ihn binden und in den See hinabstürzen. Aber die Stricke brechen, er geht lustig auf dem Wasser einher, die auf ihn geschleuderten Pfeile verwandeln sich in Vögel, die ihn umflattern. Und nun zieht er in den Wald und bindet allen Vöglein, die ihm freudig nahen, Briefe in den Schnabel, in denen geschrieben stand: „Neun mordete die Königin um Minne!" So ward ihre Schande allüberall bekannt durch Stadt und Land. Da erfaßt sie endlich großer Schmerz um ihrer Vergehungen willen. Sie kommt zu Albertus, der sich ihr zu erkennen gegeben, beichtet ihre Schuld, nimmt harte Buße auf sich und tritt in einen strengen Orden. Und nach Ablauf von 80 Jahren führen sie neun Engel ein in das Himmelreich.

Daß die schönste der Albertus-Sagen noch jetzt in unsrer Literatur fortlebt und wirkt, beweisen zwei Anwendungen derselben, die uns zufällig vor Augen gekommen sind. Dr. Gg. Zimmermann sagt in seinem Aufsatz: „Genien der deutschen Poesie" (Herrig, Archiv XIV, S. 101 f.): „Wenn sich die Dichtkunst die Gabe beilegt, mit dem magischen Stabe des Albertus Magnus den Frühling hervorzuzaubern, so scheint sie bei Klopstock die andere Gabe jenes Meisters zu bewähren, indem er den Frühling der Welt in den Winter der Abstraction umschafft."

Und G. Schwab in seiner „Elegie zu Mendelssohn's Todten-

feier" schildert darin, wie Mendelssohn im Herbst 1831, als er aus Italien durch die Schweiz nach Paris ging, bei einem Besuch des Vereins für klassische Musik in Stuttgart durch sein Phantasiren auf dem Klavier entzückte und vergleicht ihn mit dem Zauberer Albertus in folgenden Distichen:

Habt Ihr je von dem Zaubrer gehört, der im Kaiserpalaste
  Im Schlafzimmer des Herrn Sommer und Winter gemacht?
Lustige Maien, sie grünten umher, zur blumigen Wiese
  Wurde der Boden, des Saals Decke zum Himmelsazur.
Feigen umschlangen, Granaten das Bett mit schwellenden Früchten,
  Und aus der Wand im Gerank reichte die Trauben der Herbst.
Dazu tönte Zusammengesang hellschmetternder Vögel,
  Nachtigall flötete drein, Bäche durchrauschten die Flur.
Bald überlief ein leichtes Gewölk das Getäfel der Decke,
  Endlich mit donnerndem Schlag braust ein Gewitter daher.
Aber in Schimmer und Bläue verschwimmt's, und der Bogen des Friedens
  Spannt sich in farbigem Glanz über der perlenden Au.
So schuf Sommer aus Winter das Spiel uns des zaubernden Dichters,
  Elfen im glühenden Traum schwirrten geflügelt vorbei.

Königs Albrechts Ermordung.

(V. 462 ff.)

Da unser Chronist (s. S. 114 ff.) Manches in seiner Erzählung übergeht, was gerade für die Worte unsres Drama's von Bedeutung ist, fügen wir dies aus J. v. Müller (I. S. 600 ff.) hinzu. Das Hoflager des Königs war zu Rheinfelden; der König durchzog mit Zurücklassung der Frauen, im Geleite der geistlichen Kurfürsten, des Herzogs Ludwig von Bayern u. a. den Thurgau und Aargau. Von Winterthur kam er nach Baden. Auch Leopold, sein Sohn, war bei ihm und sein Neffe und Mündel Johann, der Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolf. Der Anblick Leopolds reizte Johann, der ungeduldig die Abtretung seiner Herrschaft erwartete; er beschloß mit seinen Freunden, aargauischen Rittern, den König zu ermorden. Nochmals bat er am Tage, wo die That ausgeführt werden sollte, 1. Mai, nach der Messe den Kurfürsten von Mainz und den Bischof von Konstanz, den König um Herausgabe seines Erbtheils anzugehen. Der König vertröstete abermals. Bei der Tafel (auf dem Stein, der Burg bei Baden) gab Albrecht seinem Neffen den schönsten Maienkranz. Bei der Nachricht von Annäherung der Königin beschloß der König, ihr entgegenzureiten. Am Nachmittag ritt Albrecht vom Stein zu Baden, wo er mit seltner Froh-

heit eine Maienfahrt hielt, herunter. Sie kamen an die Ueberfahrt (über die Reuß) bei Windisch. Hier wurde er unter dem Schein, daß der Kahn möglichst wenig beschwert werde, durch die Verschworenen von allen übrigen getrennt. Auf dem Stammgut in dem Eigen durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg (die alte Stammburg) liegt, in der Ebene, wo die alte Vindonissa lag, ritt König Albrecht zwischen dem von Eschenbach und Wart; Balm folgte; Johann säumte, das Schiff aufzuhalten, daß es nicht schnell mehrere herüberhole. Da er kam, raunte man ihm zu, der Augenblick sei da. Der König ritt und redete mit Walther von Castelen, Ritter; auch einer von Finstingen war da. Man kam in Gebüsche. Johann hervor: „Es ist genug!" Der von Eschenbach fiel dem König in den Zaum; Albrecht erstaunt, hielt es noch für Scherz. Plötzlich Herzog Johann laut: „Hier der Lohn des Unrechts!" und rannte den Speer ihm in die Gurgel. Da spaltete Balm ihm den Kopf, da schlug Eschenbach ihn durch das Antlitz. Betäubt stand Wart. Nach einem lauten Schrei sank der König ohnmächtig in sein Blut; ein armes Weib sah die That, eilte ihn aufzunehmen; der König starb in ihrem Schooß (Johann von Victring nennt den Speyerer Bischof) 2c. Die That geschah also in der Ebene, die zwischen Reuß und Aar bis zu ihrer Vereinigung sich breitet. Das Kloster Königsfelden, das an der Stelle erbaut ward, liegt am linken Ufer der Reuß, Brugg nordwestlich, Aarau südwestlich an der Aar, zwischen beiden, näher an Aarau die Habsburg (s. Schiller's Tell V. 1).

Maienfahrt.

(V. 468.)

Der uralte Gebrauch der Maienfahrt hat sich bis heute in vielen, dem modernen Leben entfernten Gegenden erhalten und findet sich gewiß über die Erde verbreitet, soweit der Wechsel der Jahreszeiten ihn hervorrufen kann. Eingehend handelt davon Jakob Grimm, Deutsche Mythologie in dem Kapitel XXIV.: Sommer und Winter, S. 715—749. Wie Sommer und Winter persönlich gefaßt wurden, zeigen noch jetzt die gewöhnlichen Redensarten; als Repräsentant des ersteren wird auch der Mai persönlich gemacht: der Meie hat brieve für gesant, dass sie künden in diu lant sine kunft den vruoten (Wackeren); ich lobe dich Meie diner Kraft, du tuost Sumer sigehaft. Reif und Schnee sind die Riesengesellen des Winters, die den Kampf mit dem Sommer und seinem Herold, dem Mai beginnen. Das wird denn auch symbolisch dargestellt. Sobald man „den Sumer vunden", d. h. die erste Viole, den ersten Maikäfer, die

erste Schwalbe, den ersten Storch gesehen, wird die Ankunft festlich begangen, die zit empfangen. Sommer und Winter vermummen sich, jener in Epheu oder Sinngrün, dieser in Stroh oder Moos gekleidet, und kämpfen so lange mit einander, bis der Sommer siegt. Dann wird dem zu Boden geworfenen Winter seine Hülle abgerissen, zerstreut und ein sommerlicher Kranz oder Zweig umhergetragen. Dann geschieht die Sommerverkündigung durch Gesänge der Jugend; dabei wird ein Kranz, eine Puppe, ein Thier im Korb herumgetragen und von Haus zu Haus die Gabe eingefordert. In manchen Gegenden tritt die Person des Todes an die Stelle des Winters, der ausgetrieben wird: „heut ist Mittfasten (der Sonntag Lätare, wo es gewöhnlich geschah, Sommertag genannt), wir tragen den Tod ins Wasser (eine Strohpuppe wurde ins Wasser geworfen); doch kam dieser Tausch erst später vor; die ursprüngliche Sitte, die nur von Sommer und Winter weiß und unmittelbar aus dem Heidenthum stammt, war in ganz Europa verbreitet. Besonders schön erzählt sie Olaus Magnus 15, 4: „Die Schweden und Gothen haben einen Brauch, daß in den Städten die Obrigkeit den ersten Tag des Maien zwei Geschwader Reuter von starken jungen Gesellen und Männern versammeln läßt, nicht anders, als wollt man zu einer gewaltigen Schlacht ziehen. Das eine Geschwader hat einen Rittmeister, welcher unter dem Namen des Winters mit viel Pelzen und gefütterten Kleidern angethan und mit einem Winterspieß bewaffnet ist: der reitet hoffärtiglich hin und wieder, wirft Schneeballen und Eisschemel von sich, als wollte er die Kälte verlängern, macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das ander Geschwader auch einen Rittmeister, den heißt man den Blumengraven, der ist von grünem Gezweig, Laub und Blumen bekleibet, auch mit andern Sommerkleidern angethan und nicht fast wehrhaft, reitet mitsamt dem Winterhauptmann in die Stadt ein, doch ein jeder an seinem besondern Ort und Ordnung, halten alsdann ein offentlich Stechen und Turnier, in dem der Sommer den Winter überwindt und zu Boden rennt. Der Winter und sein Gefolge werfen um sich mit Asche und Funken, das sommerliche Gesinde wehrt sich mit Birkenmaien und ausgeschlagenen Lindenruthen; endlich wird dem Sommer von dem umstehenden Volk der Sieg zugesprochen." Das waren die Maispiele oder Maienfahrten. Adel und König nahmen nicht selten Theil daran, es war eine große allgemeine Volkslustbarkeit. Auf den Dörfern war's einfacher. Da zog der Maigraf bekränzt unter mächtigem Geleit durch Straßen und Dörfer, Gastmähler und Reihentänze folgten; der Maigraf (floriger) hatte zwei Kränze über jede Schulter, sein Gefolge einen, alle Jungfrauen bilden im Ort einen Kreis um den Grafen und durch Zuwerfen des Kranzes wählt er sich eine

zur Maigräfin. Das war der Mairitt, wie ihn Sastrow noch 1528 zu Greifswalde beschreibt und die Spuren noch im 18. Jahrhundert vorkommen und noch jetzt nicht ganz erloschen, wenn auch vereinfacht sind. Durch die Ausbildung des Ritterthums unter den Hohenstaufen nahmen die Maifeste an den Höfen wohl eine andre Gestalt an und es blieb höchstens das Bekränzen und die Brunnenfahrt, d. h. der Ritt zu dem fließenden Brünnlein im Wald; es ging mehr in Ritterspiele über, wie solche vielfach geschildert werden (s. G. Freitag, Bilder 2c.). Das „im Maienthau baden" war wohl auch ein Theil des Maifestes, wenigstens wird es in einem der Volkslieder, die sich um „die zwei Gespielen" drehen, erwähnt, in dem ebenso durch das rothe fröhliche Mädchen der Sommer mit seiner Freude, durch das bleiche traurige der Winter mit seinem Leid bezeichnet wird (s. Uhland: Die zwei Gespielen in Pfeiffer's Germania II, 218—228).

Der Ritterschlag.

(V. 865 bis 925.)

S. Sam. Wilh. Oetter: Wappen-Belustigung, 4. Stück: das Cingulum Militare. Augsburg 1763.

Das Ritterthum, die Gesammtheit derer, die zu Pferde dienten, zunächst aus dem kriegerischen Geiste der Germanen sich entwickelnd und dann in den Eigenthümlichkeiten des Lehenswesens sich fortbildend, erhielt seine vollendete Gestalt durch die Kirche in den Kreuzzügen. Es umfaßte da alle, bis zu den höchsten Fürsten hinauf und bildete den gesammten Stand des Adels. Bürgerliche wurden ausnahmsweise zum Lohne für tapfre Dienste zu Rittern angenommen; auch für die Adligen selbst war eine förmliche Aufnahme nöthig, der bestimmte Dienstleistungen vorhergehen mußten. Der adlige Knabe wurde nach seinem siebenten Jahre entweder auf der väterlichen Burg oder bei einem andern befreundeten Ritter oder Fürsten in den ersten Reiterkünsten (tirocinium) geübt und mußte die Dienste eines Pagen oder Edelknaben erlernen; er begleitete den Herrn oder die Herrin auf die Jagd, auf die Reise, wartete ihnen auf und gewöhnte sich an feine Sitten, besonders auch an Achtung des weiblichen Geschlechtes. Mit dem 14. Jahre wurde er wehrhaft gemacht, d. h. es wurde ihm das cingulum militare, das Wehrgehäng mit dem Schwerte unter großen Feierlichkeiten übergeben. Jeder konnte dies verleihen, der das Recht hatte, Bewaffnete anzuführen (milites educendi). Daß man die ganze Cerimonie nach dem einen Waffenstück, dem Gürtel (cingulum), benannte, war eine Sitte, die in die ältesten Zeiten zu den orientalischen Völkern zurückführt, wo der Gürtel als Symbol der Würde diente bei Königen, Kaisern, Priestern, Obrigkeiten,

Frauen ꝛc. und daher die manichfaltigsten Ausschmückungen erhielt, indem man Gold, Silber, Edelsteine, selbst Glöcklein oder Schellen verwendete. Bei dem cingulum militare, dem Rittergürtel, bildete der Gürtel und die Scheide ein unzertrennliches Ganze. Solche, die nicht Ritter waren und doch ein Schwert führen durften, Knechte, Kaufleute, hatten es am Sattel hängen. Der feierlichen Wehrhaftmachung ging eine nochmalige Verrichtung der Pagendienste voraus und der Beschluß der Cerimonie war, daß der Betreffende eine derbe Ohrfeige erhielt, zum Zeichen, daß er gehorsam sein müsse oder auch, daß er fortan sich keine Beleidigung der Art gefallen lassen dürfe. Nun war er Knappe (armiger) und mußte sich 7 Jahre lang durch vollendete Kenntniß und Gewandtheit in allen Waffenübungen zum Stande des Ritters vorbereiten. Der feierliche Ritterschlag, durch den er in den Ritterstand aufgenommen wurde, war dann nur eine feierliche Wiederholung der Wehrhaftmachung, die in der Regel auch nur in Verbindung mit bestimmten kriegerischen Ereignissen vorgenommen werden konnte. Gewöhnlich nahm man den Ritterschlag vor bei Belagerungen oder vor einer Schlacht, um den Muth zu erhöhen, oder nach glücklicher Schlacht zur Belohnung der Tapferkeit; ebenso auch bei hohen Festen, Krönungen, Turnieren, woher die Redensart kommt: an Einem zum Ritter werden d. h. durch die Besiegung des Gegners sich die Ritterwürde erwerben. So wird uns von einem glänzenden Ritterschlag Ludwigs des Bayern in Rom nach der Krönung erzählt, und Kaspar Enenkel in Hoheneck's Genealogie schildert den feierlichen Ritterschlag Friedrichs III. 1452 nach seiner Krönung in Rom und führt über 300 Ritter namentlich auf, denen der Kaiser die Würde verlieh. Bekannt ist der Ritterschlag, den Barbarossa beim Reichsfest zu Mainz 1184 vornahm. Der Erhöhte führte von nun an den Titel Miles oder Eques, auch ihre Frauen heißen Militissae oder Equitissae. Strenge Fasten und nächtliche Gebetsübungen mit einem Priester und Taufpathen, in Kirchen oder Kapellen, Abendmahl und Bußübungen, Waschungen gingen voraus. Dann begab sich der Aufzunehmende in einfachem weißem Waffenrock, das Schwert durch eine Binde am Halse befestigt, in die Kirche, trat zum Altar und ließ vom Priester sein Schwert segnen (consecratio ensis oder armorum); daher der Ausdruck: sich zum Ritter segnen lassen. Oettel a. a. O. bietet allen Scharfsinn auf, um gegen eine Reihe namhafter Gegner diese und manche andre Cerimonie der Wehrhaftmachung zuzuweisen; aber er fällt gerade in den Fehler, den er nicht ohne schadenfrohen Triumph seinen Gegnern aufbürdet, daß er beide Handlungen verwechselt. Es möchte sogar nicht unwahrscheinlich sein, daß die Ertheilung des cingulum militare ein Theil der Handlung des Ritter-

schlags gewesen sei und der Edelknabe bei seiner Wehrhaftmachung wohl ein Wehrgehänge empfangen habe, aber nicht das cingulum militare, da dies doch nur der Rittergürtel sein kann. Wurden mehrere Knappen zu Rittern gesegnet, so genügte es, daß die Cerimonie, wie in unsrem Drama, nur an den Waffen des einen vorgenommen wurde, oder der Priester segnete ein Schwert, das zu diesem Zwecke auf dem Altar lag. Dann warf sich der Knappe dem zu Füßen, der ihm den Ritterschlag ertheilen sollte. Man nannte diesen den Erhörer. Nachdem dieser verschiedne Fragen an ihn gerichtet und ihm nach Bejahung derselben einen Eid abgenommen hatte, rüsteten ihn befreundete Ritter, zuweilen auch Damen (Donna Uraka bei Cid) mit den goldnen Sporen (zuerst dem linken), dem Panzerhemd, Harnisch, Armblechen und Panzerhandschuh, zuletzt mit dem Schwerte. Sodann kniete er nieder, der Ritter, Graf oder Fürst erhob sich vom Sitze und gab ihm mit der flachen Degenklinge einen dreifachen Schlag auf Schulter oder Hals, oft auch einen Backenstreich mit der flachen Hand, um auf die Beschwerden seines Standes hinzudeuten, und sprach: Im Namen Gottes, des St. Michael und des St. Georg (s. d. Anm. über St. Georg zum ersten Drama) schlage ich Dich zum Ritter! Sei tapfer, unverzagt und treu! Der neue Ritter erhob sich, empfing den Bruderkuß, Helm, Schild und Lanze wurden ihm überreicht, in voller Rüstung bestieg er, oft ohne Bügel, das Pferd und zeigte sich vor dem Volke.

Im Kriege folgten die Ritter ihren Lehensherren; bei Turnieren rangen sie um den „Dank"; für Kriegsthaten erhielten sie goldne Ketten, Wappen, Helm- und Schildverzierungen. War gerade keine Gelegenheit zum Dienste für den Lehnsherrn, so zog der junge Ritter von Land zu Land, besuchte Höfe und Turniere, nahm an Fehden Theil, schloß Waffenbrüderschaften und suchte seinen Namen berühmt zu machen. Solche nannte man irrende oder fahrende Ritter. In Frankreich, wo diese besonders häufig auf Turnieren erschienen, um die Schönheit und die Vorzüge ihrer Dame gegen die ausgezeichnetsten Ritter zu behaupten, trugen sie sich grün. Würdigste Ritter hießen die, welche am heiligen Grabe, Theuerste, welche auf Pilgerreisen, Beßte, welche bei der Kaiserkrönung in Rom, Gestrengste, welche auf Schlachtfeldern ihre Würde erlangt hatten. Erst mit der Ritterwürde wurde der Adlige frei von der väterlichen Gewalt und ein selbständiges Mitglied des Standes und des Staates.

Nicol. Burgundus berichtet in seiner historia Ludov. Bav. p. 50 von Ludwig selbst, daß er, um den Muth der Jünglinge zu erhöhen, vor der Schlacht bei Ampfing bekannt machen ließ: Wer in den Ritterstand aufgenommen sein wolle, möge sich am Abend in das kaiserliche Zelt be-

geben. Da nun nicht ausdrücklich von den Chronisten erwähnt ist, daß auch Friedrich einen solchen Ritterschlag vorgenommen habe, dürfen wir vielleicht annehmen, daß Uhland diese Bemerkung geschickt benutzt habe, um der Schilderung des Lebens auf bayrischer Seite vor der Schlacht ein dem ritterlichen Charakter Friedrichs und dem österreichischen Prunke entsprechendes Bild gegenüberzustellen und so die Harmonie herzustellen und das Gemälde des Kriegstreibens zu vollenden.

Man wird nicht ungern hier die Schilderung des Ritterschlags Königs Wilhelm von Holland finden, wie sie der Chronist Johannes von Beka in seinem Chronicon Ultrajectinum überliefert hat. S. 77.

„Nach der Ermordung des tapferen Grafen Florentius wurde sein Sohn Wilhelm, seines Namens der zweite, durch Erbschaft der 14te Graf in Holland und heirathete Elisabeth, die Tochter des Herzogs von Braunschweig, eine erlauchte Jungfrau, von der er einen Sohn Florentius, seinen Nachfolger in Holland, erhielt. Dieser Wilhelm war von frühester Jugend mehr ein Freund der Waffen als des Glanzes . . . . Die Kurfürsten erwählten daher bei ihrer Zusammenkunft in Woringen, das zur Kölner Diöcese gehörte, zum König diesen Wilhelm, den Junker von Holland (domicellum d. h. der noch nicht Ritter war und also auch nicht den Titel dominus führte), indem sie ihn für den mächtigsten Herrscher Deutschlands erklärten. Und siehe, sobald die Wahl bekannt gemacht war, herrschte im ganzen Ritterstande festliches Frohlocken, denn der Erwählte, wenngleich erst 20 Jahre alt und noch ohne Bart, war doch mit männlicher Kraft geschmückt, von Hautfarbe weiß, dunkelschwarz an Haaren, von schlanker Gestalt und vortrefflichem Körperbau. Da dieser Jüngling zur Zeit seiner Wahl noch Knappe (armiger) war, deßhalb wurden eiligst alle Vorbereitungen getroffen, um ihn nach der Vorschrift christlicher Kaiser zum Ritter zu schlagen (miles fieret), ehe er zu Aachen die Krone des Reiches empfinge. Nachdem Alles in der Kirche zu Köln vorbereitet und das Evangelium der feierlichen Messe gelesen war, wurde genannter Knappe Wilhelm vor den Kardinal Petrus Kaputius geführt von dem König von Böhmen (Ottokar); dieser sprach: „Euer Ehrwürden, segenspendender Vater, stellen wir diesen erwählten Knappen vor und bitten demüthigst, Eure väterliche Gewogenheit möge sein feierliches Bekenntniß annehmen, damit er unsrer Ritterschaft würdig zugesellt werden könne.“ Der Herr Kardinal aber, in feierlicher Amtstracht die Handlung vornehmend, erklärte dem Knappen zuerst nach der Abstammung des Wortes, was ein Ritter sei. „Jeder, der als Ritter dienen will, muß großsinnig, adelig, reich, trefflich und tapfer sein; großsinnig im Unglück, adelig der Abstammung nach,

reich an Rechtschaffenheit, trefflich im Umgang und tapfer an männlicher Tugend. Ehe Du nun Dein Gelübde ablegst, so höre mit Nachdenken die Forderung der Ritterregel. Das aber ist die Ritterregel: Zuerst mit andächtiger Erinnerung an das Leiden des Herrn die Messe täglich hören, für den katholischen Glauben den Leib kühn wagen, die heilige Kirche sammt ihren Dienern von jeglichen Wütherichen befreien, Wittwen, Unmündige und Waisen in ihrer Nothdurft schirmen, ungerechte Kriege meiden, unbillige Dienste versagen; zur Befreiung jedes Unschuldigen kämpfen, Turniere (tyrocinia) nur um der Waffenübung willen besuchen, dem römischen Kaiser oder seinem Patricius ehrfurchtsvoll in allen weltlichen Dingen gehorchen, den Staat ungeschmälert in seiner Kraft lassen, Lehensgüter des Königs oder Kaisers auf keine Weise veräußern und tadellos vor Gott und den Menschen in dieser Welt leben. Wenn Du diese Gesetze des Ritterordens ergeben wahrest und nach Können und Wissen fleißig erfüllest, so wisse, daß Du zeitliche Ehre auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe im Himmel verdienest.“ Nach diesen Worten legte der Kardinal die gefalteten Hände des Knappen auf das Evangelienbuch und sagte: „Willst Du also die Pflichten des Ritterstandes ergeben auf Dich nehmen und die Gesetze, wie Du sie gehört hast, nach Vermögen erfüllen?“ Der Knappe antwortete: „Ja, ich will es.“ Darauf gab der Kardinal dem Knappen folgendes Gelübde, das dieser vor Allen laut also las: „Ich, Wilhelm, Fürst der Ritterschaft von Holland, des heiligen Reiches freier Vasall, gelobe mit einem Eide Gehorsam den Gesetzen der Ritterschaft, in Gegenwart meines Herrn, des Kardinals Petrus, Diakonus des St. Georg zum heiligen Schleier, des päpstlichen Legaten, auf dieses hochheilige Evangelienbuch, das ich mit der Hand berühre.“ Darauf der Kardinal: „Dieses demüthige Bekenntniß sei Dir Vergebung Deiner Sünden, Amen!“ Nach diesen Worten gab der König dem Knappen einen gewaltigen Schlag auf den Hals und sagte: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes nehme ich Dich als Ritter an und empfange Dich glückwünschend in unsrer Gemeinschaft; gedenke, daß der Heiland der Welt vor dem Hohenpriester Hannas für Dich geschlagen und verspottet, vor König Herodes mit einem weißen Gewande bekleidet und verlacht und vor dem ganzen Volke nackt und verwundet am Kreuze aufgehängt worden ist; seiner Schmach sei eingedenk, sein Kreuz nimm auf Dich, seinen Tod auch gedenke zu rächen.“ Nachdem dies Alles feierlich vollbracht war, hielt der Knappe nach abgehaltener Messe unter dem Schall der Posaunen, Pauken und Cymbeln zuerst ein dreimaliges Lanzenrennen mit dem Sohne des Königs von Böhmen, dann eine Waffenprobe mit blitzenden Schwertern. Auch hielt er mit großen

Kosten drei Tage nach einander Hof und gab durch reichliche Geschenke an gesammte Fürsten seine Erhebung kund."

So weit der Chronist. Ein besonders feierlicher Ritterschlag war der, den der Pater Guardian des Johannesklosters zu Jerusalem über dem heiligen Grabe den Rittern des heiligen Grabes ertheilte. S. Oetter a. a. O. S. 147 ff.

Trausnitz.

(V. 1035.)

S. Bedeutung der Ortsnamen Trausnitz von Dr. K. Roth in der Zeitschrift für die Archive Deutschlands, besorgt von Fr. Traug. Friedemann, II. Bd., S. 156—159. Bayern hat zwei alte Schlösser des Namens Trausnitz. Das eine mit dem Beisatze „im Thale" (es ist das unsrige) liegt in der Oberpfalz, östlich von Wernberg, nördlich von Nabburg an dem Westabhange des Böhmer Waldes; das andre, über Landshut, ist der Geburtsort Konrads des Jungen oder Konradins, wie er nach der Italienisirung des Namens gewöhnlich genannt wird. Letzteres hieß ursprünglich und zur Zeit Ludwigs gar nicht Trausnitz, sondern Landshut und erst, nachdem die zwischen 1204 und 1230 unter ihm angelegte Stadt allmählich auch den Namen Landshut erhalten, gab man dem Schlosse im 16. Jahrhundert den Namen Trausnit, den man wahrscheinlich von der Burg des Nordgau's nahm. Diese heißt in der ältesten bekannten Urkunde Truwesniht, später Trausniht, Trauseniht, d. h. trau es (Genit. = dessen) oder trau sein nicht. Daß dies „erwart' es nicht" heiße, wie in der erwähnten Abhandlung zuversichtlich behauptet wird, scheint uns nur aus der oben (S. 177) angeführten, aus Aventin geschöpften Anwendung gefolgert zu sein, die Friedrich, als er den Namen hörte, von ihm gemacht haben soll. Es kann nur bedeuten: trau ihm nicht, d. h. nimm dich vor ihm in Acht. Da im Jahre 1313 ein Wichnant von Trausniht als Vizthum zu Amberch erscheint, so könnte wohl der Erbauer dieses Schlosses den Namen gehabt und ihn auf die Burg übertragen haben. Auch für den Ritternamen paßt die Bedeutung „Trau ihm nicht" weit besser.

Poetische Schilderung des Römischen Reichs v. Lupold v. Bebenburg.

(Zu V. 1240 ff.)

Wie sich hier Ludwig äußert über den Zustand des Reiches und den Eigennutz der Fürsten, namentlich V. 1242 ff.:

„Die Kampfgenossen reißen gierig mir
Am Siegeskranz, und Jeder will sein Theil;
Wer nicht bei mir den eignen Zweck erreicht,
Der kehrt sich ab und sucht ihn anderwärts."

so klagt auch Lupoldus von Bebenburg in seinem „Klaggedicht über die neuen Läufe und Gebrechen des römischen Reichs." Lupold von Bebenburg (jetzt Bemberg an der Brettach, zwischen Rotenburg und Crailsheim), aus dem edeln Geschlechte der Küchenmeister von Rotenburg und Nortenberg, zuletzt Bischof von Bamberg (1352—1362), war, wie Böhmer sagt, ein redlicher und wissenschaftlicher Mann, der bei dem Streite zwischen den Päpsten und dem Kaiser aus den Thatsachen der Vergangenheit und den Grundzügen des Rechts die Wahrheit zu erforschen suchte. In zwei wissenschaftlichen Abhandlungen theilte er die Ergebnisse seiner Forschungen mit. Was sich ihm bei dieser Betrachtung der Dinge als unmittelbar praktisches Resultat für die deutsche Nation darbot, hat er in dem Gedicht: „ritmaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni ac imperii Romanorum" in populärer Form ausgesprochen und schon 1341 ist von Otto Baldeman von Karlstat eine freie Uebersetzung seines Gedichtes gemacht worden unter dem Titel: Diz ist ein merkliche rede von dem laufe des romischen richs ꝛc. Das Original, die Glossen des Dichters und die Uebersetzung, wie sie in der Chronik des Würzburger Kanonikers Michaelis de Leone erhalten sind, hat der Gymnasialprofessor Peter zu Münnerstadt 1842 in einem Programm wieder herausgegeben. In J. Fr. Böhmer's: Fontes I, S. 479—484 ist das Originalgedicht abgedruckt. Es besteht aus 180 gereimten siebenfüßigen trochäischen Verszeilen mit der stehenden Cäsur nach der betonten Sylbe des vierten Fußes. Es mögen hier aus diesem poetischen Denkmal jener Zeit einige Zeilen in Uebersetzung stehen. Die Einkleidung erinnert merkwürdiger Weise an die kurz vorher gedichtete divina commedia des großen Florentiner Dichters und patriotischen Staatsmannes, wenn auch ein Vergleich in ästhetischer Beziehung in keiner Weise statthaft erscheint. — Sie lautet:

Jüngst der röm'schen Kaiser Thun durchlesend und Beginnen,
Forschend in der Zeiten Buch; mit angestrengten Sinnen,
Fühlte ich in Kopf und Herz ein jämmerlich Verdrießen.
Labung suchend wandelt' ich hin zu der grünen Wiesen,
Wo die Blumen manichfalt mit Kraft den Blick anlachten
Und der Vögel Wettgesang dem Ohr Erquickung brachten.
Weit erging die Wies' entlang ich mich mit Wohlbehagen,
Bis zuletzt des Drucks der Geist sich gänzlich hatt' entschlagen.
Endlich zog der Wiesensteig mich hin in öde Gegend,
Durch die weite Wüstenei dem Herzen Furcht erregend.

Doch ein süßer Wohlgeruch trieb schnell die Angst von hinnen,
Strömend aus dem öden Raum erfrischt' er mir die Sinnen.
Süßer als ein Wohlgeruch auf Erden sich entschwungen,
Der mit seiner Lieblichkeit mir ganz den Sinn durchdrungen,
Solches Wunder schauend fühlt' ich nicht mehr mich beklommen,
Sondern fröhlich eilt' ich, bald ins wüste Land zu kommen.
Vorwärts schreitend sah ich dann erhöht es vor mir schweben
Einen Sitz, der Erd' entrückt, mit Wunderglanz umgeben.
Eine Herrin thronte da, von höchster Zier umflossen,
Deren Blicke Strahlen rings mehr als die Sonn' ergossen.
Heller als des Goldes Glanz erglänzten ihre Locken,
Weißer noch war ihr Gewand als selbst des Schnees Flocken,
Drei der Kronen auf dem Haupt vermehrten noch den Schimmer,
Denn Juwelen manichfalt vereinten ihr Geflimmer.
Ganz geblendet von dem Glanz, und im Gemüth erschrecket
Fiel ich zu der Erde hin, lang blieb ich hingestrecket.
Denn der Schimmer ließ mich nicht empor zur Herrin schauen,
Und gebunden hielt den Geist ein unbezwinglich Grauen.
Doch die Herrin, tröstend mich alsbald mit holden Worten,
Sagte: „Fürchte Nichts! vernimm, weß Du gewürdigt worden.
Ich, das heil'ge röm'sche Reich, bin's deren Wort Dich rühret.
Lange Zeit durch meine Hand hat Gott die Welt regieret
Zu der Guten Schutz und Schirm hat er mich auserlesen,
Rächerin der Uebelthat erscheine ich den Bösen."

Die Herrin beginnt dann, ihm ihre Schicksale zu erzählen. Zuerst, sagt sie, nahm ich festen Sitz in der Stadt Rom und machte das Volk der Römer in Krieg und Frieden tüchtig. Aber als zu Constantins Zeit der Christenglaube offen sich kund geben durfte, schlug ich, damit der Papst freier für das Heil der Seelen Sorge tragen könnte, meinen Wohnsitz in Constantinopel auf, und indem die griechischen Kaiser meinem Dienste sich widmeten, machten sie viele Völker ihrer Herrschaft unterthan. Dann siegte in mir die Liebe zu Karl dem Großen; nur seinen Verdiensten mußt Du es zuschreiben, daß ich der Griechen Reich für immer verließ und das Vaterland der Deutschen mir zur Wohnung erkor. Denn er übergab mir sein väterliches Frankenreich und unterwarf viele Völker der Barbaren, Hunnen, Slaven, Britonen, Gothen, Beneventaner, Sachsen, Friesen, Lombarden und Hispanier. Und was mir gut schien, das führte er stets bereitwillig aus. Nächst Gott, der sein Herz bei all seinem Thun leitete, liebte er mich über Alles. Lange dienten mir dann auch seine

Nachkommen, bis der Kaiser Arnulf starb; da achteten die Nachfolger nicht mehr der Werke und Sitten der Väter. Mit ihnen hatte ich daher keine Gemeinschaft; aber dennoch bewahrte ich den Deutschen meine Treue unverletzt. Denn als darauf der erste Otto wieder sich meinen Diensten weihete, warf er durch meine Kraft die Obotriten, Sorben und andre Völker der Slaven und Daker nieder, und brachte auch das Volk Italiens, das so lange meine Herrschaft entbehrt hatte, glücklich wieder zum vollen Gehorsam. In blutiger Schlacht vernichtete er der Ungarn Macht und besiegte viele aufrührerische Völker. Daher hat man ihn, wie Karl, den Großen genannt und unbesiegt, wie er, führte er viele Kriege. Nach ihm diente mir sein Sohn und Enkel mit Glück und Würde. Darauf aber empfingen die römischen Kaiser ihre Herrschaft durch Wahl (den Irrthum des Dichters, daß damals schon die sieben Kurfürsten eingetreten seien, hebt Böhmer a. a. O. S. XXXVIII hervor). Viele von ihnen haben mir redlich gedient und mein allgemeines Beste ihrem eignen Vortheil vorgezogen. Ganz besonders unterstützten sie darin die deutschen Fürsten, die damals die treuen Helfer der römischen Kaiser waren und meine Rechte aufs Eifrigste vertheidigten. Wer könnte alle die Mühen berichten, die sie freudig für mich erduldeten.

„Wenig nur von ihrem Thun in Büchern steht geschrieben;
Mir allein ist in der Welt ihr Ruhm bekannt geblieben."

Nach diesen Worten verstummte die holdselige Jungfrau und vergoß gramvoll seufzend viele Thränen. Auch mich rührte das Mitgefühl zu Thränen; dann aber kühn gemacht durch ihre Thränen, sagte ich: „O süßeste Herrin, wer kann Euch Thränen erpressen? Hat Euch nicht Gott Erde und Meer übergeben? Warum straft Ihr nicht die Ungebühr, die man Euch angethan? Warum zaudert Ihr?"

„Huldvoll drauf die Jungfrau gab mir Antwort, so beginnend:
Unbesonnen sprichst Du, denn die Rache mir ansinnend,
Rufst Du unbewußt mich auf, dem Vaterland zu schaden.
Da die deutschen Fürsten jetzt mich meist mit Schmach beladen,
Nicht zu meinem Dienst bereit, versuchen jetzt die Schlechten
Ihre Kraft zu drängen mich aus allen meinen Rechten.
Weh! Die Ungetreuen sind geworden Räuber, Diebe;
In Verrath verwandelt ist gar mancher Fürsten Liebe.
Da nur wenig Fürsten sind getreue mir geblieben,
Siehst Du drum verlassen mich, in Wüstenei getrieben."

„Daß die Nachbarn mich verlassen haben, weißt Du und zwar, weil die Deutschen das Ihre und nicht das Meine suchen. Nicht achten sie darauf, daß Gott mich so sehr geliebt hat, daß er zur Zeit meiner Herrschaft den Menschen vom Tode frei gemacht hat, indem er selbst Mensch wurde, am Kreuze starb und am dritten Tage vom Tode auferstand. Doch wird, so lange ich herrsche, der Antichrist nicht geboren werden und Gott wird es nicht zulassen, daß er mit mir die Gewalt habe; er will mich nicht sein verruchtes Leben sehen lassen, sondern mich vorher zur Ruhe der Seligen hinüberführen. Christus hat befohlen, daß die Menschen mir pflichtig sein sollen und hat selbst in seiner Erniedrigung mir diesen Tribut entrichtet. Meinen Erstlingssitz hat Gott solchermaßen geehrt, daß er ihn durch das vollendete Martyrthum der heiligen Apostel Petrus und Paulus geweihet hat. Dadurch ist Rom Mutter und Haupt aller Kirchen geworden. Diese Ehrenvorrechte sind mir geblieben, die keinem andern Reiche zu Theil geworden. Doch die Deutschen schätzen dies gering und ehren mich nicht mehr, sie dienen mir wenig, ja, sie wissen kaum mehr, wer ich bin. Die Völker Italiens aber verachten und verspotten mich, wie Du siehst, und dienen nach Gefallen ihren Tyrannen. Diese Beleidigungen treffen Deutschland, aber es rüstet sich nicht, um sie mit dem Schwerte abzuwehren. Obgleich es das Völkerrecht gebietet, das Vaterland zu vertheidigen, tragen sie nicht Sorge, in mir die Rechte des Vaterlandes zu wahren. Mehr als 500 Jahre habe ich bei ihnen gewohnt, habe sie mit vielfachen Ehren erhoben und die zahlreichsten Triumphe sind ihnen durch mich bereitet worden: für all diese Wohlthaten lohnen sie mir jetzt mit Undank. Wohl verdienten sie deßhalb, daß ich die ertheilten Ehren ihnen entzöge und in andern Theilen mich niederließe; aber noch immer zieht mich der Vorfahren dankbare Treue zurück, die sich so oft in meinem Dienste bewährt hat."

Während die Jungfrau diese erhabenen Worte mit Klugheit verkündete, gab sie mir zuletzt mit bestimmten Worten den Auftrag: „Nach der Treue, die Du mir schuldest, sollst Du die Fürsten und Edeln Germaniens ermahnen, daß sie mir fortan die gebührende Ehre erweisen und die Nachbarvölker in meinen Dienst zurückbringen, von dem abfallend sie mich längst in hochmüthigem Streben verlassen haben. Die Deutschen sollen zuerst das allgemeine Wohl erstreben; daraus wird auch den Einzelnen das Heil erwachsen. Weil ihre Väter das allgemeine Beste vorzogen, erlangten sie durch mich unermeßliche Schätze. Mögen sie die Treue ihrer Väter gegen mich nachahmen, dann will ich sie rasch die höchsten Stufen der Ehren emporführen. Ihnen will ich die Völker unterwerfen, die sie jetzt gering

schätzen und mich mit vielfachen Beleidigungen kränken. Wenn sie aber meinen Vorschriften nicht gehorchen wollen, so lasse sie in Wahrhaftigkeit von meiner Seite wissen, daß ich in Kurzem zu einem andern Volke gehen und meinen Wohnsitz, wo es Gott gefällt, nehmen will. Mit Recht wende ich mich von denen, die sich von mir abgewendet haben, die nicht mehr wissen wollen, wer ich bin und wie groß meine Macht. Mögen sie sich merken, daß die Griechen, sobald ich sie verlassen, Ehre und Macht eingebüßt haben. Der Griechen Verfall möge die Deutschen vorsichtiger machen und den Eifer in meinem Dienst wieder entzünden. Damit sie darin nicht Unwissenheit vorschützen können, sorge Du dafür, daß es ihnen oft und laut verkündet werde. Sprich ohne Furcht, denn mein Diener bist Du und ich nehme Dich unter meine schützenden Flügel."

Darauf entließ sie mich gnädig mit ihrem Segen. Mein Herz aber erfüllte alsbald Trauer, und die Freude, die der Herrin Gegenwart mir eingeflößt, schwand, sobald ich sie verlassen. Getreu jedoch und ehrfurchtsvoll ihren Befehlen gehorchend, verkünde ich dies laut und öffentlich den deutschen Fürsten und werde nicht ruhen es bekannt zu machen, damit sie sich nicht mit Unwissenheit entschuldigen können.

„Bildlich soll verstanden sein, was ich hiermit berichtet:
Und so ist es zweifellos die Wahrheit, nicht erdichtet."

Ista figurative intelligantur dicta,
Et sic procul dubio vera sunt et non ficta.

Die oben hervorgehobene Stelle: Weh! die Ungetreuen sind rc., welche im Original lautet:

„Heu infideles facti sunt fures et raptores,
Et nonnulli principes sunt mei proditores."

erinnert, wie Böhmer treffend bemerkt, an den Eingang der goldnen Bulle: Omne regnum in se divisum desolabitur, nam principes ejus facti sunt socii furum cet. und er nimmt nicht ohne Berechtigung an, daß Lupold wohl Antheil an deren Abfassung gehabt habe.

Mordanschlag auf Ludwig.

(Zu V. 1255.)

„Will Einer friedlos sein, der nehme hin!"

Ludwig war von seiner Wahl an bis zu seinem Tode beständig von Meuchelmördern und Giftmischern bedroht, wie es auch von Heinrich VII., wohl mit Uebertreibung, die Chronisten während seines Zuges in Italien berichten. Noch vor Ende des Jahres 1314, als er den Rhein herauf nach Oppenheim kam und sich da mit dem Erzbischof von Mainz einige

Zeit aufhielt, um über verschiedene Reichsgegenstände zu berathschlagen (s. die von dort datirten Urkunden bei Böhmer), wäre er fast von einem gewissen Truchses, einem Vasallen Friedrichs, meuchlerischer Weise ums Leben gebracht worden. Truchseß kam von Heidelberg her. Unter dem Vorwande, Ludwig seine Kriegsdienste anzutragen, schlich er sich, sein Geschoß und vergiftete Pfeile unter dem Mantel, in dessen Wohnung. Allein da Ludwig schon von seinem Vorhaben Anzeige hatte, wurde er in Haft genommen, gestand sein gräuliches Vorhaben und starb an den Schweif eines Pferdes gebunden. Der Erzbischof, um Ludwigs Leben besorgt, ließ eilig seinen Arzt, Johann von Göttingen, rufen, dieser bereitete für Ludwig eine Arznei, die derselbe von der Zeit an täglich nüchtern nahm, und die ihn vor den tödtlichen Wirkungen mehrmals empfangenen Giftes gesichert hat. S. den Brief des Joh. von Göttingen bei Schannat; auch bei Oefele I. 599.

Die Reichsinsignien.

(V. 1866 ff., vgl. auch V. 192.)

Die Reichsinsignien lieferte Leopold, als die Zusammenkunft mit Karl von Valois zu Bar-sur-Aube ohne Erfolg geblieben war, schon 1324, an Ludwig nach Nürnberg aus, um diesen für die Freilassung Friedrichs zu stimmen, und Ludwig stellte sie bei seinen Zügen in Nürnberg, Regensburg, München öffentlich zur Schau aus, um sich auch so als rechtmäßiger König zu bewähren. Der Fürstenfelder Chronist fügt hinzu, sie seien dann in München am sichersten Orte durch 4 Mönche seines Klosters bewacht worden. Sie bestanden aus 33 Stücken. (Aventinus giebt 120 an und erzählt ausführlich, wie sie von einer Estrade herab in der Vorhalle des heiligen Emmeran von Priestern gezeigt wurden.) Olenschlager führt sie namentlich auf in der Urkunde (der letzten seines Werkes), in welcher Kaiser Ludwigs Sohn, der gleichnamige Markgraf von Brandenburg, dieselben dem König Karl IV. im Jahr 1350 einhändigen läßt. Sie sind: 1. ein goldnes Kreuz mit Edelsteinen und Perlen geziert, ganz und unbeschädigt, an welchem 2. die Lanze und 3. ein Nagel vom Kreuze unseres Herrn. Ferner ist an ihm 4. auch ein Theil des heiligen Kreuzes, 5. ein Zahn des heiligen Johannes des Täufers in einem Krystall, und 6. ein Arm der heiligen Anna. Sodann zwei Schwerter 7. des heiligen Mauritius (s. Ernst S. 46 Anm.) und 8. des heiligen Karl in vergoldeten Scheiden. 9. Die ganze und unbeschädigte goldne Krone des Kaisers Karl mit dem dazu gehörenden Bogen und Kreuz, aus Gold und verschiedenen Edelsteinen gearbeitet, in welcher besonders ein Edelstein sich befindet, welcher der klare (candidus) genannt wird. 10. Die weiße Toga des Kaisers Karl, an den

Aermeln mit Steinen und Perlen besetzt. 11. Der Mantel mit zweien Löwen, verbrämt mit Gold, Steinen und Perlen. 12. Der goldne Apfel mit dem goldnen Kreuze Karls. 13. Seine beiden Handschuhe (chirotecae) mit Steinen, Perlen und Gold. 14. Das goldne Scepter. 15. Ein großer Ring mit einem ungeheuren Pyropus, 4 Sapphiren und 4 Perlen, der von einem Herzog von Braunschweig stammt. 16. Ein andrer Ring mit einem Pyropus. 17. Drei goldne Sporen. 18. Ein vergoldeter Apfel mit einem Kreuz. 19. Ein vergoldetes Scepter. 20. Ein goldnes Rauchfaß. 21. Zwei glänzendweiße Theile eines Wachsbildes (bene candidae partes cerae). 22. Ein zum Wärmen bestimmter (calefactivum) Apfel. 23. Eine bläuliche Toga, an den Aermeln mit Gold und Perlen besetzt. 24. Eine Purpurtoga mit schwarzen Adlern. 25. Ein Globus. 26. Zwei Handschuhe. 27. Zwei Schuhe von gleicher (Purpur) Farbe. 28. Eine Stola (langes Gewand), durchwoben mit Gold, Steinen und Perlen. 29. Eine einfache Stola. 30. Ein vergoldeter Schrein, in welchem 31. ein Instrument oder Zeugniß (wohl in Bezug auf die Aechtheit) und 32. ein Krystall(gefäß) mit Reliquien und 33. ein leeres goldnes Gefäß (crucula).

Sprachliches.

Was wir bei „Ernst von Schwaben“ im Allgemeinen bemerkt haben über die maßvolle, durchaus gesunde und am rechten Orte farbenreiche Sprache unsres Dichters, gilt in hohem Grade auch von diesem Drama; nichts Mattes, Unklares, Unschönes; überall Leben, Bestimmtheit, Schönheit, die Wärme eines edlen, aufrichtigen Herzens. Symbolik tritt hier weniger hervor; wir stehen mehr auf dem Boden der Wirklichkeit und dies gibt sich auch kund in volksthümlichen, selbst mundartlichen Ausdrücken und Wendungen. Die sprachlichen Bemerkungen, die hier folgen, sollen, wie die zu „Ernst“, nur Andeutungen für die Schule sein. Um Raum zu ersparen, verweisen wir nur bei dem Wichtigeren auf die historischen Erläuterungen. Die Verszahlen, unter denen diese Bemerkungen erscheinen, vertheilen sich folgendermaßen auf die Akten und Scenen:

Akt I. Sc. 1. V. 1—308.
„ II. „ 1. V. 309—520. Sc. 2. V. 521—639.
„ III. „ 1. V. 640—789. Sc. 2. V. 790—926. Sc. 3. V. 927 bis 996. Sc. 4. V. 997—1046.
„ IV. „ 1. V. 1047—1185. Sc. 2. V. 1186—1315. Sc. 3. V. 1316—1410. Sc. 4. V. 1411—1523.
„ V. „ 1. V. 1524—1759. Sc. 2. V. 1760—1944.

1. vielgetreuen, 2. gestrenge, Hof- und Kanzleistil; ebenso 21. liebwerthen, 58. und öfter erlauchten ꝛc. Das knappe Zwiegespräch zwischen dem Schöffen und dem Ritter charakterisirt das gespannte Verhältniß beider Stände (s. den Abschnitt: Inhalt ꝛc.); die Anwendung der gewöhnlichen Hofausdrücke ist daher auch als bittre Ironie zu nehmen. — 4. zu Eurem Dienst, in dem ironischen Sinn, wie hier der elliptische Satz zu nehmen ist, ist der Ausdruck: zu dienen gewöhnlicher, d. h. ich bin im Stande Euch zu dienen, ich werde Euch nichts schuldig bleiben, ich kann's mit Euch aufnehmen, kann Euch Stand halten, entsprechend dem V. 12. „da standen wir

Euch Red' auf Stich und Hieb." — 10. den gefangenen Rittern wurde das Schwert abgenommen, um sie dadurch als des Rechtes der Selbstvertheidigung beraubt zu bezeichnen, wie die Verleihung des cingulum militare (s. die Sachbemerkungen) dieses Recht gibt; daher „den Degen abgeben, abfordern" = sich gefangen geben oder einen zum Gefangnen machen. — 11. bei Gammelsdorf s. S. 137 ff. — standen wir Euch Red', eigentlich zur Rede stehen, ein vom ritterlichen Kampfe auf den Wortstreit und die gerichtliche Vertheidigung übertragner Ausdruck; „einem stehen" (Göthe's Tasso II, 3) = sich einem stellen; ich stehe selbst in meinen Jahren noch dem Feinde (Göth. Iphig. V, 6); ähnlich „einen zur Rede stellen, zur Verantwortung ziehen, einem Stand halten." auf Stich und Hieb, d. h. auf jede Art des Kampfes, ellipt. indem wir die Entscheidung auf Stich und Hieb setzten. — 14. Burgfried'. Das erste Wort hier sowohl als Schloß, wie als Stadt zu nehmen. Der Burgfriede war nicht nur der heilige Vertrag, nach welchem im Gebiete der Burg die Waffen ruhen mußten, sondern auch dieses Gebiet selbst. Es war dies eine Uebertragung von dem uralten Tempelfrieden und Hausfrieden. In Schiller's Braut (I) und Göthe's Tasso (II, 3) haben wir verwandte Scenen; dort heißt es: „denn des gastlichen Hauses unverletzliche Schwelle hütet der Eid", „aber mich schreckt der waltende Gottesfriede", „dieses Palastes schützende Götter"; „aber treff' ich dich draußen im Freien ꝛc."; bei Göthe: „kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen." — 17. ablige. Adelram von Hals, den schon seines Namens wegen der Dichter zum Repräsentanten seines hochmüthigen Standes wählte, nimmt hier das Wort, das ursprünglich die dem Adel eigne Gesinnung bezeichnet, in dem abgeleiteten Sinne von erhaben, nicht ohne Seitenhieb auf den Bürgerlichen, der solcher Gesinnung unfähig sei. Was die Schreibweise des Wortes betrifft, so schwankt sie noch zwischen g und ch, so doch, daß das g gebräuchlicher ist, obgleich die Bildung von adellich, d. h. dem Adel gleich, adelmäßig, für das ch spricht. Offenbar hat man die Bildung des Wortes nicht mehr gekannt und nach dem Ausfall des l der Nachsylbe lich diese mit ig verwechselt. Es ist wie bei unzählig, das aus unzalliche entstanden, dennoch das g allgemein angenommen hat. Jedenfalls ist die Schreibweise V. 888 abelicher neben dem ablige zu verwerfen und wird ohne Zweifel in der Gesammtausgabe in Einklang gebracht werden; denn ob mit oder ohne e kann die Schreibung nicht bedingen, sondern eher, ob l oder ll gesetzt wird. — entsteht mir als transitives Verb mit dem persönlichen Objekt im Dativ = fehlt mir, höchst selten, ähnlich wie entgeht mir. Dies Wort ent hat den Begriff des heraus, wie in dem intransitiven Verb entstehen = herauskommen;

damit verwandt ist der Begriff weg, wie bei entführen, entrathen. — 21. Landshut, Mosburg an der unteren Isar; Ingolstadt, Straubing an der Donau ober= und unterhalb Regensburg, von denen die 3 ersten zu Nieder=Bayern oder Bayern=Landshut gehörten. 24. beschieden; einen zu sich bescheiden = einen durch Bescheid oder Botschaft zu sich kommen lassen; ebenso einen zu sich entbieten, oder blos einen entbieten; einen bescheiden = einem Bescheid geben, einen zurecht weisen, z. B. V. 1656 bescheidet uns; ebenso einem entbieten mit Akk., z. B. seinen Gruß, oder mit einem Satz, z. B. daß er komme. Aehnlich wie hier, heißt es V. 46 ihn beschickten wir. Etwas beschicken = besorgen V. 183 f., der sein früh Geschäft besorgt. 1—39 ff. s. S. 138 Anm. 41. Otten Genit. richtige schwache Form statt der später unorganisch gebildeten ens, z. B. Franzens, Sophiens, Felsens. Das Wort Otto wird deutsch Otte gebildet und nimmt im Genit. ein n an. — 43. Pfleger hier Vormund; V. 757 und 1390 „der Pfleger ist's" in der Bedeutung von Vogt, Verwalter, dem ein Kammergut, eine Pflege anvertraut ist. — 46. der Fürsten Schwager. Als nach dem Tode Otto's (9. Sept. 1312) die Städte Straubing und Landshut nach dessen letztem Willen die Obsorge für die drei Prinzen unter der Vormundschaft Ludwigs übernommen hatten, beredeten niederbayrische Grafen die Prinzen zu einem Schutz= und Trutzbündniß mit Herzog Friedrich zu Linz (13. November 1312) s. S. 138 Anm.; Ludwig gab zu diesem Bündniß seine Einwilligung; zugleich wurde eine Heirat des älteren, achtjährigen Prinzen Heinrich mit einer Schwester Friedrichs beschlossen, daher heißt Friedrich hier Schwager. — 46. beschickten s. V. 24. — 56. auf die Häupter elliptisch, wie bei allen Schwurformeln = indem wir die Hand auf das Haupt legten. Ebenso wird die Präposition bei gebraucht z. B. V. 588 ff. und besonders V. 1158 ff., = indem meine Gedanken dabei sind. — 57. angeloben die feierlichere Form von geloben, bei der in der Regel das persönliche Objekt (hier ihm) im Dativ nicht weggelassen wird; geloben und glauben sind eigentlich Nebenformen desselben Begriffs, von Lob, Nebenform von Liebe = Gunst, günstiges Urtheil, sie bedeuten: etwas günstig betrachten, es als richtig annehmen. — 58. erkennen, ohne das weitere Objekt: als Pfleger, ausdrucksvoll und feierlich, wie das Wort für anerkennen oft in den Urkunden vorkommt, hier in Verbindung mit einlassen, mit Bezug auf V. 47: des Landes Thor verschloß. — 60. behauptet = festgehalten, mit dem Haupte = Leben vertheidigt. — 60. Unerhört, hier im schlimmen Sinne, wie gewöhnlich; von Ludwig dann V. 63 aufgenommen im guten oder wenigstens neutralen Sinne von: nicht erwartet,

nicht vorausgesehen. So Göth. Iphig. V, 3: „Hat denn zur unerhörten That der Mann allein das Recht?" — 64. Was die Zeit ins Leben treibt, das Bild ist von der Pflanze genommen. — 65 f. Wirksame Kongruenz der Verben in ihrer gegensätzlichen Bedeutung. Die ganze Stelle klingt an Schiller's: „Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen." — 67. Fröhnerhütten; die meisten Städte, die nicht römischen Ansiedlungen ihren Ursprung verdanken, sind aus Meierhöfen der Fürsten entstanden; ihre Bewohner waren Leibeigne und Ministerialen als Vorgesetzte. — 74. tüchtig ist und frommt gehört zu den Redensarten, die, wie der hebräische Parallelismus, der volksthümlichen Rede und Poesie besonders vor Einführung des Reims einen gewissen Nachdruck und musikalischen Rhythmus verliehen; doch sind die beiden Verben genau genommen, in doppelter Beziehung verschieden; das erstere bezeichnet das in sich Fertige, das letztere das auf Anderes Wirkende; außerdem bedeutet frommen eigentlich vorwärtstreiben, fördern. — 75. ff. vgl. Schiller's Spaziergang V. 91 ff. „Heilige Steine! aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit" 2c. und besonders die köstliche Schilderung 103 ff. — 80. indessen Adverb. = dagegen, wie es auch als Konjunktion in der gewöhnlicheren Form indeß oft nicht die Zeit, sondern den Gegensatz bezeichnet. — Die ihr euch rühmen möchtet des Landes Zierde, = die ihr euch rühmend nennen möchtet des Landes Zierde oder: rühmen möchtet als des Landes Zierde. In beiden Fällen ist des Landes Zierde der Akkusativ. Im zweiten Falle könnte man glauben, des Landes Zierde sei Nominativ, weil das als eine Konjunktion ist, aus all und so, also entstanden und ganz so oder ganz wie bedeutend, und daher der Satz ergänzt werden muß: ganz wie oder: gleichwie (als ob, quasi) sie die Zierde des Landes wären; aber gewiß ist hier durch Attraktion mit euch der Akkusativ eingetreten. So sagt man: sie rühmen ihn als den besten Arzt. Auch mit dem Subjekt des übergeordneten Satzes kann diese Attraktion stattfinden, z. B. er rühmt sich als der beste Arzt. Man kann aber in unserm Beispiel auch hinzudenken: zu sein und dann wäre des Landes Zierde der Nominativ, entsprechend dem Nomin. c. Infin. So sagt Göthe (Tasso II, 3). „Bist du der Mann, der du dich rühmest, wo es auch heißen könnte: den du 2c. Ebenso Rückert (Makame 5: die Bittschrift): wenn du der Mann bist, der du dich rühmest; wo es in beiden Fällen vollständig heißen müßte: der zu sein du dich rühmest; die Auslassung des als beim Nominativ findet sich öfter z. B. 273 ich komm' ein Anwalt; V. 282, nicht der Schlechteste wird er bestehn. V. 182. Verkünder großer Botschaft nahn wir. V. 918, zieht aus die ersten, kehrt

die letzten heim. — 82. von euren Horsten, ein nicht durchgeführtes Gleichniß; durch die Anwendung des für das Nest der großen Raubvögel gebräuchlichen Wortes auf die Burgen der Ritter werden diese den Raubvögeln gleichgestellt; ebenso durch den nächsten Satz: im Strauche lauert ihr ꝛc. den Raubthieren. Der Horst, ursprünglich Büschel, Gebüsch; dann ein Trupp Soldaten, wo auch die Nebenform Harst vorkommt; Nest des Raubvogels, davon das Verb horsten = nisten. — 84. werft ihr, ergänze nieder; auch in Turnier und Schlacht gebraucht mit der Ergänzung: in den Sand, in die Flucht; das Saumroß, Saumthier = Lastthier; griechisch σάγμα Last, mittellateinisch souma, mittelhochdeutsch soum, italienisch soma, französisch somme, daher sommier Lastthier. In Oberdeutschland bezeichnet auch Saum ein bestimmtes Maß der Last; der Säumer = Treiber des Saumrosses. S. Schiller's Wilhelm Tell im letzten Monolog. — 102. in Gewalt d. h. durch Anwendung von Gewalt. — vorlängst = schon vor langer Zeit. Das Rechtsbuch war zum großen Theil eine Zusammenstellung früherer Erlasse; in Niederbayern war namentlich die Ottonische Handfeste 1311 zu Stande gekommen. — 108. daß es Wiederholung der Konjunktion wegen des eingeschobnen Satzes. — unvermengt mit fremder Weisheit Anspielung auf das eingedrungene römische Recht. — 111. Das neue Rechtsbuch s. S. 271 ff. — 112. Schöpfet Alle draus! ein feierlicher Ausdruck, fast an das biblische: trinket Alle daraus! erinnernd, das Bild der Quelle, das zu Grunde liegt, bietet den Begriff des Lebengebenden. — 115. dem Volk ein Vater, der Dativ stellt das Verhältniß wirksamer und thatvoller dar. — 118. Dräut die ältere Form, wie immer in diesem und ähnlichen Wörtern z. B. zeuch 288. beut 448. — 119. ihr habt's erwiesen, gewöhnlich bewiesen; dagegen: ihr habt euch erwiesen als ꝛc. — 120. Wagenburg. Wenn auch die alte germanische Sitte, hinter der Schlachtlinie die Wagen wie eine Verschanzung aufzustellen, damals schon mehr einem geregelteren Lagerwesen gewichen war, so mochte doch bei einem solchen Raubzuge, an dem Kumanen, Slavonier ꝛc. Theil nahmen, wenig Geordnetes sein; zudem wird ausdrücklich berichtet, daß das ganze Lager mit vielen Wagen und großen Schätzen in die Hände der Sieger gefallen sei. — 122. ihr freudig Wimpel, das Wimpel, gewöhnlich die Wimpel, althochdeutsch wimpal, wimpen, wipen bezeichnet die wallende Bewegung. — 128. Ingolstadt und Landshut werden hier genannt als Repräsentanten der ober- und niederbayrischen Städte, die zu Ludwig gehalten und sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Von Landshut berichtet der Fürstenfelder Chronist ausdrücklich, was der Dichter (133—135) Ludwig

sagen läßt, s. S. 141. Anm. — 135 ff. bewährt — ehrt; wallen — fallen, Reime zum Schluß der Bürgerscene; ebenso 925 f. Wettern — schmettern. — 138. Baier stark deklinirt im Plural, ist in der neuesten 3ten Ausgabe (1863) mit Recht dem allgemein angenommenen Baiern gewichen; ebenso 305. ihr treuen Baiern, 946. und 52. die Baiern, 1019. Baiern, 1286. der Baiern, 1797. alle Baiern; dagegen 61. Baierfürst, 140. noch Baierland und 785. Baiervolks und überall in der Zusammensetzung. Wir haben das y in dem Namen beibehalten, nicht bloß, weil es offiziell geworden, sondern nach der Entstehung aus Peigiri, Beiger, Beijer, Baijer berechtigt ist. — 143. Puechberg s. S. 120. — 150. unerstickt nach der Analogie von unerquickt, unverrückt. — 154. den Städten zum Verdruß, hier wohl nicht in der gewöhnlichen logischen Beziehung der Konsequenz zu nehmen: so daß es den Städten Verdruß machte; sondern, da es dem: „weil er mehr den Adel hegt" koordinirt ist, in der Kausal- oder der damit verwandten und so oft verwechselten Finalbeziehung: um ihnen Verdruß zu bereiten; man hätte eigentlich erwarten sollen: aus Verdruß über die Städte d. h. über ihre Bevorzugung, mit Beziehung auf die höhnische Bemerkung V. 60 ff. — 155. hegt mit reichen Festen 2c. durch die adverb. Bestimmung des Mittels erhält der Ausdruck, der gewöhnlich nur mit dem einfachen Objekt und etwa einem Adverb des Grades oder der Weise erscheint, sinnliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit, wie der volksthümlichere Ausdruck: warm halten mit 2c. 157. Blutsfreund s. die Stammtafel; Jugendfreund s. S. 121. — 162. zu Salzburg s. S. 140 f. — 163. Aug' in Aug' gewöhnliche Ellipse: schauend. — 164. knüpfte sich der Friede, das Bild findet sich auch in dem mittelalterlichen: Strickung, Einung (1648) und in seinem Gegentheil: Entzweiung. — 168. Eigenthum = Allod, Lehn = Feod. — 173. wetzt ihre Scharten aus, Scharte, ein Einschnitt, spaltartige Oeffnung, ausgebrochenes Stück, besonders an schneidigen Werkzeugen; wie an diesen, wenn sie taugen sollen zum Gebrauch, die Scharten ausgeschliffen werden müssen, so sollen die Ritter ihre befleckte Ehre im gerechten Dienste durch Tapferkeit wieder rein waschen; das schartenlose Schwert ist das Bild unbefleckter Ritterehre, und mit dem Schwert erweist und vertheidigt der Ritter seine Ehre. Jener Ausdruck wird auch auf alle Verhältnisse übertragen und bedeutet dann: etwas wieder gut machen. — 179. Geding. Das Ding, thing, ding, eine Gerichtssache und das Gericht selbst, ze dinge sitzen Recht sprechen; das Verb. thingon, dingon, dingen reden (vor Gericht); davon das Gedinge, die Verhandlung, die Uebereinkunft, s. Ernst v. Schw. V. 795. Markgeding. — 182. s. V. 80 f. — 184. beschickt s. V. 46. Ein überraschendes Gleichniß, das aber bei näherer

Betrachtung nicht ganz klar erscheint. Dem Mann, der sein früh Geschäft besorgt, denken wir ihn uns nun als Landmann oder Boten, kann der Aufgang der Sonne nichts Ueberraschendes haben. Die Sonne, als wirklicher Weltkörper, kann in ihrer Erscheinung nur der Dunkelheit, dem Nebel entgegengesetzt werden. Ein durchgeführtes Bild wäre also etwa: ihr gleicht dem Manne, der in finstrer Nacht oder in dichtem Nebel eifrig seines Weges Acht hat und alle die kleinen Hindernisse überwindet, während unvermerkt schon die Sonne das Dunkel durchstrahlt und ihm aus kleinen, ängstlichen Mühen zu raschem Fortschreiten leuchtet. Oder der seine kleine Aufgabe, unbekümmert um das große Weltgetriebe, mit allem Ernst und Eifer erfüllt, während das höchste Amt seiner schon wartet. In der schönen Sage von Heinrich dem Finkler finden wir einen ähnlichen Gegensatz: der Vogelfang, während die Boten des Reichs ihm die Krone bringen, den herrlichsten Fang. Vielleicht, daß der Streit zwischen Kaiser und Papst, bei welchen letzterer durch das Verhältniß des Mondes zur Sonne des Kaisers Stellung zu ihm veranschaulichen wollte, dem Dichter Veranlassung gab, das Bild der Sonne hier anzuwenden. Die Absicht des Dichters mit dem Bilde ist klar. Das Beschicken des Geschäftes wird als ein Sich-Beschränken auf das Nächste betrachtet und das Aufgehen der Sonne als etwas Großes, Erhabnes, weithin Reichendes; während der Mann seiner nächsten kleinen Pflicht genügend, alle Aufmerksamkeit dem Geschäfte widmet, wartet seiner schon die große, herrliche Lebensaufgabe, zugleich das höchste Glück eines deutschen Fürsten, strahlend, wie die Sonne, an das er nie gedacht hat. Immer aber kann dann Sonne nur figürlich genommen werden und fällt aus dem Bilde des ersten Theiles heraus. — 186. Werbt eure Botschaft, ein häufig vorkommender mittelalterlicher Ausdruck, der hier dem feierlichen Momente besonders entspricht und uns in die Zeit der Handlung versetzt. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, die wir noch in Wirbel (mundartlich auch noch in das Gewerbe = Gelenk) haben, ist ganz verloren gegangen: sich drehen z. B. ob den rippen ligent zwo sculteren, da die arme ane wervent (daran sich die Arme drehen), swenne si sich rüerent. Bildlich heißt es dann: sich wenden und drehen, um etwas zu Stande zu bringen; besorgen, ausrichten z. B. Artus warp ein hochgezît: und besonders von Boten, mit und ohne das Subst. Botschaft; z. B. der bote sprach al daz der künec werben hiez. In dem Worte Verkehr tritt uns auch die Verwandtschaft der Begriffe des „hin und her sich wenden" und „erwerben" entgegen. V. 224 um Liebe werben. V. 255 für einen werben. — 188. verhängt ist nur von einem Unglück, einer Strafe, Prüfung gebraucht;

hier allgemeiner von etwas Schwerem, Mühevollem. Die feierliche Anrede des Burggrafen hat ihn erkennen lassen, daß das Verhängniß ihm Wichtiges bestimmt habe. — 189 ff. s. die Schilderung dieser kaiserlosen Zeit und des Parteigetriebes S. 142 ff. — 190. Umschreibung von: um die Krone werben. — 192. Trifels s. S. 275. — 193. Reichskleinode s. Ernst 867. — 195. derweil, alt, eigentlich der Weile oder in der Weile, daß oder als = während. — 197 f. Königsstuhl bei Rense s. S. 145 Anm. und S. 276 ff. Der Dichter zieht die verschiedenen Berathungen zu Rense und anderwärts zusammen. — 200. ob des Reiches Noth s. Ernst 14. — 201. Die Thronbewerber wurden erwogen, ungewöhnlich, sonst nur sachliches Obj. etwas erwägen, soviel als abgewogen, in ihrem Werthe geschätzt, s. S. 146 Anm. — 205. Gammelsdorf s. S. 137 ff. — 210. auf dich gestimmt, gewöhnlich für; es sind zwei Momente des Wahlgeschäfts verschmolzen: das Augenmerk auf einen lenken und die Stimmen für ihn erheben. Schon in dem Ausdruck: Savoyen zog vorüber, liegt das Bild einer Musterung, wie bei den alten Censoren, zu Grunde. Die Stimmen auf einen abgeben, vereinigen ist ein jetzt gebräuchlicher Ausdruck. — 213. der Tag gesetzet, wie man auch Termin setzen sagt für das neuere ansetzen oder festsetzen. — 214. unverfehlt, hier wohl weniger in dem Sinne: sicher, ohne Weigerung, sondern: unverweilt, wie V. 500, oder: ohne den Tag zu verfehlen. — 215. bei Frankfurt, das = an dem Orte bei Frankfurt, den man Frankenerde nennt. Uebrigens könnte auch Frankfurt selbst Frankenerde genannt werden, denn bei Raynald XIV. Annal. Eccles. ad ann. 1263 § 53 heißt es: wenn die Kurfürsten am bestimmten Tage bei der Stadt Frankenford zusammengekommen sind, innerhalb oder außerhalb der Stadt selbst, auf dem Boden, welcher Frankes Erde genannt wird, Orten, die von Alters her dazu besonders bestimmt sind, kann und muß zu der Wahl geschritten werden nach der anerkannten Sitte dieses Reiches. Frankenerde mußte es sein, weil das Reich vom alten fränkischen herkam. — 216. gewärtig seist = harrest, erwartest. — 217. darum — damit die enge Verwandtschaft der logischen Beziehungen des Grundes und Zweckes zeigt sich auch in der häufigen Vermischung der bezüglichen Adverbien und Konjunktionen: darum — weil, dazu — daß oder damit. — 230. heischet s. Ernst V. 451. — 231 ff. s. S. 147 Anm. — 236. hold, wohl auch im Sinne des Lehensverhältnisses, wie schon im Heljand: seine Holden (die Jünger, denen der Heiland als sächsischer Herzog gegenüber gestellt wird). — 254. streit' es = bestreit. — 266. Vogt s. Ernst V. 107. — 274. berufen, wie noch jetzt = erwählt; zugleich auch wohl in dem

Sinne: ihr habt den Beruf dazu, d. h. die Tüchtigkeit. — 278. wohl hier nicht als Concession zu nehmen, sondern eher: hat doch jeder Stamm schon seinen Kaiser geschickt, so können wir jetzt auch unsern Mann senden. 291 ff. Ist als eine Vision zu nehmen dessen, was aus der Annahme der Wahlen folgen wird. — 295. Die Alpen weichen, sie können mich nicht zurückhalten. — 306. gründend = fußend, meinen Thron gründend.

309. Albertus. Schon in der Wahl des Namens soll auf die geheime Kunst des Schülers hingewiesen werden, die im Mittelalter die Kunst des Albertus Magnus genannt wurde. Ueber die fahrenden Schüler s. S. 278 f. Die Rede des Albertus ist im Tone eines frivolen Vagabunden gehalten, dessen Motto ist: „ich hab mein Sach auf Nichts gestellt!" oder: „ubi bene, ibi patria." Es klingt der Ton aus dem „Lied eines fahrenden Schülers" durch, in welchem dieser sich selbst schildert. — zween, alte männliche Form; 317. zwo weiblich, zwei sächlich. — 319. der Edelknabe spricht spöttisch. — 321. einer Spinnewebe, schwäbisch; ebenso 377, mittelhochd. daz spinneweppe; auch im Neuhochd. ist das Spinnwebe das richtigere. — 325. Dintenfaß, Tinte ist die richtigere Schreibweise dieses, aus dem Latein. stammenden Wortes tincta im Mittellat. — 328. eingenestelt, von nestan, nähen, davon das Nest, die Nestel = die Schnur zum Verbinden; auch das Haarnest wird die Nestel genannt. — 338. reiterlich ein glücklich gebildetes Wort. — Gestell = Knochenbau. — 339. Die Stange halten, d. h. die Speerstange, von dem Turnierkampf, wo der Richter jedem Kämpfenden Einen beigab, der über ihn, wenn er fiel, zum Schutze die Stange hielt oder ihm, wenn er die seinige zerbrochen hatte, eine neue gab; daher allgemein: Einem beistehn, Einen vertheidigen, seine Partei nehmen, wie in Lessing's Nathan IV. 1, hält seiner Partei die Stange. Doch möchte es hier überhaupt nur bedeuten: dem Ritter dienen, wie „die Schleppe tragen" den Frauendienst bezeichnet, also beides = den Hofdienst thun. Man sollte fast glauben, Stange sei hier gleichbedeutend mit Steigbügel, denn zu jenem Dienste beim Turnier wurden doch wohl nur Ritter gebraucht. 346. des Königs Dienste wartend, Dienste wird hier als Genit. des Plur. zu nehmen sein und zwar in der Bedeutung: Acht haben auf die Dienste; es könnte mit demselben Sinne auch Dat. des Sing. sein. s. Benecke, Wörterb. III. S. 530 f. — 347. von Langerweil', beide Theile des zusammengesetzten Wortes sind hier flektirt, wie in dem Lat. respublica; oft wird auch nur das Subst. flektirt mit und ohne e des Adj. — 351 ff. Ein Bischof hat s. S. 279 ff. — 353. zumal der schwarzen. Schwarzkunst

wurde die Magie genannt aus Verwechslung des Griech. nekros (Todte) in nekromantia (Todtenbeschwörung) mit dem Lat. niger, schwarz; von der Kunst der Todtenbeschwörung erhielt das ganze Gebiet der Zauberei seinen Namen. Wohl mochte auch bei dieser Verwechslung der Glaube mitspielen, daß diese Zauberer dem Bund mit dem Teufel (dem Schwarzen) ihre Künste verdankten, und auch das mitwirken, daß man durch schwarz das Böse, Gottlose der Kunst bezeichnen wollte. — 364. stracks von strecken, in gestrecktem Lauf, wird von eilender Bewegung gebraucht, die den kürzesten, geraden Weg nimmt; ihm am nächsten kommt flugs (311), im Fluge; hier würden wir auf der Stelle, augenblicklich geeigneter finden; doch ist stracks mit Rücksicht auf das unmittelbar folgende flog gewählt. — 366. spreitet er, ist ohne „aus" das ältere, im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen vorkommende = aus einander thun; eine Nebenform: spreizen, namentlich von den Beinen; 371 ist die neuere Form mit „aus" gebraucht. — 368. ihm auf die Sprünge kam, eine volksthümliche Redensart. Es liegt wohl die Vergleichung des menschlichen Thuns mit einer Wanderschaft zu Grunde. Gerade Wege gehen sagt man für redlich handeln, und umgekehrt: krumme Wege gehn; die Sprünge wären also die raschen Abweichungen vom geraden Wege; es hieße also: man folgte seinen Sprüngen, fand ihn auf denselben, ähnlich: hinter die Schliche kommen. 382. eigens, adverb. Genitivbildung, wie vergebens, unversehens, stets rc. = eigentlich, ganz besonders, was man im gewöhnlichen Leben mit den Fremdwörtern extra oder expreß ausdrückt. In etwas anderer Bedeutung V. 934, euch stell' ich eigens ihm zum Gegner auf = in eigener Person, vorzugsweise. — 384. Salve etc., über diesen Glückwunsch s. S. 279. Möglich, daß Uhland wegen des Reims auf stella die Form Isabella gewählt hat für Elisabeth, wie sie in allen Urkunden genannt wird, wozu ihn übrigens schon die Herkunft der Prinzessin aus Spanien veranlassen konnte. Der zweite Theil des Glückwunschs erinnert an die Marienhymnen, in denen sie oft: flos venuste, fulgens stella maris genannt wird. — 391. der Imbiß, althochdeutsch imbiz, das Speisen überhaupt, in der Schweiz bedeutet es noch das Mittagessen oder Essen, in Schwaben heißt es Anbiß, das Essen zwischen der Zeit. — 392. Wanderpfennig, gewöhnlich Zehrpfennig. — 401. sonst = außerdem, gewöhnlich mit noch. — 402. und du verhehlest nicht; man sollte statt und die Gegensatzpartikel doch erwarten; der Sinn kann doch nur sein: alle die Zeichen der Liebe, das wache Träumen rc. finde ich zwar an dir, doch sie gelten nicht der Liebe zu mir, sondern zu der Krone, an der dein Herz hängt. Doch läßt sich's auch so erklären, daß man diese Zeichen nimmt als die einer

Liebe, die ihren Gegenstand noch nicht besitzt, so daß sie also nicht der Isabella gelten können, sondern dem „Andern, für das er lebt" (398), nämlich der Krone. — 406. Siegesdank, Dank = Preis, der zum Danke für den Sieg gegeben wird. So gewöhnlich: der Dank allein, bei Ritterspielen: er hat den Dank davon getragen, errungen, offenbar, weil der Preis anfänglich nur oder hauptsächlich im Danke der Dame bestand, wie in Schiller's Handschuh: „den Dank, Dame, begehre ich nicht"; ähnlich: Andenken für den Gegenstand, der zum Andenken gegeben wird. — 408. daß für auf daß oder damit. — 410. ff. s. S. 142—417 ff. Schilderung der romantischen Vorzeit; 418—20. Anspielung auf Armida und ihre Zaubergärten; 421—27. die Liebeshöfe (cours d'amour) am Adour 2c. Man vgl. die schöne Romanze: der König und die Schäferin. — 451. ff. Anspielung auf den Sängerhof Leopolds von Oesterreich zu Anfang des 13. Jahrhunderts. — 441 ff. Der Dichter zieht die einzelnen Momente der Wahlhandlung zusammen. Die Zusammenkunft der beiden Bewerber, die der Erwählung und Erhebung nachfolgt, ist Zusatz des Dichters. — auf den Hochaltar, s. S. 149 Anm. Während dieser Handlung wurde das Te Deum gesungen und die Glocken verkündeten dem draußen harrenden Volk das Geschehene; dann ward der Gewählte auf einem besondern Gerüste dem Volk gezeigt; dies ward zur Zeit Ludwigs auf dem Hofe der Kirche errichtet, der unmittelbar an das hohe Chor stößt; später in der Kirche vor dem Laienaltar. — 447. wenn's der Meldung lohnt, auch reflex. es lohnt sich der Mühe. — 450. auf jenes grüne Feld oberhalb Sachsenhausen, der Gerbermühle zu. — 459. ewig nie ausdrucksvolle Verstärkung. — 462 ff. s. S. 114 ff. und S. 286 f. Daß Leopold besonders, seiner Schwester Agnes gleich, wüthete gegen die Verschworenen und ihre Angehörigen, wird berichtet, s. S. 116. — 468. die Agnes, mit den Urkunden nennt sie Schiller die strenge Agnes; auch fügt er hinzu, sie habe geschworen: im Blut sich wie im Maienthau zu baden. „Nun bad' ich mich im Maienthau!" soll sie gesagt haben beim Blute der 63 Männer von Farwangen (Joh. v. Müller II. 17 Not. 32). Offenbar bezieht sich dies auf die Maienfahrt oder das Maifest, das Albrecht am Tage seiner Ermordung nach uralt germanischem Gebrauche hielt und an das auch die Kränze bei der Tafel erinnern, s. S. 287 f. — 469. du kennst das nicht, das Gefühl der Blutrache. — 473 ff. s. S. 128 ff. — 491. ich bin ein Stiefkind, s. S. 214. — 496. viel Andres, mittelalterlich = ganz; im Sinne steht, feststeht in mir, stärker als die gewöhnlichen Redensarten: im Sinne haben, liegen, sein. — 502. schwinge sich zu Roß, gewöhnlich auf die Frage wo? oder wie? aufs Roß, wohin? —

504. bricht das Lager auf, statt die im Lager, wie die Stadt für die Bewohner. — 505. fahre wohl mit dem Nebenbegriffe: sei glücklich in deinem Thun. — 510. der waltenden Gestirne, der Planeten, aus deren Stand geweissagt wurde. — 511. Friedrichs Sterne, eigentlich müßte es Stern heißen, denn jeder Mensch hat nur einen Stern und ist unter dem Zeichen eines Planeten geboren, dessen Standverhältnisse am Himmel überhaupt und zu andern Planeten auf seine Unternehmungen wirken. Der Planet, der in der Stunde seiner Geburt im Aufgang am Horizont (d. h. in seinem Geburtshause) stand, ist sein Stern, der, je nachdem er für glück- oder unglückverheißend galt, für ihn Günstiges oder Ungünstiges brachte; eine Bedeutung hatte dabei auch noch Zeit und Tag; wenn z. B. die Geburt am Sonntag (Sonntagskind) und noch dazu beim Aufgang der Sonne geschah, so war dies ein außerordentlich Glück; endlich kam's auch auf den Stand und die Bedeutung der übrigen Planeten und Sternbilder an, namentlich derer, die in seinem Geburtshause, d. h. in dem Hause des bei der Geburt aufgehenden Gestirnes standen. Von diesem Glauben an den Einfluß der Gestirne kamen die Ausdrücke: unter einem günstigen Sterne geboren; mein Unglücksstern oder Unstern hat mich verleitet 2c. Anders ist die Ausdrucksweise: die Sterne sind nicht günstig, unbarmherzig (V. 1070) 2c., also hier: wie stehen die Sterne für Friedrich, d. h. welche Stellung nimmt sein Stern zu den übrigen Planeten ein, wie ist die Konstellation? s. Ernst 772 der Sterne Wechselstand. — 513. in des Löwen Schweif, s. S. 173. — 516. so dunkel sind, eine so unklare Einsicht verstatten. Das ganze Selbstgespräch des Schülers ist wieder im Ton des pfiffigen, schmarotzenden Fahrenden gehalten. — 254 ff. s. S. 140 f. — 531. der Sühne, Ausgleichung, Versöhnung. Sühne war früher die Schlichtung jedes Streites, namentlich durch Schiedsrichter, während wir es jetzt nur für Ausgleichung von Verbrechen gebrauchen. So heißt gerade jene Uebereinkunft zu Salzburg eine schiedsrichterliche Sühne. — 544. Mehrer, seit dem 14. Jahrhundert aus dem mißverstandenen Augustus hergenommen. — 545. Die Sterne als Zeugen. Friedrich nimmt das Bild auf in dem andern Sinne des Glückbringenden: sind jene Sterne, die so hell d. h. so segenkündend schienen, ganz hinab. — 553. f. vgl. V. 274 f. Ihr seid berufen, Ihr dürft Euch nicht entziehn. — 558. s. S. 145 Anm. — 560. Dein Böhmen, König Johann; der vertriebene König, Herzog Heinrich von Kärnthen, maßte sich die böhmische Kurstimme zu Gunsten Friedrichs an; Dein Sachsen, Herzog Johann, der für Ludwig stimmte, war der ältere; Rudolf der jüngere Herzog von Sachsen. Doch auch wenn man die beiden Stimmen

Sachsens als bestrittene abrechnet, blieben 4 gegen 2; denn Johann war längst als Böhmenkönig anerkannt. — 562. Ansprüche aufrütteln, gewöhnlicher aufrühren im figürlichen Sinne wird von Leidenschaften gebraucht, die wieder angefacht werden, dann auch von dem, was die Leidenschaft hervorgerufen, daher: eine Sache, einen Streit wieder aufrühren; verjährt, ein juristischer Ausdruck, was durch Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren ungültig geworden ist, hier überhaupt: durch die Zeit ungültig geworden. — 563. Der Pfalzgraf Rudolf. Das Verkündigungsschreiben an den Papst ist von Rudolf erlassen und es heißt darin: Wir, Rudolf ꝛc. in unserm und der Andern Namen (die aufgezählt werden) erwählten ꝛc. (Olenschl. Urk. XXV.); auffallend ist es, daß nach einer Urkunde bei Böhmer vom 17. October aus Heidelberg Rudolf, weil er nicht kommen könne, den Bischof Heinrich von Gurk bevollmächtigt. Er muß sich also, besonders da er auch den aus Furcht abwesenden Kölner zu vertreten hatte, alsbald eines Andern besonnen haben; — steht zu mir, auch 1461. zum Andern stehen, wie hält zu mir s. Ernst V. 381, verwandte Redensarten s. Ernst 423. 258. eigentlich bei einem stehen, sich zu einem stellen. — 564. mich neidet, mir die Krone neidet, mich mit Neid verfolgt wegen der Krone. — 575. nun du, als Konj. häufig für da du nun. s. Ernst 277. — 583. das volle Glück das, was dein Glück voll macht. — 584. welches Heil, wie wenig Heil. — 591. Beispiel auf Personen übertragen, nicht selten, im guten Sinne = Muster, Vorbild; er ist uns ein warnendes Beispiel geworden. -- 593. die Würde, die man auf mich warf, als eine Bürde betrachtet. — 594. meiden, ursprünglich sich von etwas wegbewegen, es fliehen. — 595. Gleißners, gleißen, geleißen, auf gleich zurückzuführen, althochd. lihhizan sich gleich machen, als habe man die oder die Gesinnung, sich verstellen. Von ganz anderm Stamme ist das Verb gleißen, glänzen, wie in Uhland's Eberhard: der gleißend Wolf. — 596. es hilft ihn nichts = es nützt ihm nichts, es fördert ihn nicht in seiner Sache; helfen mit Dat. einem beistehen, einem Hülfe bringen, der Akkus. wird beim unpersönlichen Verb lieber, als der Dativ gebraucht. — Die Stelle räumst, vom Kampfplatz hergenommen. — 597. küren s. Ernst 847 und 346. s. auch den Schluß dieser Bemerkungen. — 601. Manns genug, der Genit. von genug abhängig; bin ich nicht Manns genug, dir alles zu ersetzen (Lessing); genug, prädikatives Adjektiv; wie es auch heißt: es ist genug des Redens; eine volksthümliche Redensart; man möchte eigentlich Nominativ Mann erwarten = ich bin noch hinreichend Mann; doch läßt sich auch der Genit. erklären: ich bin genug, genügend, was den Mann, d. h. die männliche Kraft betrifft, auch pluralisch: wir

sind Manns genug. Einen ähnlichen adverbialen Gebrauch von Mann bietet die Redensart: ich bin (dir) Mann dafür, d. h. ich stehe dir dafür. In Schiller's Demetrius sagt Leo Sapieha: Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte. Verwandt: Seinen Mann stehen = leisten, was ein Mann leisten soll. — 602. stört in meinem Vorschreiten zum Throne. — 604. Meutrer s. Ernst 433. — Ungestüm, eigentlich mit doppeltem m, das leidenschaftliche Vorwärtsdringen, von stemmen, einhalten. — 605 ff. Ein päpstlicher Legat war nicht zugegen; Papst Clemens V. war am 20. April gestorben und Johann XXII. wurde erst am 7. August 1316 erhoben, nach einer Sedisvacanz von 2 Jahren, 3 Monaten und 17 Tagen. Daher ging auch das beiderseitige Verkündigungsschreiben an den künftigen Papst. Der Dichter wollte aber hier gleich die Stellung der Kirche und ihre Ansprüche bei der Wahl des Reichsoberhauptes klar bezeichnen. Das Zwiegespräch zwischen dem Legaten und zwischen Ludwig und den Fürsten ist in dem Tone des Reichstags- und Kurfürstenbeschlusses vom J. 1338 gehalten und die Gegenkönige stimmen in diesem Punkte überein. — 615. Ihn gehet an, geht bittend zu ihm; stärker: ihm lieget an. — 619. vermesse keiner sich der Reichsverwaltung, poetisch statt des gewöhnlichen Infinit. im verkürzten Satz. — 627. daß sich die Kirche weltlicher Gewalt anmaßen dürfe, gewöhnlich der Akkus. der Sache, s. 619.

640. mir Volkston, wie das ganze Zwiegespräch der Beiden, z. B. die Auslassung des Pronominalsubjekts, der Artikel vor den Personennamen 2c. — Lagergasse, der Gang zwischen den Zelten. — 641. Sauerbeck, der gewöhnliche Bäcker im Gegensatz zum Süßbeck; Beck mundartlich. — 645. das laß dir gut sein, das soll dir zu Gute kommen, das soll dir gut geschrieben, gedacht werden (im Sinne des Dankes); eine ähnliche Redensart: das war dir gerathen, was eher eine Drohung ist, daß es ihm schlimm gegangen wäre, wenn er es nicht gethan hätte. — 647. halt, vgl. 666, nur noch mundartlich: sicher, gewiß, hier nähert es sich der älteren Bedeutung: vielmehr als leichter Gegensatz zum Vorhergehenden. ein frommer Meister, tüchtiger in der alten Bedeutung. — 648. hast zugelegt, volksthümlich: bist dicker geworden. — 656. just, volksthümlich: ebenso, richtig oder recht so. Es liegt ein köstlicher Humor in diesem Gespräch; auch die Gedankensprünge ganz in der Volksweise. — 661. Theurung, s. S. 158. — 666. gesippte = verwandte, althochd. sippa Freundschaft; zu Grunde liegt der Begriff des Gemeinschaftlichen; jetzt haben wir nur noch Sippschaft im unedeln Sinne. — 670 ff. s. S. 155 Anm. — 673. das Mehlfaß ist Zuthat des Bäckerhumors. — 676 ff. s. S. 153. — 681 ff. s. S. 158. — 685 ff. s. S. 170. — 688 ff.

s. S. 160. — 691 ff. s. S. 160. — 693. ist nichts = ist unbedeutend, ist nicht der Rede werth. — 694. bist östterreichisch worden? halbernst, weil er seiner Meinung nach das Unglück Ludwigs übertreibt. — 698 ff. s. S. 163. — 710. Schweppermann s. S. 182 Anm. — 713. ist's nicht richtig, eigentlich nicht wie es sein soll, dann im Volksmund von Allem gebraucht, was Gefahr droht; auch wohl: es ist nicht sauber; es geht was vor. — 714. die kneten was zusammen, auch einem etwas anrühren, etwas einbrocken, etwas brauen, von den verschiedenen Hantirungen genommen. — 716. geht was los, kommt zum Ausbruch. — 718. streif nur die Aermel auf, wie die Bäcker thun, wenn sie an die Arbeit gehen. — 719. wir fehlten noch, der Schweppermann und ich, eine naive Dummheit, die höchst ergötzlich wirkt, etwa wie das Wort Francke's, des Sohnes, zu Friedrich d. Gr., als dieser den Hut abnahm im Halle'schen Waisenhaus: Majestät, bedecken Sie sich! worauf Friedrich sagte: lieber Francke, Sein Vater ist ein sehr gescheidter Mann gewesen. — 721. vier Tage lang wartete Ludwig auf Schweppermann, wie Zschokke erzählt, ohne die Quelle anzugeben. Da Schweppermann in Nürnberg verbürgert war und dort wohnte, konnte ihn der Dichter um so mehr durch den Burggrafen einführen lassen. — 724. stündlich, Stunde um Stunde, in jeder Stunde, fortwährend. — 726. der Geist Subj. — 735. Behenwiese s. S. 179 und 185 Anm. das Wort heißt: bunte Wiese. Es kommt auch die Form Bechwiese vor, aus der dann später durch Unwissenheit Becht- und Fechtwiese (so Buchner) entstellt wurde. Der erste Theil des Wortes ist vêch, althochd. fêh bunt. Der gleichzeitige Beschreiber der Schlacht sagt: ûf der gickelvehen wise (s. S. 179 Anm.); gickelvêch hieß aber mundartlich bunt, gegkericht buntscheckig in Nürnberg und der Umgegend. Gackelei = buntes Osterei. Ob in Gickelhahn auch das bunte Federkleid ausgedrückt wird oder ob es nur eine pleonastische Nebenforn von Gockel ist, also = Gockelhahn, das offenbar den Laut des Thieres nachahmt und auch in a variirt wird, weiß ich nicht zu entscheiden. In der Umgegend von Frankfurt wird der Hahn geradezu Gickel genannt, davon gickelroth von einem leicht zornigen Menschen, der auch Zorngickel gescholten wird. Man könnte, da aus der Schreibart des Wortes vehenwise ohne das Längezeichen die Länge oder Kürze des ersten Vokals nicht ersichtlich ist, auch vehen = Vieh nehmen, das mittelhochd. vihe und veh heißt; aber die Zusammensetzung gickelvech, die auch sonst vom Gefieder des Habichts vorkommt, läßt nur die erste Deutung zu (s. Schneller's bayr. Wörterbuch). — 737 ff. Der Dichter läßt ihn zu Hause beschäftigt sein mit strategischen Plänen im

Allgemeinen; auf die bevorstehende Schlacht, von der er noch nichts weiß, kann sich seine Arbeit nicht beziehen. Man könnte fragen, warum er jetzt die Gegend betrachtet, da er doch schon seinem Herrn den Plan mitgetheilt hat; jedoch erscheint dies nur als ein wiederholter Blick, der ihn gewisser macht. — 744. mußeloses Alter, in dem er sich keine Muße gönnt und auch ihrer nicht bedarf. — 745. Endzweck eigentlich pleonastisch, da Ende und Zweck das nämliche bedeutet, ganz gleich mit Zweck, eine Wortbildung neuerer Zeit. Der Dichter hat es wohl gewählt, um anzudeuten, daß es das letzte Ziel seiner Kraft sein soll, wie 755. mit der letzten, vollsten That. — 748 ff. wenn — der leichte Anakoluthie. — 751. sich anschicken für oder zu etwas = bereit machen. — 757. Pfleger s. V. 43. — 759. ein ohne Noth unvollständiger Vers von 4 Füßen. — 761. s. S. 173 f. — 770. der Bienenstock will lassen, ein technischer mundartlicher Ausdruck, d. h. schwärmen. Die junge Königin zieht mit der jungen Schaar aus, um einen neuen Stock zu gründen. Rückert in Rostem und Suhrab 89 verwendet dies in ähnlicher Weise zu einem ausgeführten Bilde beim grimmigen Kampfe zwischen Vater und Sohn:

„Wie wenn am Frühlingstag des Landmanns Bienen schwärmen,
Wann rings das Bienenhaus des Mittags Strahlen wärmen;
Wann sich die Einigkeit des Brudervolks zerschlug,
Die Honig mit gemeinschaftlichem Fleiß eintrug,
Sich nun vom alten Stock der junge Stock lossagt
Und auf gut Glück den Flug mit eignem Weisel wagt."

In der Pfalz sagt man: der Stock stößt ab d. h. die junge Brut. — 781. ff. s. S. 175. Anm. — 785 in Mitte, gewöhnlich in Mitten oder inmitten. — Nach den Chroniken that's Ludwig aus Vorsorge; eine glückliche Aenderung des Dichters, die doch auch dem Wesen Ludwigs entspricht. — 790. Marschalk, die ältere Form, althochdeutsch marahscalc, Pferdeknecht. — 793. sie brennen nach, verlangen brennend nach; ein niedrigerer Ausdruck: brennen auf, anders: brennen für von heißer Liebe. 796. Raizen, ein Zweig der Serben. Die Chronisten nennen diese mit den Ungarn Kumanen, die, aus dem Kaukasus stammend damals noch als Heiden in den unteren Donauländern wohnten. — 813. Brücken, goldne, durch Gold ihm zur Flucht behülflich sein. — 815 f. wie Agathokles, als er in Afrika landete, die Schiffe verbrannte, um den Muth der Seinigen zu befeuern. — 816. pflichtig, vom Lehensverhältniß, unterthan und daher zum Dienste verpflichtet. — 817. für das Unglück = für den Fall des Unglücks, wie für die Kälte, für den Tod,

wo man ebenso gut gegen setzen könnte. — 821. ist uns noth, ist eig. Subst., aber in den Impersonalbegriffen adjektivisirt. — 829. s. S. 172 f. — 834. Rudolf wurde am 29. nicht am 28. Sept. 1273 gewählt. — 827. goldne Ring s. S. 174. — 842. Strauß s. Ernst 1751. — 851 ff. über den Ritterschlag s. S. 289 ff. — 883. allen Makels abgethan, prägnant, zwei Redensarten zusammengeschmolzen: allen Makels ledig und nachdem ihr euch allen Makels abgethan habt. — 887. die . . . bitten soll, mit Akkusativ der Sache, statt mit um dichterisch, = erbitten oder bittend erstreben. — 890. So soll euch des Begehrs willfahren sein, der Genitiv als partitiv in Bezug auf; starke Form mit sein in der älteren Sprache (mittelhochdeutsch kommt es noch nicht vor), in der neuen Sprache schwache Form mit haben. 893. Sporen, der Plural wird auch im Neuhochdeutschen gewöhnlich noch von dem Mittelhochdeutschen spor gebildet, während im Sing. die Form Sporn eingetreten ist, meist figürlich gebraucht (wie V. 895), während für den sinnlichen Gegenstand der Plural allgemein ist. Das Wort kommt von einem alten Verb, das stechen bedeutet; zu ihm gehört auch Speer und Spur. — 894. Und soll es sein, feierliche Form für: sei es, mag es sein. — 900. Gürtel, für das Wehrgehäng ist Gurt die gewöhnlichere Form; hier, wo er auch symbolisch gedeutet wird, paßt Gürtel besser. — 908 f. St. Michael und St. Georg als Schutzpatrone des Ritterstandes. Ueber St. Georg s. Ernst V. 1183. Der Erzengel Michael, von dem die Legende erzählt, daß er Beschützer des jüdischen Volkes gewesen sei und mit dem Satan um den Leichnam Moses, den dieser wegen des Mordes an dem Aegyptier in Anspruch nahm, gekämpft habe, wird in der Offenbarung den Drachen (den Satan) besiegend dargestellt und als Schutzengel der christlichen Kirche verehrt. Daher trugen ihn besonders die Kreuzritter in ihrem Panier. — 909. schaff ich euch, der feierliche Ausdruck statt des einfachen: machen; es liegt darin der Begriff des Umwandelns, Neuschaffens. —

927. hier ist der rechte Blick statt hier hat man den rc. — 934. eigens s. V. 382. — 936. Blößen beim Kampf, die Stellen, wo er sich des Schutzes entblößt. — 948. überrannt, von der Reiterei überholt. — 949 ff. s. S. 181 Anm. und 184 Anm. — 954. die österreichischen Reiter müssen sich zurückwenden und dadurch den Böhmen Luft lassen. — 955 f. s. S. 176. — 968. um den König ist das ganze Spiel, vom Schach; die ganze Rede, humoristisch gehalten, möchte kaum in den Mund des biedern Schweppermann passen, namentlich im Augenblick so großer Gefahr; jedoch bei dem geschichtlichen Dunkel, das über dieser Person ruht, mag es

dem Dichter schon verstattet sein, seinen Helden mit modernem Humor auszustatten, der einiger Maßen das heitere Gegenbild zu Shakespeare's: ein Pferd, ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd! bildet. Wohl dürfen wir auch für diese humoristische Betrachtung ein ernsteres Motiv in Anspruch nehmen und sie als das treffende Urtheil des geschichtforschenden Dichters ansehen über die damalige Lage des Königs, dessen Würde bei der Anmaßung der Einzelnen und bei dem Untergang des Gesammtgefühls in dem blutigen Kampf der Stände, nur so weit noch galt, als sie sich auf die reelle Macht der Parteien stützte, der also, wie der König im Schachspiel, sich schieben lassen mußte. Daß ein Ritter die Rüstung Ludwigs trug und als vermeintlicher König von Friedrich erschlagen wurde, melden die Chroniken s. S. 177. — 984. Das Zeichen die rothe Fahne für den Burggrafen im Hinterhalt. — 990. ein österreichisch Banner roth und weiß; die rothe Fahne war nur das Zeichen zum Angriff. 992. meines Amtes nämlich: die Sache. — 993. die Räder rollen nämlich des Werkes, das Bild von einem großen Maschinenwerk, zu dessen Betrieb viele Räder in Bewegung gesetzt werden und in einander greifen müssen. —

999. ff. Schweppermann hat dem Albrecht den Auftrag gegeben (933 ff.), Friedrich wo möglich gefangen zu nehmen, nicht mit ihm zu kämpfen (vgl. V. 1017); deßwegen läßt er ihn nicht aus den Augen, weicht aber mit den Seinigen aus, sobald Friedrich auf ihn eindringt. In diesem Sinne nennt ihn Friedrich 1001 „neckendes Gespenst," (s. Ernst 229). — 1006. ließ die Fahne nicht, los, aufgeben; das biblische: „ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Vgl. 1006 und Ernst V. 544: „vom Werner laß ich nicht." Das Faktum, daß Herzog Heinrich sie ihm entriß und sich mit ihr dem Feinde ergab, berichtet nach Zschokke die histoire de l'empereur Louis IV. Handschr. (Zschokke II. 152 Anm.). — 1017. bringt auf ihn, ein. Daß Friedrich seinen Gegner getödtet zu haben wähnte, ist historisch; daß er aber sich aus Verzweiflung darüber ergab, ist ein Zug des Dichters. Auch das ist seine wirksame Erfindung, daß er die Münchner jauchzend den König auf den Schultern herbeitragen läßt, während der Burggraf an seiner vermeintlichen Leiche trauert. — 1023. daß Steffen Ludwig befreit, macht sein Bramarbasiren (719) wieder gut. Ein schöner Carton von dem bekannten Historienzeichner Herrmann in Dresden, den das Städel'sche Kunstinstitut in Frankfurt am Main besitzt, stellt die Scene unsres Drama's nach der Schlacht höchst anschaulich dar; alle Personen erscheinen wohl charakterisirt, der stattliche Friedrich mit dem Federschmuck und der demüthigen Haltung vor dem schlichten, biedern Ludwig hervortretend in der Mitte; der greise Schweppermann ermattet (V. 1037)

auf einem Steine sitzend; im Vordergrunde rechts Thomas und Steffen, beide niederknieend zum vorbeirinnenden Wasser, ersterer die muskelkräftigen Arme hochaufgeschürzt, vom Blute sie reinigend, der letztere tief geneigt zum Trunke nach dem heißen Tagewerk. — 1035. Trausnitz s. S. 177 und 294. — 1037. s. S. 183 Anm. — 1043. Imbiß s. V. 391. — 1045 ff. s. S. 182 Anm. — 1052. gebogen auf sein bloßes Schwert; nicht bloß im figürlichen, sondern auch materiellen Sinne wird die faktitive Form gebeugt mehr gebraucht. — 1060. Basel hielt zu Leopold; da feierten die beiden Fürsten ihre Hochzeit und von Festlichkeiten wird viel erzählt s. S. 158. — 1061. Fackeltanz wird oft erwähnt bei den Festlichkeiten jener Zeiten; die Tänzer trugen und schwangen die Fackeln; ist bei fürstlichen Hochzeiten noch ein Theil der Festlichkeiten. — 1070. unbarmherzig die Gestirne s. V. 511. — 1076. Unsieg s. 150 nach der Analogie von Unglück, das direkte Gegentheil bezeichnend, mittelhochdeutsch: unsige, sehr selten. P. Heyse hat es in seinem „Ludwig d. B." S. 10 auch gebraucht. Oefter bezeichnet diese Zusammensetzung bei Substantiven eine Milderung des Begriffs, der in dem Worte des Gegentheils liegt z. B. Unfleiß, Mangel an Fleiß, aber nicht gerade Faulheit. Merkwürdig ist auch die ganz gewöhnliche Bildung: Unstern, das Gegentheil von Glücksstern. — Uhland liebt übrigens die Bildungen mit un, s. 1401. Unliebes, ungedenk V. 1782. — 1077. Da riß ich ꝛc. s. S. 195 f. — 1082. Kasteiung vom lateinischen castigare bezeichnet eigentlich die Züchtigung überhaupt, nicht die besondere Art derselben, nämlich das Entziehen der Nahrung und des Schlafes; hier ist es im ursprünglichen Sinne genommen, da es mit Fasten verbunden ist. — 1090. Symbolik, wie 1153. 1760 ff., häufiger bei Ernst. — 1095. Knauf, mittelhochd. das Knauf, eine Nebenform von Knopf, von knüpfen, wozu auch Knubben (Lessing's Nathan), Knospe. — 1117. laß, Adj., gewöhnlich mit in. — 1118. setzt' ich daran, vom Spiel = aufs Spiel. — 1120 ff. s. S. 194. — 1135. die Hölle reiß' ich auf, ich öffne mir mit Gewalt ihre Pforten, um ihre Hülfe zu ertrotzen. In dem gewaltsamen Ausdruck liegt neben dem Trotz doch auch die bange Scheu, die sein nicht unedles Gemüth vor dem Teufelsbündniß hegt; er möchte lieber nur mit ehrlichen Waffen kämpfen. — 1140 ff. s. S. 194 f. — 1153. Da du der sinnlichen und Seelen-Nacht verfallen bist, brauchst du die Hülfe nächtlicher Geister nicht zu scheuen. — 1154 ff. ein herrlicher, tief ergreifender Gegensatz, der das Weib in seiner religiösen Größe zeigt; auch wenn's Nacht um sie und in ihr ist, strahlt doch der Stern der Liebe, in dessen Glanze sich alle Seligkeit unverlierbar ihr offenbart. Die Chronisten bemühen sich, jeden Verdacht zu entfernen, als habe sie irgend Antheil genommen an dem Versuch, auf solche Art den Gefangenen frei zu machen. —

1160. Ahnungstraume, s. S. 142. — 1162. hergesprengt rc. s. S. 143. — 1186. Kirchenfluch rc. s. S. 187 ff. — 1190. Johann von Gent rc. s. S. 190 f. — 1195. Schützt mich rc. s. S. 191 Anm. — 1196. Berufung s. S. 187 und 190. — 1200. Zu Regensburg rc. s. S. 194. — 1204. zu Straßburg s. S. 194. — 1210 ff. s. S. 198. 1215. gehandelt, wie in älterer Zeit gedingt oder geteidingt; wir würden sagen: es handelte sich darum, oder man verhandelte darüber. — 1252. kann ich nach s. S. 168 f. — 1266. ein böser Handel, es handelt sich um etwas Schlimmes. — 1268. an die Ehre tasten, auch elliptisch: man will mir an die Ehre; gewöhnlich: man will meine Ehre antasten. — 1269. entrüstet Euch, reflex., gewöhnlich entrüstet sein. — 1272. vor Burgau s. S. 197 f. — 1281. biß es unsern Rittern weidlich aus, weidlich, althochdeutsch wadlich, wedelich, von weiden, jagen, was tüchtig zur Jagd ist, tüchtig, hurtig. Der Sinn der Redensart ist klar: es verdroß sie sehr, es wurmte ihnen, vgl. Ernst, V. 299. Die Redensart selbst haben wir weder im Schriftdeutschen, noch im Mundartlichen finden können. „Einen ausbeißen" ist ein volksthümlicher Ausdruck, dem „Einen ausstechen, aus dem Sattel heben" (vom Turnier) gleichbedeutend = Einen übertreffen, in Schatten stellen. Grimm führt eine andre Redensart an: Einem ausbeißen die Augen, in ähnlicher Bedeutung. Verwandt damit ist: die Augen gehen Einem über, nicht bloß von Rührung, wie in Göthe's: „König von Thule", sondern auch von Verdruß.

1322. der Teufel hat sein Spiel, bereitet die Erscheinung des Albertus vor, indem es uns in die Atmosphäre der abergläubischen Zeit versetzt. Das kurze Zwiegespräch mit seinen Meisterzügen bringt uns rasch und vollständig in die Stimmung, in der wir, vertraut mit der Lage und dem Gemüthszustande Friedrichs, seine theilnehmenden Genossen werden. — 1329. Merzendonner, in einer neuen Ausgabe dürfte wohl die Schreibart mit ä als die durch den allgemeinen Gebrauch und die Etymologie berechtigte herzustellen sein, wie ja bei Stral, stäts in der dritten Ausgabe schon das bloße Herkommen berücksichtigt worden ist. — Der Monolog entspricht dem im Ernst IV. 3. zu Anfang. — 1339. den Tag entlang, entlang seltner von der Zeit, als dem Raume gebraucht. — 1341. erinnert an das herrliche Distichon: Frühlingsahnung.

Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Holder Frühling, du nahst!

1344. klirren auf, springen klirrend auf. — 1350. Man muß annehmen, worauf auch V. 1404 f. deutet, daß Albertus vorher schon als Neffe des Burgvogts oder in der Gestalt desselben von Friedrich öfter ge-

sehen worden ist. — 1353 f. dem die Liebe überkam, = über die die Liebe gekommen ist; dasselbe wird auch mit haben und dem Akk. ausgedrückt: die Liebe hat sie überkommen. Eine jetzt verloren gegangene Verbindung des Verbs im 13. Jahrhundert ist: etwas an einem, z. B. ietweder wolde sinen zorn an dem andern überkomen. — 1355. Kampf und Strauß pleonastisch verstärkend, wie in so vielen volksthümlichen Redensarten. — Ebenso das annominirende: jetzt reiten alle Ritter. — 1363. und träumt von Königen, damit gibt der Schüler kurz seine Beglaubigung von Seiten des Weibes, wie 1364 f. von Seiten des Bruders. — 1367. die Kunde, der Name des Geschäfts auf die Person übertragen. — 1371—1376. die kurzen Sätze und Ausrufe malen die drängende Hast. — 1378. fahr hin, hier wohl = fahr von hinnen (1384 ich muß von hinnen) wie im Biblischen: hebe dich weg, von dannen; in anderm Sinne: stirb, fahr zur Hölle. — 1381 f. der gewöhnliche Spruch gegen die Erscheinung des Bösen. — 1381 f. die Handlung beim Exorcismus; ganz nach dem Chronisten s. S. 194 f. und die Anm. — die Scene, äußerst malerisch, ist untadelig. — 1388. dieser komische Nachhall ist, da die ganze Scene unverwerflich ist, vollkommen an seinem Platze, gleichsam eine Kritik, die auch damals schon von tapfern Haudegen, wie Rindsmaul, geübt werden konnte. — 1389. Spuk s. Ernst V. 605. — 1394. so ist's doch wahr? was der Geist gesagt hat; es wird dadurch der Argwohn Friedrichs beim Erscheinen Ludwigs begründet; stärker in dem Ausruf 1397 f. mit Gewißheit 1402. Die Begegnung der beiden Fürsten erhält dadurch etwas drastisches, indem der eine mit einem großen Opfergedanken im Herzen offen und edel redet, wie Einer, der seinen Eigennutz überwunden, der andre, in seinem finstern Argwohn, gerade durch die milde Rede, die er für Hohn nimmt, heftig gereizt, seinem Unmuth die Zügel schießen läßt. — 1403. ich hab's, gefunden. — 1407. Zwinger, der die Burg umgebende Mauergraben. —

1429. als ein Opferthier, nicht vergleichend, sondern in der Eigenschaft eines Opferthiers. — 1440 f. beim Anblick bricht die alte Liebe Friedrichs wieder in helle Flammen aus und er spricht diese Worte voll Innigkeit. — 1442. diese Worte spricht Friedrich sanfter, aber noch voll ungläubigen Staunens. — 1443 ff. mit sanftem Vorwurf, im schmerzlichen Gefühl, von dem geliebten Jugendfreunde verkannt zu sein. — 1448. unverhalten gewöhnlicher: unverhohlen; doch kommt die Redensart: einem etwas verhalten = verbergen öfter vor. — 1467. die Krone ausfolgen, ein diplomatischer und juristischer Ausdruck; das Gegentheil: vorenthalten = etwas, was dem Andern gehört, herausgeben oder verweigern. —

1471 f. Friedrich ist noch immer mißtrauisch und gereizt. — 1479. Eure Treue bürgt, prägnant intrans. = ist mir Bürge, Unterpfand. — 1483. Fängniß alt, mittelhochdeutsch die vancnisse, die Gefangenschaft, Haft; das abgeleitete neuhochdeutsche Gefängniß bezeichnet nur den Raum, Kerker. — 1485. ausgesetzt, als Siegespreis. — 1486. fiel der Sieg, zu. — 1492. kehr ich, zurück, etwas hart. — 1495. Prior von Maurbach s. S. 200. — 1501. der Begriff des: von dem Einen zum Andern gehen auseinandergelegt in zwei Sätze, verstärkt oder versinnlicht mehr die Geschäftigkeit. — 1506. Hostie, eigentlich Opferthier, ganz entsprechend dem Dogma; ebenso das Wort für denselben Gegenstand: die Oblate, nur daß dieses lateinische Wort: das Dargebrachte, das Geweihte bezeichnet mit Auslassung des Wortes: corpus (Leib); wie Opfer das Darbringen. —

1550—1552. vgl. 404 ff. Das ist noch eine Spur meines früheren Mannessinnes, daß die Rierehre mir höher steht als die Liebe und nicht durch diese ersetzt werden kann. — 1556. Der Scholle verhaftet, ich hafte (von haben), bin fest an der Scholle, d. h. eigentlich am Boden, zunächst vom Hörigen, hier mit Anspielung auf die frühere Haft; ich bin wieder verhaftet; eine schöne, höchst anschauliche, unsres Wissens nur hier vorkommende Verknüpfung beider Verhältnisse. Ebenso verfangen V. 1745. 1566. die Sorge verweilte mich, ließ mich verweilen, faktitiv selten gebraucht. — 1575 f. zunächst buchstäblich zu nehmen, denn es war Frühling, und in den Winter fiel unter andern das Begegniß vor Burgau; dann aber wohl bitter anspielend auf den Gegensatz zwischen seinem Aussehen und dem Friedrichs. — 1594. Befriedung = Versöhnung, die richtige Form statt des jetzt allgemein gebrauchten unorganischen Befriedigung, das auch in seiner Bedeutung abgeschwächt ist: Zufriedenstellung. — 1583. wie der alte Rauschebart in der herrlichen Ballade: Eberhard der Greiner. — 1599. kein Beding, seltnere Form. Das Beding oder Bedinge = beschränkende Bestimmung, mittelhochd. das gedinge. — 1600. auf des Glücks geschwungnem Rade, das Glück mit oder auf einem Rad, ein antikes Bild.

„Bin ich nicht glücklich? Das Rad Fortunens, das auf und hinab mich
Also gerollt bis hierher, rollt ja den Größten auch so."

Arndt: Lug ins Leben 41.

Die älteste Vorstellung der Tyche (Fortuna) nach Hesiod war eine Frau mit doppeltem Steuerruder (Glück und Unglück); in späterer Zeit kommt Kugel oder Rad hinzu, indem sie darauf sitzt oder steht. Auf einer Münze

des Kaisers Geta (der 212 von seinem Bruder ermordet wurde) sitzt sie auf dem Boden, mit entblößtem Oberleib, den rechten Arm auf ein Rad lehnend, in der linken ein Füllhorn haltend; auch auf einem Schiffsschnabel wird sie abgebildet. Als Sesostris siegreich im Triumph heimkehrte, fragte er einen der an seinen Wagen gefesselten Könige, warum er beständig nach den Rädern umsehe. „Ich erblicke hier," sagte dieser, „ein Bild des menschlichen Schicksals; bald ist man oben und glücklich, bald unten und in den Staub getreten;" oder, wie Diodor (I, 58) es ausdrückt: Ich sehe, wie diese Speiche bald oben, bald unten ist, — ein Bild des Glücks, das Könige in die tiefste Sklaverei hinabstürzt. In der Redensart: „er ist unter die Räder des Glücks gerathen," muß man die Göttin auf einem Wagen dahinfahrend denken:

„Aber er fiel bald selbst unter die Räder des Glücks."

Platen.

Uebrigens ist das Rad des Glücks wohl zu unterscheiden von dem Glücksrad, das bei Hazardspielen gebraucht, wie Roulette, die radartige Scheibe bezeichnet, auf der die Glückskugel rollt. Ein andres Bild liegt dem Schiller'schen: „mit Gedankenschnelle dreht das Glück seine Kugel um." — 1605 ff. s. S. 209 f. — 1620. bleicher Stern s. V. 511. — 1623. steht zu Pfand, seltner für: habe ich zum Pfand eingesetzt, gegeben; dagegen: steht auf dem Spiel. — 1626 ff. ächt jesuitische Moral lang vor ihrer Entstehung. — 1635. männiglich, Akkus. — 1640. Euch loszuzählen, ein prägnanter, etwas gewagter Ausdruck, in dem zwei Thätigkeiten verschmolzen sind: von dem Eide lösen und unter die Freien zählen. — 1640. andurch Kanzleistyl, wie der Legat sich auszeichnet durch die amtsmäßige, steife Sprache. Das Geschichtliche s. S. 201 und 208 f. — 1646. großem Aergerniß, sächlich und weiblich, im Mittelhochd. die erge, im 15. Jahrhundert die Aergerniß. — 1648. Einung, wie Befriedung u. a., mittelhochd. die einunge, das Einig werden, der Beschluß, s. Strickung zu V. 164. — 1651. dem Vergleiche lebt, ist mehr als: nach dem Vergleiche lebt, der Vergleich ist gleichsam persönlich gemacht. — 1656. bescheidet mich, gebt mir Bescheid, nicht lokal: zu Euch. — 1658. von diesem verächtlich. — 1682. der Ehre wank ich nicht, Ehre persönlich gedacht, daher Dativ der Person. — 1694. heb dich weg, wie bei Albertus fahr hin; Leopold wird dadurch als Verführer bezeichnet. — 1717. vom Bann gezeichnet, wie die Gebrandmarkten. — 1725. mit eins, adverbiales s. — 1735. ich laß dich nicht s. V. 1006. — 1744. Moder, mit lat. madeo zusammenhängend, das Feuchte ist der Grundbegriff; Muff, Moos ꝛc. gehören dazu. —

1745. verfangen s. V. 1556. — 1748 f. etwas modern sentimental. Ueberhaupt ist dies Zwiegespräch die Achillesferse und das Loßreißen von Isabellen psychologisch nicht genug durchgearbeitet. Man erinnert sich bei 1751 ff. an Tiek's Schauspiel: Genovefa, zu Anfang, wo sie, als Siegfried zum Kampf zieht und ihr mitzuziehen mit hartem Wort verweigert, ihm sagt:

„Bist du so rauh, Gemahl, so wenig freundlich
Dem armen, kranken Weibe? — Nun, so höre,
Ich will die Zunge zwingen, es zu sagen:
Ich fühle mich seit wenig Wochen Mutter."

Diese Erfindung des Dichters scheint uns nicht glücklich, weil dadurch die Entgegnung Friedrichs um so härter wird. Nach dieser Eröffnung bedürfte es wenigstens einer tieferen Ausführung. —

1760. die Symbolik tritt hier wieder hervor, wie in reicherem Maße bei Ernst. — 1766. müde von, wohl hier mehr objektivisch statt des Genit., als auf die Frage: wodurch? — 1782. ungedenk, seltner für uneingedenk. — 1794. uns gegenwärtig Dativ. comm. = durch eure Gegenwart uns hülfreich; so 1810. da muß ich sein mit meiner Gegenwart. — 1839. neue Mauer s. S. 162. — 1866. die Krone hier s. S. 196. — 1892. die Kraft des Herzens, der reinen uneigennützigen Gesinnung. Schön leitet der Dichter die uns unbegreiflichen Rückzüge während des Kampfes von der tadelnden Stimme des Innern her, von dem innern Streit, der die äußere Kraft lähmte. — 1900. s. Schiller's: Deutsche Treue. Dieses Gedicht schildert in kurzen Sätzen vortrefflich den Streit und seine Schlichtung und verewigt in ächt epigrammatischer Weise, d. h. im Lapidarstyl, jenes einzige Zeugniß deutscher Treue. Unübertrefflich ist die Klerisei charakterisirt in dem letzten Distichon. Auch unser Dichter spielt auf dieses Nichtglaubenwollen und Nichtfassenkönnen der Kurie an V. 1600 f., wie der Legat sagt: Erwägt es Herr &c.; er ist sicher, daß er sich eines bessern besinnen werde. Das ungläubige Erstaunen des Papstes über die Versöhnung ist in seinen Briefen hinlänglich ausgedrückt. — 1924 ff. s. S. 198.

Nachträglich ist noch zu der schwachen Form auserkiest (Ernst 346) zu bemerken, daß sie in Urkunden des 17. Jahrhunderts vorkommt, z. B. Fischerurkunden Nr. 156 im Frankf. Stadtarchiv, vom 23. Juli 1622: E. E. und F. W, können wir Alte und newe erkieste geschworne Meister des Fischerhandtwerks allhie, unberthänig nicht beegen &c.

Quellen und Hülfsmittel.

Johannes Victoriensis in J. Fr. Boehmer: Fontes Rerum Germanicarum. I. S. 271—450. — Andr. Felix Oefelius: Rerum Boicarum Scriptores. II. — Joannes Aventinus: Annalium Boicarum libri septem. — Chronicon M. Alberti Argentinensis in: Urstisii Germaniae Historici. II. 97—166. — Gudenus, Codex Diplomaticus. III. — Hieron. Pez. Scriptorum Rerum Austriacarum I. und II. — Petrus Zittaviensis, Chronicon Aulae Regiae bei Dobner, Monum. histor. Boemiae. V. — Nicolai Burgundi Histor. Bavar. s. Ludovicus IV. Imperator. ed. Just. Christ. Böhmer. Helmstadi 1705. — Johannes Vitoduranus in Thesaur. hist. helvet. 1735. 1—86. — J. D. Olenschlager, Staatsgeschichte des Röm. Kaiserthums. Frankf. 1755. — Dess. die goldne Bulle. — J. Fr. Böhmer, Regesta Imperii inde ab anno 1314 usque ad ann. 1347. Frankf. 1839 nebst den beiden Ergänzungsheften. — Konr. Mannert, Kaiser Ludwig der Bayer. Landshut 1812. — Jos. Schlett, Kaiser Ludwig der Bayer. Sulzbach 1822. — Andr. Buchner, Geschichte v. Bayern 5. München 1831. — Fr. v. Weech, Kaiser Ludwig. d. Bayer und König Johann v. Böhmen. München 1860. — Heinr. Zschokke, Bayrische Geschichten 2. Zweite Ausg. Aarau 1821. — J. E. Kopp, Reichsgeschichte seit 1273. 4b. Luzern 1856. — Kurz, Friedrich der Schöne. — Chr. Fr. v. Stälin, Wirtemberg. Geschichte. 3 Bd. — K. Mayer, Album schwäbischer Dichter. I. Uhland. Tüb. 1861. — Fr. Notter, Ludw. Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. Stuttg. 1863. — Ludolf Wienbarg, die Dramatiker der Jetztzeit. 1. Heft. Ludwig der Bayer. Altona 1839. — Fr. Vischer, Kritische Gänge. Neue Folge 4tes Heft, Stuttg. 1863. S. 99—169. — Otto Jahn, Ludwig Uhland. Bonn, 1863. Andere Hülfsmittel sind an den betreffenden Stellen der Schrift angegeben. —

Berichtigungen und Zusätze.

S. 100 zu Vers 1597. Entscheid findet sich auch in den vaterländischen Gedichten.

S. 100 zu Vers 1608. zernichten ist ein Suevismus; ebenso im Fortunat, wo es die neueste Ausgabe nach der Handschrift wieder hergestellt hat. Dort findet sich auch zerschiedene (Gesang 2).

S. 101 zu Vers 1792. zerspellt findet sich auch in den Eberhardgedichten.

S. 101 zu Vers 1852. Schluft, die neueste Volksausgabe bringt nach der Handschrift: Schlucht.

S. 323. zu Vers 1600. P. Heyse giebt ein ausführliches Bild der Fortuna mit dem Rade in seinem Ludwig S. 105.

„Auf zwei Tafeln war
Das Rädlein, das die Dirne Glück herumschwenkt,
Mit klugen Sprüchen zierlich abgebildet,
Und durch die Speichen wimmelt' auf und ab
Die bunte Menschheit. Die zur Linken hoch
Emporgetragen auf dem Rade tanzten,
Die sah man rechts zerquetscht am Boden winseln."

S. 101 zu Vers 1810. lies: der Knaul st. das. Im ersten Gesang des Fortunat findet sich auch die Form: Knäuel.

S. 174 Z. 8 bis 6 v. u. bitte man zu lesen: Den zur Schlacht Schreitenden sei, wenn Gott mit ihnen war, ein solcher Glanz in den Steinen des hohenpriesterlichen Gewandes (rationalis) erschienen, damit ꝛc.

Mill, John Stuart, über die Freiheit. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pickford. 8°. 1860. Thlr. 1. — fl. 1. 45

Nohl, Dr. Ludwig, der Geist der Tonkunst. 8°. 1861. Thlr. 1. —. fl. 1. 45

— — Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. 8°. 1862. Thlr. 1. 10. fl. 2. 20

Rückert, Friedrich, gesammelte Gedichte in 3 Bde. 8°. 1843. Thlr. 4. fl. 7

— — Gedichte in 1 Bd. Auswahl des Verfassers. Mit Portrait. 12 Aufl. gr. 8°. 1860. Thlr. 1. 22½. fl. 3. —

— — Dasselbe. Min.-Ausg. Mit 2 Stahlst. nach Prof. Richter. 11. Aufl. geb. mit Goldschn. Thlr. 2. 18. fl. 4. 30

— — Liebesfrühling. Prachtausgabe mit 6 Farbendruckblättern gemalt von Franziska Schultze und 70 Holzschnitten nach Prof. Schrödter. 2. Aufl. gr. 4°. 1861. In Cambric geb. mit Goldschn. Thlr. 10. fl. 17. 30. In Maroquin geb. mit Goldschn. Thlr. 12. —. fl. 21. —

— — Dasselbe in Min.-Ausg. Mit 1 Stahlst. nach Prof. Richter. 5. Aufl. 1863. geb. mit Goldschn. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42

— — Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 4. Min.-Aufl. 1862. Mit 1 Stahlst. nach Prof. Richter. geb. m. Goldschn. Thlr. 1. 15. fl. 2. 42

Souchay, Dr. E. F., Geschichte der deutschen Monarchie. Von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. (687 — 1519). In 4 Bänden. gr. 8°. 1861/62. Thlr. 10. 20. fl. 18. 40

Sudhoff, Lic. Karl, Geschichte der christlichen Kirche. In Vorlesungen dargestellt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Theile in einem Band. geb. in Cambric, gr. 8°. 1861. Thlr. 2. 24. fl. 4. 48

Schack, A. F. von, Spanisches Theater. 2 Bde. 8°. 1845. Thlr. 1. 10. fl. 2. 20

Stolterfoth, Adelheid von, Rheinische Lieder und Sagen. 3. Aufl. in Min.-Format. Mit Stahlstich. geb. mit Goldschn. Thlr. 1. 15. fl. 2. 36

Trautmann, Dr. Franz, Eppelein von Gailingen. Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8°. 1852. 24 Sgr. fl. 1. 20

— — die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern. 2 Bde. 8°. 1853. Thlr. 2. —. fl. 3. 36

— — die gute alte Zeit. 8°. 1855. 24 Sgr. fl. 1. 24

— — Chroniken des Herrn Petrus Nöckerlein. 2 Bände. 8°. 1656. Thlr. 1. 22½. fl. 3. —

— — heitere Städtegeschichten. 8°. 1861. 20 Sgr. fl. 1. 12

Weismann, Dr. H., aus Göthe's Knabenzeit 1757 — 1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Mit 6 Seiten Facsimile. 16°. 1846. geh. 16 Sgr. 54 kr.

Wirth, Max, die deutsche National-Einheit in ihrer volkswirthschaftlichen, geistigen und politischen Entwickelung an der Hand der Geschichte beleuchtet. gr. 8°. 1859. Thlr. 2 — fl. 3. 30

Zschokke, Heinr., Feldblumen. Eine andere Selbstschau in Gedenkblümlein. Mit Portrait. Min.-Ausg. geb. m. Goldschn. 1850. Thlr. 1. fl. 1. 45

Frankfurt a. M.
Druck von J. D. Sauerländer.
1863.